

Seddik Bibouche

**NEUE ORIENTIERUNGEN UND ENGAGEMENTFORMEN
VON JUGENDLICHEN ARBEITNEHMER/INNEN**

Dissertation
zur Erlangung des akademischen Grades
Doktor der Sozialwissenschaften
in der Fakultät
für Sozial- und Verhaltenswissenschaften
der Eberhard-Karls-Universität

2003

**Gedruckt mit Genehmigung der
Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften
Der Universität Tübingen**

Hauptberichterstatter: Prof. Dr. Günter L. Huber

Mitberichterstatter: Prof. Dr. Gerd Meyer

Dekan: Prof. Dr. Andreas Boeckh

Tag der Mündlichen Prüfung: 10. März 2003

Druckerei: Copyworld Tübingen

Neue Orientierungen und Engagementformen von jugendlichen Arbeitnehmer/innen

Inhalt

VORWORT	7
EINFÜHRUNG	8
1. DAS FORSCHUNGSPROJEKT	11
1.1. DIE FORSCHUNGSKONZEPTION.....	11
1.1.1. <i>Die Zielgruppe</i>	11
1.1.2. <i>Die Forschungsfragen</i>	11
1.1.3. <i>Die Durchführung</i>	12
1.1.4. <i>Der methodische Forschungsansatz</i>	13
1.2. DIE QUANTITATIVE ERHEBUNG	15
1.2.1. <i>Der Fragebogen</i>	15
1.2.2. <i>Die Stichprobe</i>	17
1.2.3. <i>Die Durchführung</i>	17
1.2.4. <i>Die Auswertung</i>	18
1.3. DIE QUALITATIVE FORSCHUNG	19
1.3.1. <i>Das Leitfadeninterview</i>	19
1.3.2. <i>Die Gruppendiskussionen</i>	20
1.3.3. <i>Die teilnehmende Beobachtung</i>	21
1.3.4. <i>Die Einzelfallanalysen und der Portraitfilm</i>	22
1.4. ALLGEMEINE LEITLINIEN DES FORSCHUNGSPROJEKTS	23
1.4.1. <i>Forschung für die Praxis</i>	23
1.4.2. <i>Die Methoden richten sich nach dem Forschungsgegenstand</i>	24
1.4.3. <i>Interpretation der individuellen Entwicklung im gesellschaftlichen Kontext</i> ..	25
1.4.4. <i>Die emanzipatorische Relevanz als zentrales Anliegen</i>	27
2. DER ERSTE BLICK: GESAMTERGEBNISSE	28
2.1. DAS VERHÄLTNISS DER JUGENDLICHEN ZU ARBEIT UND FREIZEIT	28
2.1.1. <i>Allgemeine Trends</i>	28
2.1.2. <i>Hintergründe zur Arbeits- und Freizeitorientierung</i>	30
2.1.2.1. <i>Gründe für Arbeits- und Freizeitorientierung</i>	31
2.1.2.2. <i>Arbeit, Freizeit und politische Orientierungen</i>	32
2.1.2.3. <i>Arbeit, Freizeit und Engagement</i>	33
2.2. ORIENTIERUNGEN	34
2.2.1. <i>Die Internationale Orientierung</i>	35
2.2.2. <i>Europäische Orientierung</i>	35
2.2.3. <i>Nationale Orientierung</i>	37
2.2.4. <i>Rassistische Orientierung</i>	39
2.2.5. <i>Autoritäre Orientierung</i>	40
2.2.6. <i>Demokratische Orientierung</i>	41
2.2.7. <i>Lokale Orientierung</i>	43

2.2.8.	<i>Gewerkschaftliche Orientierungen</i>	43
2.2.8.1.	<i>Das Verhältnis zur Gewerkschaft</i>	44
2.2.8.2.	<i>Enges traditionelles Gewerkschaftsverständnis</i>	45
2.2.8.3.	<i>Sehr geringes Wissen über Gewerkschaften</i>	46
2.2.8.4.	<i>Erwartungen an die Gewerkschaft</i>	47
2.3.	ENGAGEMENT	48
2.4.	SOZIALE EINBINDUNGEN, BEZIEHUNG ZWISCHEN DEN GRUPPEN	50
2.5.	ZUKUNFT, LEBENSPRINZIPIEN UND PERSPEKTIVEN	52
2.6.	UNTERSCHIEDE ZWISCHEN VERSCHIEDENEN SOZIALEN GRUPPEN	54
2.6.1.	<i>Die Bedeutung der sozialen Segmentierung</i>	54
2.6.2.	<i>Männliche und weibliche Jugendliche im Vergleich</i>	55
2.6.2.1.	<i>Orientierungen</i>	56
2.6.2.2.	<i>Engagement</i>	57
2.6.2.3.	<i>Zukunftsperspektiven</i>	58
2.6.3.	<i>Allochthone und Autochthone im Vergleich</i>	58
2.6.3.1.	<i>Zur Begrifflichkeit</i>	58
2.6.3.2.	<i>Orientierungen</i>	60
2.6.3.3.	<i>Engagement</i>	61
2.6.4.	<i>Ostdeutsche und westdeutsche Jugendliche</i>	62
2.6.4.1.	<i>Arbeit und Freizeit</i>	62
2.6.4.2.	<i>Politische Orientierungen</i>	63
2.6.4.3.	<i>Engagement</i>	64
2.6.5.	<i>Jugendliche mit unterschiedlichen Bildungsabschlüssen</i>	65
2.6.6.	<i>Vergleich von jungen Gewerkschaftsmitgliedern und Nichtmitgliedern</i>	66
2.6.6.1.	<i>Politische Orientierungen</i>	67
2.6.6.2.	<i>Engagement</i>	68
2.6.6.3.	<i>Zukunftsperspektive</i>	71
3.	DER ZWEITE BLICK: NEUE ORIENTIERUNGEN UND	
	ENGAGEMENTFORMEN VON JUGENDLICHEN	72
3.1.	GESELLSCHAFTLICHE RAHMENBEDINGUNGEN	72
3.1.1.	<i>Die Globalisierung</i>	73
3.1.2.	<i>Die Internationalisierung</i>	74
3.1.3.	<i>Die Mediatisierung des Alltags</i>	75
3.1.4.	<i>Fazit</i>	76
3.2.	DER WILLE ZUR INTEGRATION BESTIMMT ARBEIT UND FREIZEIT	76
3.2.1.	<i>Vorherrschende Tendenzen</i>	76
3.2.2.	<i>Professionalität als Wert an sich</i>	77
3.2.3.	<i>Pragmatismus statt Idealismus</i>	77
3.2.4.	<i>Flexibilität und Diskontinuität</i>	78
3.2.5.	<i>Temporäre Identifikation</i>	79
3.2.6.	<i>Zufriedenheit mit Beruf und Ausbildung</i>	79
3.2.7.	<i>Beruf wichtiger als Freizeit, aber keine starke Trennung von beiden</i>	80
3.2.8.	<i>Wandel des Freizeitverhaltens</i>	80
3.2.9.	<i>Starke Bindung an die Herkunftsfamilie</i>	82
3.2.10.	<i>Fazit</i>	83
3.3.	WANDEL DES POLITISCHEN BEWUSSTSEINS	84
3.3.1.	<i>Politikverständnis</i>	84
3.3.2.	<i>Die Verleugnung des Politischen</i>	85
3.3.2.1.	<i>Politische Verwahrlosung</i>	86
3.3.2.2.	<i>Distanzierung von Politik</i>	87

3.3.2.3.	<i>Exterritorialisierung der Politik</i>	87
3.3.3.	<i>Linke Formen des politischen Bewusstseins</i>	88
3.3.3.1.	<i>Traditionsbewusstes politisches Bewusstsein</i>	89
3.3.3.2.	<i>Radikal kritische basisdemokratische Orientierung</i>	89
3.3.3.3.	<i>Sozial-liberale Haltung</i>	90
3.3.3.4.	<i>Pragmatische ökologisch-alternative Orientierung</i>	91
3.3.3.5.	<i>Fazit</i>	92
3.3.4.	<i>Rechte Orientierungen</i>	92
3.3.4.1.	<i>Was sind rechte Orientierungen?</i>	92
3.3.4.2.	<i>Zunahme von nationalen und autoritären Orientierungen</i>	95
3.3.5.	<i>Die rettende Mitte</i>	96
3.3.6.	<i>Widersprüchlichkeit der politischen Orientierungen</i>	97
3.3.7.	<i>Politische Kultur</i>	98
3.4.	NEUES VERHÄLTNIS ZU ORGANISATIONEN	100
3.4.1.	<i>Keine Abwendung von Organisationen</i>	100
3.4.2.	<i>Von Pflicht- zu Selbstentfaltungswerten</i>	100
3.4.3.	<i>Fazit</i>	102
3.5.	GEGENWARTSORIENTIERUNG UND PERSÖNLICHER ZUKUNFTSOPTIMISMUS	103
3.6.	SOZIALE SEGMENTIERUNG UND INDIVIDUALISIERUNG ALS DYADE DER MODERNE 106	
3.6.1.	<i>Rezentrierungsversuche</i>	106
3.6.2.	<i>Soziale Segmentierung als sozialer Halt und Bedürfnis nach Kohärenz</i>	107
3.6.3.	<i>Die Gefahr der Ethnisierung und der Selbstethnisierung</i>	108
3.6.4.	<i>Ich-bezogene Motive und Individualisierung</i>	109
4.	FALLANALYSEN UND PORTRAITFILM	111
4.1.	AUSWAHL DER FÄLLE	111
4.2.	DIE VORGEHENSWEISE: FALLANALYSE UND PORTRAITFILM	112
4.3.	FÜNF JUGENDLICHE UND DOCH NICHT NUR EINZELFÄLLE	112
4.4.	FAZIT	125
5.	ZUM ZUSAMMENHANG VON GESELLSCHAFTLICHEN STRUKTUREN, SOZIALEN FELDERN UND DEN ORIENTIERUNGEN BZW. ENGAGEMENTFORMEN JUGENDLICHER	129
5.1.	ANALYSESHEMA FÜR ORIENTIERUNGEN UND ENGAGEMENTFORMEN VON JUGENDLICHEN IM GESELLSCHAFTLICHEN KONTEXT	129
5.2.	GESELLSCHAFTLICHE BEDINGUNGEN UND BEDEUTUNGEN	133
5.2.1.	<i>Die Globalisierung</i>	133
5.2.2.	<i>Die Internationalisierung</i>	136
5.2.3.	<i>Die Mediatisierung</i>	137
5.2.4.	<i>Die Individualisierung</i>	137
5.2.5.	<i>Die Segmentierung</i>	138
5.2.6.	<i>Die Lokalisierung</i>	146
5.3.	KONKRETE LAGE IN DER GESELLSCHAFT	149
5.3.1.	<i>Neue soziale Ungleichheiten</i>	149
5.3.2.	<i>Die Bedeutung des sozialen Raumes</i>	151
5.4.	SOZIALE FELDER UND SOZIALE REPRÄSENTATIONEN	156
5.4.1.	<i>Soziale Felder</i>	156
5.4.2.	<i>Soziale Repräsentationen</i>	158
5.5.	SUBJEKTIVE ORIENTIERUNGEN UND ENGAGEMENT	160
5.5.1.	<i>Orientierung und Handlung</i>	160
5.5.1.	<i>Engagement</i>	162

6. JUGENDARBEIT UND JUGENDFORSCHUNG	165
6.1. PROBLEME DER JUGENDARBEIT HEUTE	165
6.2. BEDEUTUNG EINZELNER BEFUNDE AUS DER JUGENDSTUDIE	168
6.2.1. <i>Der Wille zur Integration</i>	168
6.2.2. <i>Partizipation und politische Bildung</i>	168
6.2.3. <i>Erhöhte Unmittelbarkeitsfixierung</i>	169
6.2.4. <i>Segmentierung</i>	169
6.2.5. <i>Verhältnis zur Organisation</i>	170
LITERATUR.....	171
ANHANG	181

VORWORT

Die folgende Arbeit ist im Rahmen eines Forschungsprojektes in der Abteilung pädagogische Psychologie am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Tübingen entstanden. Projektleiter war PD Dr. Josef Held, der in den 80er Jahren die Tübinger Forschungsgruppe gründete, deren Schwerpunkt die Jugendforschung war und bis heute geblieben ist. Die vorliegende Studie ist das Ergebnis des vorläufig letzten Projektes der Forschungsgruppe in einer mittlerweile entstandenen Tradition.

Die Zusammensetzung der Gruppe hat sich im Laufe der Zeit naturgemäß immer wieder verändert, ohne die zentralen Grundsätze der Arbeit aufzugeben, so die kritische Haltung, den subjektwissenschaftlichen Ansatz und die Praxisorientierung. Ehemalige und gegenwärtige Mitglieder der Tübinger Forschungsgruppe stehen nach wie vor in Kontakt miteinander und nützen diesen für einen fruchtbaren Dialog, der für die aktuellen Projekte, vor allem für die vorliegende Studie, von großem Wert war. An dieser Stelle sei ihnen allen gedankt.

Die bundesweite Befragung wäre nicht ohne Unterstützung von aktiven Gewerkschaftern, engagierten Pädagogen/innen und Privatpersonen in ganz Deutschland zustande gekommen. Sie ermöglichten mir den Zugang zu den entsprechenden Einrichtungen, die mir erlaubt haben, die Jugendlichen zu befragen. Auch bei ihnen möchte ich mich bedanken, selbst wenn sie bescheiden in der Anonymität bleiben wollen.

Die Tübinger Forschungsgruppe hat immer auf einen kontinuierlichen Austausch und auf die Zusammenarbeit mit Multiplikatoren, Jugendlichen und Studierenden Wert gelegt. Die dadurch entstandenen Anregungen, Kritiken und Hinweise waren für die Analyse der Daten wichtig. Viele Studierende haben einen sehr direkten Beitrag geleistet, indem sie sich an der Befragung in Süddeutschland beteiligt haben. Auch ihnen danke ich.

Mein Dank gilt ganz besonders den engagierten Studierenden, die im Projekt viele mühsame Aufgaben übernommen haben, so Sylvia Beck, Steffi Bernecker, Peter Holzwarth, Richard Joos, Stefanie Keller de Souza, Claudia Kramer, Tobias Kröll, und Caroline Schork. Viele von ihnen haben mich immer wieder bei Veranstaltungen begleitet, sie haben mitbeobachtet und mit mir diskutiert. Daraus ergibt sich, dass ich an entsprechenden Stellen dieser Arbeit mir erlaube die Wir-Form zu benutzen. Diese Form ist zudem die einzig korrekte, da es in dieser Studie um Methoden und Theorien geht, deren Entstehen nicht nur auf meine persönlichen Leistungen zurückzuführen sind, sondern auf einen stetigen Dialog im Projektverlauf innerhalb der Forschungsgruppe und vor allem mit Herrn Dr. Josef Held. Herr Dr. Held hat mich von Anfang an und auch fortlaufend stark unterstützt. Ohne ihn wäre diese Arbeit nicht entstanden. Deswegen gilt ihm mein ganz besonderer Dank.

Ein wichtiger Teil der Jugendstudie ist der dazu gehörende Film, dessen Qualität Jugendliche bei den Vorführungen immer wieder betont haben. Er verdankt sie der akkuraten und engagierten Arbeit der Filmemacherinnen Carola Flad und Simone Heyder.

Ich bedanke mich auch bei den vielen Jugendlichen, die geduldig die Fragebögen ausgefüllt und meine Fragen beantwortet haben, besonders aber bei den fünf engagierten Jugendlichen, die sich für den Film zur Verfügung gestellt haben und ein Jahr lang meine penetrante Neugier und Präsenz erdulden mussten.

Last but not least, muss ich mich ganz herzlich bei meiner Frau Julia Klönne-Bibouche und meinen jugendlichen Kindern Bachir und Louisa bedanken, die mich über die ganze Zeit zur Fertigstellung der Arbeit ermutigt haben und mich dabei sehr stark durch Diskussionen, Hinweise, kritische Anmerkungen und vor allem ihre unendliche Geduld unterstützt haben.

Seddik Bibouche

*„Es genügt nicht, das Bestehende darzustellen,
notwendig ist es, an das Erwünschte
und an das Mögliche zu denken“*

Maxim Gorki

Einführung

Jugendforschung hat in Zeiten des gesellschaftlichen Umbruchs Konjunktur - vor allem in Deutschland. Regelmäßig werden hier große Jugenduntersuchungen durchgeführt, so von der deutschen Shell-AG (2000; 2002), vom Deutschen Jugendinstitut (2000) oder von der IBM (1998). Der gesellschaftliche Wandel bestimmt die Themen. Jugendforschung wird zur Zeitdiagnose, sie untersucht neue Trends und kann für die Jugendarbeit oder die Politik adäquate Konzepte entwickeln, gegebenenfalls auch unerwünschten Entwicklungen entgegenwirken.

Große Organisationen wie die IG-Metall sind heute in besonderer Weise durch die gesellschaftlichen Veränderungen herausgefordert. Es ist für sie eine zentrale Zukunftsfrage, wie Jugendliche sich orientieren, ob und wie sie sich in Organisationen engagieren. Eine Antwort auf diese Fragen lässt sich nur schwer aus den erwähnten Jugendstudien gewinnen, da sie inhaltlich zu allgemein bleiben, die Zielgruppe jugendliche Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen zu wenig berücksichtigen und sich nur schwer ein Bezug zur verbandlichen Jugendarbeit herstellen lässt. Es ist deshalb folgerichtig, dass die IG-Metall selbst eine Jugendstudie in Auftrag gegeben hat.

Die Wahl der IG-Metall für eine Jugendstudie fiel wohl deshalb auf die Tübinger Gruppe, weil diese schon seit Mitte der 80er Jahre regelmäßig Untersuchungen zu jugendlichen Arbeitnehmer/innen durchführt. Dadurch war es für die Tübinger Jugendforschungsgruppe möglich, Entwicklungen und Veränderungen bei den jugendlichen Arbeitnehmern/innen zu erkennen, die für die gewerkschaftliche Jugendarbeit relevant sind. So stellte sie Ende der 80er Jahre fest, dass sich ein Trend umkehrte, den viele bis dahin als eine Art Gesetz betrachtet hatten: Jugend galt bis dahin als linksanfällig, dann folgte die politische Wende von linker zu rechter Orientierung. Linke politische Bewegung und linke Argumentationsweisen verloren an Attraktivität. Aussagen wie „nie wieder Faschismus“ oder „wehret den Anfängen“ erhielten 1989 nur noch halb soviel Zustimmung wie die Aussage „ich bin stolz ein Deutscher zu sein“. Bei den männlichen jungen Arbeitnehmern rangierte der nationale Spruch mit 18% schon damals noch vor der Friedenstaube (Held 1994, S. 256-261).

Die Wende nach rechts wurde – auch in den Gewerkschaften – gerne mit der Jugendarbeitslosigkeit und der schlechter werdenden sozialen Situation erklärt. In einer Studie Anfang der 90er Jahre konnte die Tübinger Jugendforschung jedoch nachweisen, dass benachteiligte jugendliche Arbeitnehmer/innen nicht stärker nach rechts tendierten als die nicht-benachteiligten, sondern eher weniger (vgl. Held u.a. 1991).

Lange war man sich in den Gewerkschaften zumindest sicher, dass die gewerkschaftlich organisierten Jugendlichen weniger zu rechten Orientierungen neigten als die nicht-organisierten. 1993 belegte dagegen eine weitere Tübinger Studie, dass die jungen Gewerkschaftsmitglieder damals eher stärker zu rechten Orientierungen neigten als die jungen Nichtmitglieder (vgl. Held u.a. 1996).

Die neue IG-Metall-Jugendstudie steht einerseits in der Tradition dieser Jugendforschung, hat aber einen anderen Ansatzpunkt. Nicht die problematische Seite jugendlicher Orientierung steht im Mittelpunkt, sondern neue Orientierungen und Engagementformen Jugendlicher

sollen daraufhin betrachtet werden, welche Bedeutung sie für die zukünftige Jugendarbeit haben.

Die Arbeit teilt sich in sechs Kapitel, die schrittweise von den allgemeinen Ergebnissen zu den Schlussfolgerungen für die Praxis führen. Die theoretische Reflexion ist bei dieser Arbeit begleitend entstanden und ist auch deswegen als ein Ergebnis der Untersuchung zu betrachten. Daher steht sie als theoretische Vertiefung in Kapitel fünf und damit erst an vorletzter Stelle vor der Herstellung des Praxisbezugs in Kapitel sechs.

Im ersten Kapitel stelle ich das Forschungsprojekt vor. Darin werden die Forschungskonzeption und die Methoden genauer beschrieben. Auch die ersten theoretischen Prämissen werden erläutert: die Ergebnisse der früheren Untersuchungen der Tübinger Forschungsgruppe (vgl. u.a. Leiprecht 1990, 1994; Horn 1990; Held 1994; Held u.a. 1996) sowie die einschlägigen wissenschaftlichen und politischen Diskurse über Orientierungen der Jugendlichen und über neue Engagementformen lieferten genügend Anregungen für eine theoretische Ausgangsbasis, welche, unabhängig vom angewandten Forschungsdesign, für eine wissenschaftliche Studie selbstverständlich unabdingbar sind.

Im zweiten Kapitel wird ein erster Blick auf die Gesamtergebnisse geworfen. Sie stützen sich hauptsächlich auf die quantitative Erhebung, wobei die Leitfadeninterviews zur Illustration und Konkretisierung dieser Daten herangezogen werden. Bei diesem ersten Blick auf die Daten werden die theoretischen Konzepte weiter entwickelt und präzisiert. Sie differenzieren sich deutlich weiter aus bei dem Vergleich der verschiedenen sozialen Gruppen am Ende des zweiten Kapitels. Die Kontraste, die dabei entstehen, sind dann für die Interpretation der Interviews von großer Bedeutung.

Im dritten Kapitel folgt der zweite Blick auf die Ergebnisse. In diesem Kapitel berufe ich mich bei den Aussagen hauptsächlich auf qualitative Daten (Interviews, Gruppendiskussionen, Gespräche und Beobachtungen im Feld), die allerdings ihr empirisches Pendant in den statistischen Fragebogenergebnissen haben. Die qualitativen Ergebnisse werden hier nicht mehr nur als Ergänzung zu den quantitativen Ergebnissen verwendet, sie bekommen vielmehr eine selbständige Funktion. Umgekehrt werden die quantitativen Daten zur Unterstützung der qualitativen Befunde herangezogen. Beim zweiten Blick kehrt sich also das Verhältnis von qualitativen und quantitativen Daten um. Parallel dazu wird die theoretische Grundlage weiter entwickelt und der Versuch unternommen, die einzelnen Befunde in Beziehung zu einander zu setzen. Dabei kristallisiert sich sehr deutlich das heraus, wonach bei diesem Projekt gesucht wurde: die neuen Orientierungen und Engagementformen der Jugendlichen.

Im vierten Kapitel wird die Analyse vertieft, indem ich mich dem Engagement einzelner Jugendlicher zuwende. In Fallanalysen soll konkret gezeigt werden, welche Formen von Engagement es bei den aktiven Jugendlichen gibt und vor welchem Hintergrund sie interpretiert werden können. Fallanalysen haben eine erhöhte Relevanz für die Praxis, weil hier die konkreten Erfahrungen der Akteure angesprochen werden können und weil sie einen Wiedererkennungseffekt auslösen. Die Fallrekonstruktion wurde in einem Portraitfilm zusammengefasst, der für die Jugendarbeit konzipiert wurde. Dieses Kapitel kann auch als Einführung für den Portraitfilm gelesen werden.

Im fünften Kapitel setze ich mich mit allgemeinen theoretischen Grundlagen auseinander, die den Hintergrund für unsere Interpretationen bilden. Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen werden herausgearbeitet und so weit spezifiziert, wie sie für die

Situation der untersuchten Jugendlichen relevant erscheinen. Die Beziehung dieser Rahmenbedingungen zu den Orientierungen und Engagementformen der Jugendlichen wird hier hergestellt.

Das sechste und letzte Kapitel widmet sich der Bedeutung der Ergebnisse für die Jugendarbeit. Ich beschränke mich allerdings dabei auf allgemeine Aussagen. Wir von der Tübinger Forschungsgruppe nennen unseren Forschungsansatz praxisorientierte Jugendforschung, weil wir zum einen praxisrelevante Forschungsergebnisse liefern wollen, zum anderen, weil wir eine Diskussion über die Veränderung offener und verbandlicher Jugendarbeit anregen wollen. Wir können und wollen allerdings nicht für die Kollegen in der Praxis die Konsequenzen aus den Forschungserkenntnissen formulieren. Aus diesem Grund wird ihnen die genaue Umsetzung der Ergebnisse überlassen. Dies meint zum einen, dass die Praktiker bei der Reflexion über die Bedeutung der Ergebnisse für die Jugendarbeit beteiligt werden, zum anderen, dass sie auch für die Übersetzung/Umsetzung der Ergebnisse in der praktischen Jugendarbeit zuständig bleiben. Beide Aspekte, die Reflexion und die Umsetzung, werden deshalb in einer parallel zu diesem Buch entstehenden Publikation zur gewerkschaftlichen Jugendarbeit ausführlich behandelt. Sowohl aus der Gesamtinterpretation der Ergebnisse als auch aus vielen Einzelergebnissen selbst lassen sich mannigfaltige Folgerungen für die Jugendarbeit ziehen.

1. Das Forschungsprojekt

1.1. Die Forschungskonzeption

1.1.1. Die Zielgruppe

In dem Untersuchungsprogramm ging ich davon aus, dass es *die* jugendlichen Arbeitnehmer/innen als homogene Gruppe nicht (mehr) gibt, auch keinen neuen Generationstyp, sondern dass das Neue darin besteht, dass Jugendliche heute vielfältig sozial gespalten sind und sich dabei verschiedene soziale Orientierungsmuster und Engagementformen herausgebildet haben. Diese unterscheiden sich je nach Lebenslage, Herkunft, Schulbildung, Interessen und Perspektiven, aber auch nach Problembelastungen. Für die Studie war es deshalb wichtig, dass die ganze Bandbreite jugendlicher Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen in Industrie und Handwerk erfasst wird. Einbezogen wurden Jugendliche zwischen 16 und 27 Jahren in West- und Ostdeutschland, in Nord- und Süddeutschland, also jugendliche Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen aus ganz Deutschland. Unterschiede zwischen den Regionen und Unterschiede im Bildungsniveau sollten mit berücksichtigt werden. Ebenso wurden benachteiligte Jugendliche einbezogen, die keine reguläre Ausbildung machen. Selbstverständlich wurden weibliche und männliche Jugendliche einbezogen. Auch Jugendliche ausländischer Herkunft sind in der Studie Teil der jugendlichen Arbeitnehmer/innen in Deutschland. Letzteres ist nicht selbstverständlich, werden doch Jugendliche mit Migrationshintergrund in der Jugendforschung in großen Jugendstudien immer noch ausgeschlossen. Auch in den Shell-Jugendstudien wurden sie bis hin zur Studie von 2000 nicht berücksichtigt.

1.1.2. Die Forschungsfragen

Bevor die erforderlichen Forschungsinstrumente für die Untersuchung entwickelt wurden, wurden im Dialog mit Gewerkschafter/innen der IG Metall folgende Leitfragen formuliert:

- Gibt es „typische“ Orientierungs- und Engagementformen bei Jugendlichen und inwieweit bestimmen sie das Verhältnis zur organisierten Interessenvertretung?
- Unterscheiden sich diese Subjektivitätsformen je nach Lebenslage, Herkunft, Schulbildung, Bedürfnissen, Interessen und Perspektiven, aber auch nach Problembelastungen?
- Lassen sich typische Konstellationen erkennen, in denen bestimmte Orientierungs- und Engagementformen mit sozialen Merkmalen (z.B. Geschlecht und Herkunft) korrespondieren?
- Was bedeutet für Jugendliche Engagement, und wofür sind Jugendliche bereit sich zu engagieren? Hängt die Engagementbereitschaft mit politischen Grundorientierungen zusammen?
- Unter welchen Voraussetzungen sind Jugendliche bereit, sich in Organisationen wie den Gewerkschaften zu engagieren? Welche Unterschiede bestehen dabei zwischen schon organisierten und (noch) nicht organisierten Jugendlichen?
- Welche Formen von Jugendarbeit entsprechen den neuen Orientierungs- und Engagementformen? Wie muss Jugendarbeit organisiert sein, welches politische und soziale

Profil muss vorhanden sein, dass Jugendliche Engagement und Partizipation als lohnend empfinden?

Beraten durch Jugendliche und die IG-Metall-Bezirksleitung wurden dann als erstes die Themenbereiche abgesteckt, die für die Forschungsfragen von Bedeutung erschienen. Fünf davon wurden so zum Gegenstand der Untersuchungen:

- Arbeit und Freizeit,
- Orientierungen,
- Engagement,
- Soziale Einbindung und Beziehungen zwischen Gruppen,
- Zukunft, Lebensprinzipien und Perspektiven.

Daraus wurde ein Interviewleitfaden und ein Fragebogen mit 78 Fragen (s. Anhang) konstruiert, mit deren Hilfe ich die Untersuchung dann in Berufsschulen und Betrieben durchführte. Dabei unterstützten mich bundesweit viele Kolleginnen und Kollegen aus verschiedenen Gewerkschaften, besonders von der IG Metall, aber auch viele engagierte Pädagogen/innen und Einzelpersonen. Die so entstandenen Kontakte und Gespräche waren für die Interpretation nicht zu unterschätzen, weil sie mir, zusätzlich zu den Antworten der Jugendlichen, die Perspektive aus der Sicht der Multiplikatoren lieferten. Jeder dieser Blickwinkel erweiterte meinen Erfahrungsschatz und spielte bei der späteren Interpretation der Befunde eine wichtige Rolle.

1.1.3. Die Durchführung

Die IG-Metall-Jugendstudie stellt ein Untersuchungsprogramm dar, das sich von 1999 bis 2002 erstreckte. Einbezogen wurden alle Betriebsgrößen, außerdem die Sparten Handwerk, Industrie und Dienstleistung und die Art der Ausbildung im gewerblichen, kaufmännischen oder technischen Bereich.

In einem ersten Schritt wurde eine Umfrage mit einem standardisierten Fragebogen durchgeführt. Die Gesamtstichprobe von insgesamt 1.042 Jugendlichen ist repräsentativ für junge Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen in Deutschland mit dem Schwerpunkt auf Industrie und Handwerk. Die Jugendlichen füllten den Fragebogen im Klassenverband oder in der Lehrwerkstatt aus; die Anonymität wurde dabei vollständig gewahrt.

In einem zweiten Schritt folgte die qualitative Befragung. Direkt anschließend an die quantitative Erhebung oder auch getrennt davon wurden noch 35 Einzelinterviews und fünf Gruppeninterviews mit insgesamt 50 Jugendlichen durchgeführt, die mit Video oder Tonband aufgezeichnet wurden.

Ich beobachtete auch verschiedene Aktionen und Veranstaltungen, die von der Gewerkschaft organisiert wurden. Hier versuchte ich, das ganze Spektrum gewerkschaftlicher Jugendarbeit abzudecken. Ich nahm Kontakt auf zu einer Reihe von engagierten Jugendlichen und begleiteten sie bei IG-Metall-Veranstaltungen.

Fünf aktive Jugendliche, die in etwa die Bandbreite des Engagements abdecken, erklärten sich bereit, an einem Filmprojekt teilzunehmen. Daraus entstanden die Fallanalysen. Der im Oktober 2001 fertiggestellte Film gehört zur IG-Metall-Jugendstudie dazu; er stellt junge engagierte Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen und ihr Verhältnis zur gewerkschaftlichen Jugendarbeit vor. Dieses Filmprojekt ermöglichte uns intensive Gespräche, Mehrfachinterviews und teilnehmende Beobachtung.

1.1.4. Der methodische Forschungsansatz

Bei der Untersuchung bin ich also verschiedene Wege gegangen: quantitative Erhebung per Fragebogen, qualitative Untersuchung per Leitfadenterviews, Gruppendiskussionen, teilnehmende Beobachtung und Einzelfallmethode. Auch der Film ist als Forschungsergebnis zu betrachten, obgleich die didaktische Dimension für praktische Anwendungen absichtlich im Vordergrund stand.

Die beschrittenen Wege kreuzten und beeinflussten sich während des gesamten Forschungsprozesses permanent, daher handelt es sich bei den beschriebenen Methoden nicht um zusammenhanglose Teile, die erst in der Auswertung zusammenfließen, sondern in der „Tradition der Tübinger Forschungsgruppe“ (Held 1994, S.334) um einen kontinuierlichen Forschungsprozess, bei dem versucht wird, Forschung und Praxis miteinander zu verbinden. Josef Held fasst dieses Tübinger Forschungskonzept folgendermaßen zusammen: „Durch eine Umfrageaktion wird ein erster Kontakt zum Feld hergestellt. Das Forschungsinstrument ist nach didaktischen Gesichtspunkten konstruiert und soll Nachdenken und Diskussion begünstigen. Im Anschluss an die Befragungsaktion, die anonym in Gruppen und ohne Anwesenheit von Erziehungspersonen durchgeführt wird, finden Gruppengespräche mit den Jugendlichen zu Themen des Fragebogens statt. (...) Die Gruppendiskussionen werden in kleinen Gruppen durchgeführt und mit Video aufgezeichnet; auf Besonderheiten und inhaltliche Positionen der Teilnehmer wird dabei besonders geachtet. Mit einzelnen Jugendlichen aus den Gruppen werden dann Einzelinterviews vereinbart. Eine vorläufige Auswertung entscheidet darüber, welche typischen Konstellationen durch welche Jugendlichen repräsentiert werden. Die Daten dieser Jugendlichen werden genauer ausgewertet und es wird ein Drehbuch für einen Film überlegt, in dem sie die Hauptrollen spielen. Der Film dient dazu, typische Konstellationen verdichtet darzustellen. In der letzten Forschungsphase wird der Film anderen Jugendlichen vorgeführt. Die anschließenden Diskussionen zeigen, ob andere Jugendliche in den dargestellten Konstellationen eigene Erfahrungen wiederfinden („Selbstsubsumptionsverfahren“), d.h. ob die Ergebnisse verallgemeinerbar sind. Zugleich dient der Film als Mittel für die Bildungsarbeit.“ (Ebd. S.334f.)

Andere Forschungseinrichtungen wie das DJI in München bevorzugen bei bestimmten Projekten ebenfalls ähnliche Ansätze und sprechen dann vom „kaleidoskopischen Zugang“ (Dannenbeck u.a. 1999, S.20), weil die Perspektiven mit den jeweiligen wissenschaftlichen Forschungsinstrumenten immer wieder wechseln und dabei neue Aspekte des selben Befundes zu Tage treten, welche einen konsistenteren Zusammenhang für die theoretischen Ableitungen ergeben. Die parallele Verwendung von unterschiedlichen Befragungs- und Untersuchungsverfahren bei dem selben Projekt ist in der Sozialforschung nicht ganz üblich, weil „es vor allem in Deutschland eine starke Tendenz gibt, quantitative und qualitative Methoden zwei unterschiedlichen Paradigmen zuzuordnen“ (Kelle/Erzberger 2000, S.299). Aber „im Gegensatz zu einer weitverbreiteten Vorstellung unter Sozialwissenschaftlern bilden quantitative, standardisierte und qualitative Befragungsverfahren keine grundsätzlichen Gegensätze“ (Reuband 2001, S. 592).

Der Forschungsansatz bei diesem Projekt kann teilweise als Methoden-Triangulation betrachtet werden, welche definiert wird als die „Erfassung eines Phänomens durch unterschiedliche methodische Verfahren wie z.B. Interview und teilnehmende Beobachtung, wobei die Methoden sich wechselseitig ergänzen und kontrollieren. „Triangulation ermöglicht

es, unterschiedliche Perspektiven auf einen Untersuchungsgegenstand zueinander in Beziehung zu setzen“ (Friebertshäuser/Jakob 2001, S.577).

Es handelt es sich bei unserem methodischen Vorgehen nicht um eine Methoden-Integration (vgl. Kuckartz 1995; Roller u.a. 1995), sondern um die parallele Durchführung von qualitativen und quantitativen Erhebungs- und Auswertungsschritten in einem Forschungsprojekt mit jeweils eigenen Datensätzen, deren daraus resultierende Forschungsergebnisse anschließend aufeinander bezogen werden (vgl. Kelle/Erzberger 2000, S.300).

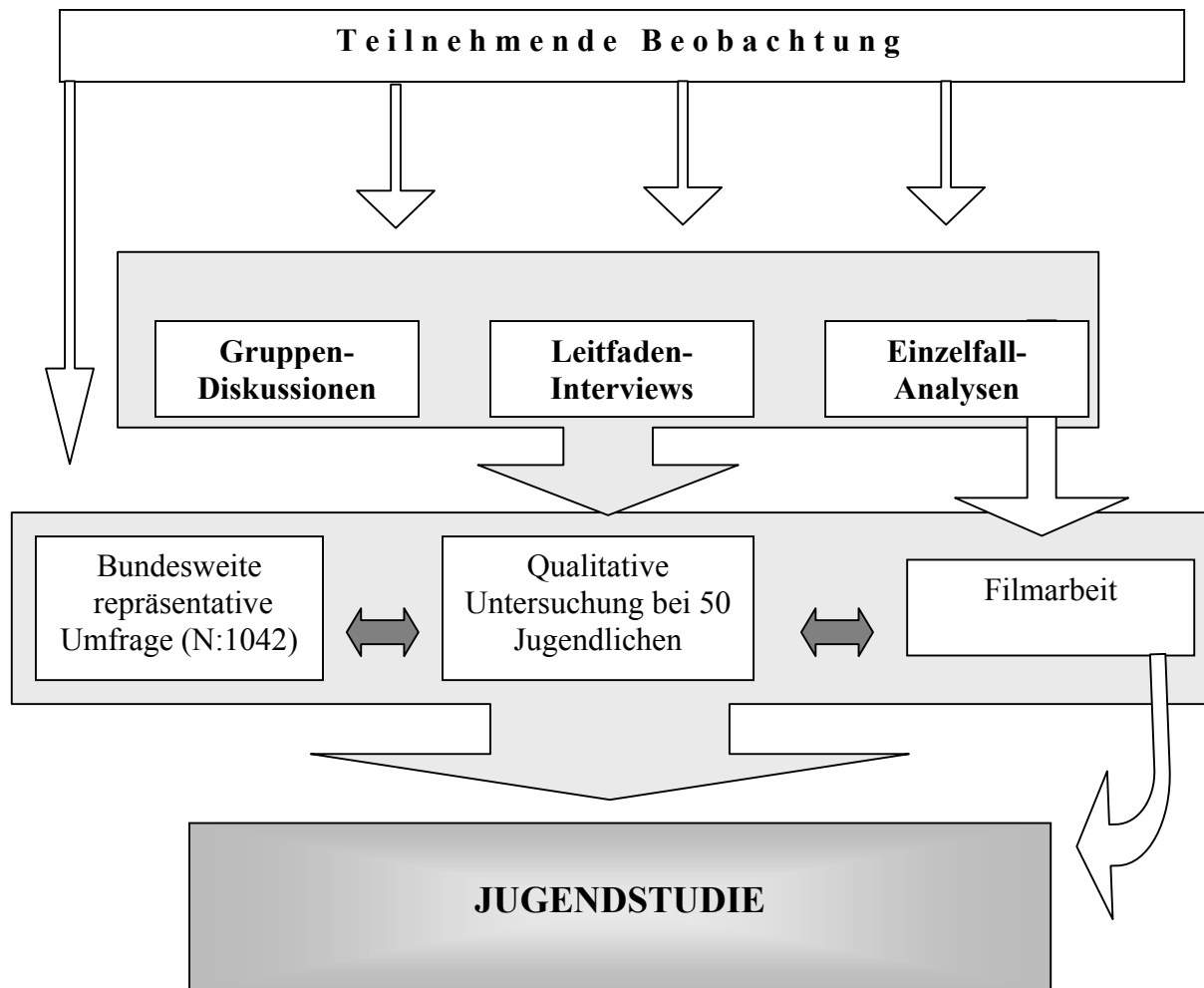
Bei unserer Arbeit spielten die Anregungen durch die Ergebnisse der einen Methode für die Analyse der Ergebnisse der anderen eine wichtige Rolle. Qualitative und quantitative Auswertung wurden also in einen Dialog gebracht. Ein stetiger Dialog zwischen Datenmaterial und theoretischen Konzepten gehörte ebenfalls zum Auswertungskonzept, so dass ich insgesamt von einem „*kritisch-dialogischen Auswertungsverfahren*“ sprechen kann. Die Auswertung beinhaltet nicht nur einen dialogischen Bezug auf qualitative und quantitative Daten, sondern auch den Bezug der Daten auf den politischen, sozialen und kulturellen Kontext. Charakteristisch ist dafür die dauernde theoretische Reflexion der Zusammenhänge zwischen Daten und Kontext. Da diese Reflexion im Medium kritischer Gesellschaftstheorien erfolgt, spreche ich von einem „*kritischen*“ Auswertungsverfahren.

Diese Vorgehensweise weist Ähnlichkeiten mit der „*Grounded Theory*“ auf (vgl. Corbin/Strauss 1996); so begann die Auswertung teilweise schon parallel zur Untersuchungsdurchführung, zudem handelte ich – ähnlich der Grounded Theory – nach dem Prinzip der „mehrperspektivistischen Beobachtung eines Phänomens, die es ermöglicht, dieses in seiner Tiefe zu erforschen“ (Konrad 1999, S.9).

Die Forschungsinstrumente und die Durchführung waren so angelegt, dass sie bei den Jugendlichen Nachdenken und Diskussion begünstigt haben. Das gilt für den Fragebogen, die Interviews und die teilnehmende Beobachtung rund um die Filmarbeit, bei der die Akteure des Filmes gleichzeitig die Jugendlichen für unsere Fallanalysen waren. Deshalb können die Forschungsaktivitäten insgesamt als Teil politischer und gewerkschaftlicher Bildung verstanden werden.

Die folgende Abbildung gibt einen Überblick über die einzelnen Methoden, die in der Jugendstudie verwendet wurden:

Abbildung 1: Die Methoden



Die Graphik zeigt die verschiedenen Methodenarten und ihre Konkretisierung in der Jugendstudie. Der teilnehmenden Beobachtung kommt ein übergeordneter Stellenwert zu. Sie hat alle anderen Forschungsschritte angeleitet und begleitet. Auch der oben beschriebene Zusammenhang zwischen quantitativen und qualitativen Methoden wird in der Grafik deutlich.

1.2. Die quantitative Erhebung

1.2.1. Der Fragebogen

Der Fragebogen, der als Instrument der quantitativen Erhebung verwendet wurde, musste so konzipiert sein, dass mehrere Aspekte berücksichtigt werden:

- Er musste natürlich die strengen Gütekriterien der empirischen Sozialforschung erfüllen, d.h. den Kriterien der Objektivität, Reliabilität (Gültigkeit) und Validität (Zuverlässigkeit) in möglichst hohem Grad entsprechen (vgl. Diekmann 1995, S.216ff, Rogge 1995).
- Mit den Ergebnissen sollten möglichst viele der Forschungsfragen beantwortet werden. Dafür muss ein Fragebogen „auf die Fragepersonen ausgerichtet sein, sich an den Bedürfnissen der Befragten orientieren, klare Anweisungen über die Reihenfolge und das evt. Überspringen von Fragen enthalten und er soll die Arbeit des Auswertens erleichtern“

(Konrad 1999, S.94). „Fragen, die abstrakt formuliert sind, laufen leicht Gefahr missverstanden, falsch verstanden oder überhaupt nicht beantwortet zu werden“ (Dannenbeck u.a. 1999, S.29).

- Ein Vergleich mit den Ergebnissen früherer Untersuchungen sollte möglich sein. Deshalb musste eine Anzahl von Items aus einer früheren Untersuchung mit aufgenommen werden. Diese Items wurden unverändert übernommen, um genau die gleichen Indizes bilden zu können. Dies war nötig, um die Entwicklung der politischen Orientierungen zu erfassen, welche in der letzten Dekade unerwartete bzw. starke Schwankungen erfahren hatten.

- Der Fragebogen sollte didaktisch so aufgebaut werden, dass er zum Nachdenken anregt. Nach dem Ausfüllen sollte der Fragebogen - im Sinne des Forschungsansatzes der Tübinger Forschungsgruppe - auch eine Grundlage für Gespräche und Gruppendiskussionen mit den Jugendlichen bilden.

Entlang den fünf definierten Themenbereichen entstand so ein standardisierter Fragebogen mit 86 Fragen, davon fünf offene und acht sozialstatistische Fragen. Bei standardisierten Fragebögen bestimmen die Antwortkategorien die Information. Ihr Spektrum ist begrenzt, und das ist der Preis, den die Standardisierung fordert (vgl. Diekmann 1995, S.374). Deswegen war es notwendig, die fünf offenen Fragen zu stellen, um Informationen über Bereiche zu bekommen, die in den Antwortmöglichkeiten nicht auf wenige überschaubare Kategorien reduziert werden können, denn „die Konstruktion standardisierter Interviews ist nur dann zweckmäßig, wenn ein erhebliches Vorwissen über die zu erforschende soziale Situation existiert“ (ebd.). Am Beispiel Jugendkulturen kann man aber sehen - wenn man ihre stetige und schnelle Weiterentwicklung und Differenzierung kennt¹ -, dass dieses Vorwissen sehr breit sein müsste und auch dann die Vielfalt zu groß wäre, um standardisierte Antwortmöglichkeiten vorzugeben.

Die 78 Fragen bildeten 12 unterschiedliche Dimensionen, welche fünf Themenbereiche abdeckten:

1. Arbeit und Freizeit

- *Stellung zu Arbeit und Freizeit (Fr. 1-11)*

2. Orientierungen

- *Europäische vs. regionale Orientierung (Fr. 12-19)*
- *Nationale und internationale Orientierung (Fr. 20-30)*
- *Rassistische Orientierung (Fr. 31-34)*
- *Autoritäre Orientierung (Fr. 35-39)*
- *Demokratische Orientierung (Fr. 40-44)*

3. Engagement

- *Gründe für Engagement (Fr. 45-47)*
- *Engagementserfahrungen (Fr. 48-53)*
- *Engagement in Gewerkschaften (Fr. 54-58)*

4. Soziale Einbindung und Beziehungen zwischen Gruppen

- *Engagement in Verbänden und Szenen (Fr. 59-61)*
- *Intergruppenbeziehung (Fr. 62-67)*

¹ So unterteilte sich alleine die Technomusik vom Ende der 80er Jahre bis heute in eine Unzahl von Varianten wie House, Goa, Gabber usw., die jeweils für andere Orientierungen und Milieus stehen (siehe 3.2.3.)

5. Zukunft, Lebensprinzipien und Perspektiven

- Zukunftsorientierung (Fr. 68-78)

Zunächst wurde in Baden-Württemberg eine erste Erhebung durchgeführt, bei der eine erste statistische Auswertung vorgenommen wurde, die auch als Itemanalyse zur Verbesserung der Fragebogenskalen diente. Einzelne Fragen des Fragebogens wurden aufgrund einer zu niedrigen Trennschärfe (vgl. Diekmann 1995, S.212) oder einer zu geringen Reliabilität, bzw. internen Konsistenz auf diese Weise als untauglich erkannt und von der weiteren Auswertung ausgeschlossen.

1.2.2. Die Stichprobe

Bei der Stichprobe in dieser Untersuchung handelt es sich um eine geschichtete Zufallsstichprobe (vgl. Diekmann 1995, S.325ff) aus der Population jugendliche Arbeitnehmer/innen in Deutschland mit Schwerpunkt auf Industrie und Handwerk.

- Die Jugendlichen sind mit wenigen Ausnahmen zwischen 16 und 27 Jahre alt, der Durchschnitt liegt bei 19 Jahren, so entspricht die Stichprobe in etwa der Definition von „Jugend“ nach dem Kinder- und Jugendhilfegesetz.
- Die Jugendlichen kommen zu einem Viertel aus Kleinbetrieben, zu etwa einem Drittel aus Mittelbetrieben und zu fast der Hälfte (44%) aus Großbetrieben. Die Betriebe gehören ganz überwiegend zur Sparte Handwerk (33%) und Industrie (54%). Nur eine Minderheit (13%) rechnet sich dem Dienstleistungsbereich zu.
- Ganz überwiegend machen die Jugendlichen eine Ausbildung im gewerblichen und technischen (84%), nur wenige (14%) im kaufmännischen Bereich.
- Fast drei Viertel der Jugendlichen sind männlich und nur ein Viertel weiblich. Dies dürfte den Proportionen im gewerblich technischen Bereich entsprechen.
- 86% haben die deutsche Staatsangehörigkeit, 14% eine andere. Dies heißt jedoch nicht, dass nur 14% ausländischer Herkunft sind. Bei 29% kommt mindestens ein Elternteil aus einem anderen Land.
- Auf die Frage, welche Schule sie besucht haben, gaben etwa ein Drittel die Hauptschule an, etwa die Hälfte die Realschule und immerhin 17% das Gymnasium, die Übrigen einen anderen Schulweg.
- Auch bei der regionalen Verteilung haben wir auf Repräsentativität geachtet. Ein Fünftel der Jugendlichen wurde in Ostdeutschland befragt, die anderen Regionen wurden nicht alle proportional berücksichtigt. Das liegt daran, dass sich – in einer ersten Auswertung – zwischen den Jugendlichen aus Baden-Württemberg, Nordrhein-Westfalen und dem Norden um Kiel keine wesentlichen Unterschiede fanden. Ich schloss daraus, dass zwischen den Westregionen nur wenige Unterschiede bestehen und beschränkte mich deshalb auf die aufgeführten Regionen.

Die Stichprobe dürfte für jugendliche Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen im industriellen und handwerklichen Bereich in Deutschland repräsentativ sein.

1.2.3. Die Durchführung

Durch Kontakte zu gewerkschaftlich organisierten Kollegen und Kolleginnen in Betrieben und in Berufsschulen, Kontakte aus früheren Untersuchungen und auch eigene private Kontakte ist es gelungen, eine angemessene Verteilung der Stichprobe in ganz Deutschland zu erreichen. Es wurde mit den Einrichtungen, den Lehrern oder Ausbildern vereinbart, dass die Befragung in Gruppen stattfindet und sich nach Möglichkeit ein Gespräch anschließt.

Der Befragungsverlauf war also folgender: Nach der Vorstellung und Begrüßung habe ich zunächst das Projekt vorgestellt. Diese Transparenz war auch wichtig für die Motivation beim Ausfüllen der Fragebögen und für das sich anschließende Gruppengespräch bzw. die Interviews. Um die Anonymität zu gewährleisten und um eine indirekte Beeinflussung zu vermeiden, habe ich darauf bestanden, dass keine Lehrpersonen während der Befragung anwesend waren. Ein Hinweis auf eine spätere Rückmeldung der Forschungsergebnisse gehörte ebenso zu den einleitenden Worten bei der Befragung. Speziell zum Fragebogen erklärte ich, dass es sich nicht um eine Klassenarbeit handelte und die Fragen deswegen nicht falsch oder richtig beantwortet werden könnten, bei dieser Untersuchung sei vielmehr die persönliche Meinung der Jugendlichen wichtig. Ich habe darauf hingewiesen, dass während der Befragung auch Verständnisfragen gestellt werden könnten, und dass ich dafür an die Tische kommen würde; weiter, dass Fragen, die nicht zutreffen, nicht beantwortet, sondern durchgestrichen werden sollten. Dann wurde die Intervallskala bei dem „6-er Fragentyp“ [*von (1) Stimmt genau bis (6) Stimmt gar nicht*] erläutert und schließlich darum gebeten, auf jeden Fall die Fragen zur Sozialstatistik auszufüllen, auch wenn man nicht mit den anderen Fragen fertig werden würde.

Es gab in der Regel keine Probleme bei der Durchführung. Die Jugendlichen zeigten sich zum Teil sehr interessiert. Dies drückte sich in einem Betrieb so aus, dass alle interviewt werden wollten. Diesen Wunsch konnte ich zwar nicht erfüllen, es fanden aber anschließend informelle Gespräche in der Kantine oder auf dem Hof statt, die ebenfalls sehr nützlich für die weiteren Gruppendiskussionen und für die Auswertung waren. Ergebnis eines solchen informellen Gespräches war z.B., dass ich bei späteren Terminen grundsätzlich darauf hinwies, dass es bei dem vorliegenden Fragebogen nicht darum ging, spezifische Gruppen zu entlarven oder zu diskriminieren, sondern darum, bessere Wege der Verständigung zu finden.

1.2.4. Die Auswertung

Die statistische Analyse wurde mit einem professionellen Statistikprogramm durchgeführt. Die Auswertung der Ergebnisse erfolgte in der Regel in der Forschungsgruppe, die den Bezug zu einschlägigen Theorien herstellte. Aber auch im Rahmen von zwei Seminaren über empirische Sozialforschung wurden die Daten mit den Studierenden immer wieder diskutiert und Hypothesen formuliert, die dank des elektronischen Instrumentes sofort überprüft werden konnten.

Ein weiteres wichtiges Element in der Auswertung der Daten war, dass sowohl die statistischen Ergebnisse als auch deren Interpretationen immer wieder mit Multiplikatoren und betroffenen Jugendlichen innerhalb und außerhalb der Gewerkschaften diskutiert wurden. Die Anregungen wurden dann bei weiteren Auswertungen und Hypothesen berücksichtigt. Auch verglichen wir unsere Daten immer wieder mit den Ergebnissen von anderen einschlägigen Untersuchungen wie z.B. den Shell-Studien (1997, 2000).

Im Sinne des kritisch dialogischen Forschungsansatzes wurden die quantitativen Ergebnisse stets mit den qualitativen Befunden in Beziehung gesetzt. Da der Interviewleitfaden weitgehend entlang des Fragebogens entstand, korrespondierten beide Forschungsinstrumente und erlaubten so das schon dargestellte „kritisch-dialogische Auswertungsverfahren“. Dadurch bekommen konsequenterweise die empirischen Ergebnisse der je angewandten Methoden erst im gegenseitigem Licht ihre endgültige Konsistenz.

1.3. Die qualitative Forschung

Schon Ende des 19. Jahrhunderts gab es in Chicago erste Forschungsansätze, welche die Bezeichnung „Qualitative Sozialforschung“ verdienen (vgl. Friebertshäuser/Jakob 2001, S.579). Seitdem, und besonders seit den 70er Jahren, hat sich diese Forschungsmethode sehr differenziert, und viele unterschiedliche Forschungsansätze werden unter diesem Terminus subsumiert. Ihre zentralen Prämissen und Prinzipien können folgendermaßen zusammengefasst werden: „Qualitative Sozialforschung richtet ihr Augenmerk darauf, wie die Individuen an der Herstellung sozialer Wirklichkeit mit ihrem Handeln beteiligt sind. Forschungsmethodisch wird dem bei der Erhebung Rechnung getragen, indem den Untersuchungspersonen ein breiter Raum zur Darstellung ihrer Sichtweisen eröffnet wird. Qualitativ-rekonstruktive Forschung nähert sich dem Untersuchungsgegenstand, indem sie aus einem breiten Methodenarsenal (Interviews, Gruppendiskussionen, Expertengespräche, teilnehmende Beobachtung, Dokumente usw.) die jeweils angemessene Methode auswählt und auf den Gegenstand zuschneidet. (...) Die Forschungsverfahren zielen darauf, das Handeln von Individuen und Gruppen möglichst unverfälscht zu erfassen“ (ebd. S.576).

Bei der vorliegenden Untersuchung wurden mehrere der Methoden aus dem „Methodenarsenal“ ausgewählt und angewandt: Gruppendiskussionen, Leitfadeninterviews, Einzelfallanalyse und teilnehmende Beobachtung.

1.3.1. Das Leitfadeninterview

In der qualitativen Sozialforschung sind Interviews in unterschiedlicher Form als Forschungsinstrumente sehr verbreitet. Gebräuchlich sind sie vor allem in „Projekten aus dem Bereich der Biographieforschung, Studien zu geschlechtsbezogenen Fragestellungen, Studien zu sozialen und politischen Orientierungen unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen oder Studien zum Berufsgang und zu beruflicher Sozialisation“ (Hopf 2000, S.350). Unter den vielen Möglichkeiten, ein Interview zu gestalten (vgl. Flick 1995, S.94 ff), erschien das Leitfaden-Interview als die adäquate Methode. Ich suchte bei dem Projekt gezielt nach neuen Orientierungen und Engagementformen bei Jugendlichen. Dafür ist es notwendig, Forschungsinstrumente auszuwählen, „die verhindern, dass die Themen bei dem Interview nicht angesprochen werden“ (Hohl 2001, S.251). „Der Leitfaden dient u.a. dem Zweck, dass im Interview möglichst alle relevanten Aspekte und Themen angesprochen werden und damit eine gewisse Vergleichbarkeit der Antwortreaktionen verschiedener Befragter ermöglicht wird“ (Diekmann 1995, S.446).

Der Interviewleitfaden entstand nach dem standardisierten Fragebogen. Die Struktur des Fragebogens bildete die Grundlage für den Leitfaden. Dieser enthält acht Dimensionen:

- Schule-/ Ausbildungs-/ Berufssituation
- Engagement im Betrieb
- Gewerkschaften
- Politische Orientierungen
- Freizeit/Private; Engagement in der Freizeit
- Eltern/Familie
- Zukunftsperspektiven
- Sozialstatistiken.

Zu jeder Dimension wurden bis zu neun Leitfragen vorformuliert, welche die Themen der Studie näher präzisieren, und die mir ermöglichten, sie auf jeden Fall anzusprechen. In einer dritten Spalte hatte ich auch Stichwörter für eventuelle weitere, tiefergehende Fragen

vorgemerkt. Zum Beispiel bei der Zugehörigkeit zu einer Szene oder bei starkem Engagement in einer Organisation war es mir wichtig von den Jugendlichen zu erfahren, wie sich das in ihrer Freizeit bzw. Arbeit ausdrückt.

Die Interviews wurden oft unmittelbar nach dem Ausfüllen der Fragebögen und der Gruppendiskussionen durchgeführt. Teilweise wurden aber auch Extratermine vereinbart. Alle Interviews wurden entweder auf Video oder auf Tonband aufgezeichnet und anschließend Interviews transkribiert. Für die Analyse wurde ein Computerprogramm zur Analyse qualitativer Daten (AQUAD) herangezogen. Das heißt zunächst, dass die Interviewtexte kodiert wurden. Bei der Kodierung bin ich auch bei den Kategorien geblieben, die für das Projekt relevant waren. So entstanden bei insgesamt 29 Codes die fünf folgenden Metacodes:

- Profilkodes (z.B. Geschlecht)
- Lebenswelt
- Gewerkschaft (Organisation)
- Engagementformen
- Orientierungen.

Das Computerprogramm war besonders wichtig bei dem Auswertungsschritt, bei dem der Dialog zwischen qualitativem und quantitativem Datenmaterial im Vordergrund stand. Es erlaubte mir, gezielt und sehr schnell nach bestimmten Kategorien bzw. Codes zu suchen und sie mit den quantitativen Ergebnissen zu vergleichen. Das Programm war auch für eine gewisse Quantifizierung von qualitativen Aussagen in Form von Häufigkeiten sehr nützlich. So bin ich erst durch die wiederholt positiven Aussagen der Jugendlichen zur Familienbindung auf parallele Ergebnisse im Fragebogen aufmerksam geworden. Aber auch umgekehrt waren bestimmte Ergebnisse im quantitativen Datenmaterial Auslöser für eine gezielte Suche in den Interviews, so z.B. bei dem Verhältnis der Jugendlichen zur Arbeit.

1.3.2. Die Gruppendiskussionen

Bei der IG Metall-Jugendstudie wurden Gruppendiskussionen mit unterschiedlichen Absichten verwendet. Zum einen stellten sie als eigenständiger methodischer Weg der Befragung eine Erkenntnisquelle für die Forschung dar, zum anderen waren sie das Forum, in dem die Hypothesen und Befunde, welche im Laufe der Untersuchung entstanden, jeweils mit den Jugendlichen diskutiert und zum Teil kommunikativ validiert wurden.

Als Erkenntnisquelle stellen sie in Abgrenzung zu den Einzelinterviews eine eigene Kategorie dar, weil die dort gemachten Aussagen als „das Produkt kollektiver Interaktionen“ (Bohnsack 2000, S.370) und nicht als Einzelmeinungen betrachtet werden können. Gruppendiskussionen bekommen auf zwei Ebenen wichtige Bedeutung: „Zum einen sollte der Prozesshaftigkeit und dem interaktiven Charakter von Sinnzuschreibungen und Bedeutungskonstitutionen (...) Rechnung getragen werden“ (ebd. S.373). Zum anderen können die Diskussionsgruppen als Repräsentanten umfassender (makrosozialer) Entitäten verstanden werden, so werden die Diskussionsgruppen nach demografischen Kriterien (Beruf, Ausbildung, Alter) homogen zusammengesetzt (ebd.). „Die Gruppe ist somit nicht der soziale Ort der *Genese* und *Emergenz*, sondern derjenige der *Artikulation* und *Repräsentation* generationsspezifischer bzw. allgemeiner kollektiver Erlebnisschichtung“ (ebd. S.378). Dies bedeutet, dass die in solchen Gruppen gemachten Aussagen dann die realen Diskurse der Milieus, aus dem die Diskussionsgruppe konstituiert wurde, widerspiegeln.

Bei dieser Untersuchung bestanden alle Diskussionsgruppen aus jungen Arbeitnehmer/innen in Industrie und Handwerk.

Die Gruppendiskussionen wurden immer nach den selben Kriterien durchgeführt, so wie sie Uwe Flick (1995, S.136) beschreibt und wie sie im folgenden zusammengefasst sind:

- Am Anfang steht die Darstellung des (formalen) Vorgehens durch den Diskussionsleiter.
- Es folgt eine kurze Vorstellungsrunde der Teilnehmer untereinander und eine kurze Phase des Aufwärmens als Vorbereitung auf die Diskussion.
- Die eigentliche Diskussion beginnt mit einem „Diskussionsanreiz“ (z.B. provokante These).

Die (provokante) Eingangsthese stammte entweder aus den damals aktuellen öffentlichen Diskussionen wie dem damaligen CDU-Wahlkampfspruch „Kinder statt Inder“, oder aus einer markanten unmittelbaren Situation, etwa die Aussage „ohne Handy kann man nicht leben“, da fast alle Jugendlichen am Anfang eines Treffens unentwegt telefonierten. Weitere Anfangsthesen waren: „Es ist egal, ob wir Kriegsschiffe für totalitäre Regimes produzieren, Hauptsache wir haben Aufträge“; eine Gruppe mit auffällig vielen Skinheads fragte ich „In 50 Jahren gibt es nur halb so viel Deutsche, brauchen wir jetzt schon eine massive Einwanderungspolitik?“; und schließlich sagte ich „Die Gewerkschaften denken auch nur an den Standort Deutschland“ – natürlich vor einer Gruppe, die ausschließlich aus engagierten Gewerkschaftern bestand.

1.3.3. Die teilnehmende Beobachtung

Ein wichtiges Instrument der Untersuchung vor allem in Bezug auf die Engagementformen von jugendlichen Arbeitnehmer/innen war die teilnehmende Beobachtung. Ergänzend zu den drei bisher beschriebenen Methoden erlaubte sie einen Focus auf den „Kulturaspekt und den Sozialraum, in dem Individuen und Gruppen im Kontext der sie umgebenden Soziokulturen, ökologischen und historisch geformten Umwelten betrachtet werden“ (Friebertshäuser/Jakob 2001, S.583).

Es handelte sich um nichtstrukturierte Beobachtungen, bei denen „die Gestaltungsfreiheit einerseits Raum für Spontaneität und die Möglichkeit der Registrierung unvorhergesehener Ereignisse gibt. Andererseits besteht die Gefahr selektiver Beobachtungsverzerrungen“ (Diekmann 1995, S.475). Das Problem der Beobachtungsverzerrung drückte sich anfangs in den sehr unterschiedlichen Interpretationen von bestimmten beobachteten Szenen durch Mitglieder der Forschungsgruppe aus. Allerdings wurden die Wahrnehmungen und Interpretationen bei den einzelnen Mitgliedern der Forschungsgruppe im Laufe des Forschungsprojektes immer ähnlicher, da intensive Beobachtungen über ein Jahr lang immer wiederstattgefunden haben. Durch die Wiederholungen der Beobachtungen wurde das Milieu immer bekannter, zunehmend erleichterte sich dadurch für die Forschungsgruppe die Deutung der Handlungen, Aktionen, Verhaltenweisen und Aussagen.

Nach Möglichkeit habe ich bei jeder Begegnung mit den Jugendlichen im Feld kurze informelle Interviews durchgeführt und während und nach der Begegnung Protokolle geschrieben. Weil parallel auch der Forschungsfilm gedreht wurde, gab es meistens auch eine Videokamera und ein Tonbandgerät, um interessante Szenen festzuhalten.

Insgesamt habe ich – alleine oder mit einigen Studierenden – 6 große Veranstaltungen beobachtet. Bis auf zwei politische Demonstrationen handelte es sich um Großveranstaltungen der IG Metall, die jeweils zwischen 4 und 36 Stunden dauerten. 36 Stunden dauerte der Ausflug der IG Metall-Jugend aus Baden-Württemberg zu einer Demonstration nach Berlin. Die Forschungsgruppe aus 6 Personen war die ganze Zeit mit zwei Kameras und einem Tonband dabei.

Neben den Großveranstaltungen dienten der teilnehmenden Beobachtung aber auch die Einzelinterviews mit den Jugendlichen für die Fallbeispiele.

1.3.4. Die Einzelfallanalysen und der Portraitfilm

Die Einzelfallanalyse ist eine eigenständige Methode, welche auch autonom in der wissenschaftlichen Sozialforschung angewandt werden kann. Sie kann in Deutschland auf eine fast 100-jährige, abwechslungsreiche Geschichte zurückblicken, wenn man die therapeutische Praxis der Einzelfallbeobachtung von Sigmund Freud berücksichtigt. In den USA arbeitete in den 30er-jahren die Chicagoer Schule mit „Case Studies“ in einem eher sozialpädagogischen Zusammenhang, so bei der berühmten Untersuchung zur „Street Corner Society“ von William Footh Whyte (vgl. Whyte 1996). In der akademischen Psychologie kommt der Einzelfallmethode „im quantitativen Forschungsprozess kaum Bedeutung zu“ (Lamnek 1989, S.8).

Die Einzelfallmethode, wie sie von der Tübinger Jugendforschungsgruppe verstanden wird, geht über das Psychische des Einzelmenschen hinaus. „Unter einem Fall wird hier eine autonome Handlungseinheit verstanden, die eine Geschichte hat. Das kann ein Krankenhaus sein, eine Familie, eine Person, aber auch soziale Zusammenhänge, die Anselm Strauss ‹soziale Welten› nennt“ (Hildenbrand im Vorwort zu Strauss 1991, S.12). Die Eigenlogik des Falles wird bei der Einzelfallmethode rekonstruiert, um die Theoriebildung anzuleiten. „Die Einzelfallstudie ist demnach keine besondere Technik. Sie ist vielmehr eine bestimmte Art, das Forschungsmaterial so zu ordnen, dass der einheitliche Charakter des Untersuchten sozialen Gegenstandes erhalten bleibt“ (vgl. Goode/Hatt 1972). Dabei wird gleichzeitig mit mehreren qualitativen Methoden gearbeitet, wie offene Interviews, teilnehmende Beobachtung etc., die sich nicht auf einen einzigen Fall beschränken, sondern auf mehrere sukzessiv ausgesuchte Fälle angewandt wurden (vgl. Glaser/Strauss 1998).

Bei unserer Untersuchung ermöglichte mir diese Methode, die Geschichte der Individuen sowie den dazu gehörenden lebensweltlichen und gesellschaftlichen Kontext in der Interpretation und der Theoriebildung unmittelbar zu berücksichtigen. Es ging dabei nicht um die Möglichkeit der Verallgemeinerung auf alle Fälle, sondern von einem konkreten „auf alle gleichartigen Fälle“ (Lewin 1983, S.287), d.h. dass es uns um Bildung von Typen ging, die auf „Grundsituationen (verweisen), die nicht beliebig, sondern gesellschaftlich gesetzt (sind)“ (Held 2001, S.263). Der Portraitfilm zu der Studie entstand in Anlehnung an die Typen, welche bei den Einzelfallanalysen entstanden waren.

Fünf Jugendliche begleitete ich für die Einzelfallanalysen und den Film über ein Jahr lang. Bei drei von ihnen fand der erste Kontakt bei einer Veranstaltung der IG Metall statt. Dort führte ich eine Gruppendiskussion zum Thema „Standort Deutschland“ durch und führte unmittelbar danach mit einigen der beteiligten Jugendlichen kurze Interviews.

Nach der Auswertung des Films über die Gruppendiskussion und Kurzinterviews entschieden wir uns in der Forschungsgruppe für drei Jugendliche, die ich später einzeln besuchte oder auch mit anderen bei ähnlichen Veranstaltungen begleitete. Es wurden mit ihnen neben einem langen offenen Interview immer wieder kurze fokussierte Interviews durchgeführt. Einen Jugendlichen kannte ich vorher nicht, er wurde mir zufällig von einer jungen Gewerkschafterin vermittelt. Die fünfte Person war eine junge Frau, die ich persönlich aus meiner früheren Tätigkeit in der offenen Jugendarbeit kannte. Ich wusste von ihrem starken Engagement in jugendkulturellen Szenen und ich wusste, dass sie nicht organisiert war. Sie war bereit, die anderen Jugendlichen bei einer großen Demonstration der IG Metall nach Berlin zu begleiten und ihre Eindrücke über gewerkschaftliche Arbeit mit den Anderen zu diskutieren. All diese Aktivitäten und Interviews sind zum Teil im Portraitfilm festgehalten.

Der Portraitfilm gehört zur Tradition der Tübinger Forschungsgruppe. Den Film soll man sich „als Zwischenprodukt von Forschung und als Mittel in einer pädagogischen Praxis vorstellen“

(Leiprecht 1994, S.160). Er hatte bei unserem Forschungsansatz von Anfang an zwei gleichwertige Funktionen: zum einen die Dokumentation der Interviews und der Beobachtungen, welche im Laufe des Forschungsprozesses immer umfangreicher wurden. Um am Ende der Untersuchung nicht vor einem kaum zu bewältigenden Datenberg zu stehen, wurde sehr früh – auch im Sinne unseres Gesamtansatzes – mit der Auswertung des Materials begonnen. Am Ende der Untersuchung stand uns genügend Material für eine eigenständige Produktion zur Verfügung, und somit konnte die zweite Funktion des Filmes umgesetzt werden: eine didaktisch verarbeitete Zusammenfassung der Forschungsergebnisse als Anschauungsmaterial für die Jugendarbeit. Wegen dieser zweiten Funktion, wurde immer, auch bei den Interviews aus der Perspektive einer schlüssigen Produktion gefilmt. Mit dieser Herangehensweise wird aus einem Forschungsinstrument ein pädagogisches Produkt, „welches ganz allgemein in der Arbeit mit Jugendlichen eingesetzt werden kann“ (ebd. S.167).

Manche Interviewabschnitte wurden Wochen oder gar Monate nach der Auswertung noch einmal aufgenommen. In der Zwischenzeit hatten die Jugendlichen Gelegenheit, über ihre Aussagen nachzudenken, und konnten beim zweiten Mal sehr überlegte Antworten geben. Ganz entscheidend war dieses Verfahren bei dem Befund „Distanzierung von der Politik“, bei dem sehr engagierte und politische Jugendliche darauf beharrten, ihre Tätigkeiten als nicht politisch zu bezeichnen (siehe 3.3.2.2.).

Der Film zur Jugendstudie entstand hauptsächlich bei der Dokumentation der Einzelfallanalysen. Er ist 30 Minuten lang und stellt ohne Kommentarstimme die fünf Jugendlichen vor, welche ich ein Jahr lang begleitete. Die Jugendlichen nehmen zu einzelnen persönlichen, gesellschaftlichen und politischen Fragen Stellung. Beim Schnitt war es wichtig, dass die Zuschauer/innen ähnlicher Altersgruppen einzelne empirische Befunde zu den neuen Orientierungen und Engagementformen erkennen und sich, zumindest in Einzelaspekten, darin wiederfinden können.

1.4. Allgemeine Leitlinien des Forschungsprojekts

Im Folgenden sollen einige wesentliche Prinzipien dargestellt und diskutiert werden, die für das vorliegende Projekt charakteristisch sind. Vordergründig handelt es sich um eine der üblichen Jugendstudien, bei der das bekannte Methodenarsenal der Feldforschung eingesetzt wurde. Welcher Forschungsstrategie folgte das vorliegende Projekt, an welchen Leitlinien hat es sich orientiert?

1.4.1. Forschung für die Praxis

Die Jugendforscher wählen sich ihre Themen selbst, handeln dabei aber nicht unabhängig von gesellschaftlichen Anforderungen. Zum einen legen öffentliche Diskurse über Jugendprobleme bestimmte Themen nahe, zum anderen bestimmen die Programme der Forschungsförderung über die Themenwahl mit. Gesellschaftliche Institutionen und Organisationen machen ihre Interessen geltend. Gleichwohl richten sich Jugendstudien selten an den Anforderungen der Jugendpolitik und Jugendarbeit aus. Das vorliegende Projekt hatte es sich von Anfang an zur Aufgabe gemacht, seine Forschung an der Praxis zu orientieren. „Praxisorientierte Jugendforschung“ stellt ein Postulat der Tübinger Forschungsgruppe dar (vgl. Held 1994).

Dies bedeutet indes nicht, dass die Praxis die Themen diktiert. Das Thema „neue Orientierungen und Engagementformen“ entstand in Kooperation mit der Praxis, das heißt konkret in der Kooperation zwischen der Tübinger Forschungsgruppe und

Jugendfunktionären der IG Metall. Erst nachdem das Forschungsanliegen allgemein benannt war, wurde die Finanzierung eines Drittmittelprojektes diskutiert. Im Vorfeld der Jugendstudie bestanden also schon Kontakte zu Gewerkschaften, die sich um Jugendarbeit bemühen. Die Gewerkschafter/innen zeigten sich unsicher, ob sie mit ihren Angeboten der gewerkschaftlichen Jugendarbeit die Jugendlichen noch wirklich erreichen und ob sich nicht die Jugendlichen in den letzten 10 Jahren geändert haben. In diesen Diskussionen – auch mit jungen Gewerkschaftsmitgliedern – entstand das gemeinsame Thema.

Bevor ein Projekt gestartet werden kann, sind theoretische Vorarbeiten nötig, der Forschungsstand muss also aufgearbeitet werden. Bei der Jugendstudie wurde zusammen mit einem Gewerkschafter der Abteilung Jugend der IG Metall ein Seminar an der Universität Tübingen in der Pädagogischen Psychologie durchgeführt unter dem Titel des geplanten Projektes. In dem gemeinsamen Qualifizierungsprozess präziserte sich die Forschungsaufgabe und im Anschluss daran entstand der Forschungsplan.

Ziel des Projekts war von Gewerkschaftsseite die Verbesserung der Praxis, d.h. eine Veränderung der Praxis in Richtung auf die Interessen und Bedürfnisse der Jugendlichen, die sich im Wandel befinden. Die Jugendlichen wurden dabei nicht als Defizitwesen begriffen, denen man helfen muss, die unerträglich an ihrer Situation leiden oder die durch kompensatorische Ansätze „therapiert“ werden sollten. Nicht die Probleme der Jugendlichen legitimierten die Forschungsanstrengung, sondern die Verbesserung ihrer Handlungsfähigkeit als Subjekte.

1.4.2. Die Methoden richten sich nach dem Forschungsgegenstand

Bei empirischer Forschung zum Thema neue Orientierungen und Engagementformen muss man bereit sein, sich durch die Ergebnisse überraschen zu lassen. Überraschungen sind bei quantitativen Ergebnissen selten und nur dann der Fall, wenn das Gegenteil der eigenen Erwartungen eintrifft. In der Jugenduntersuchung hatten wir erwartet, dass bei der Mehrheit der Jugendlichen die Ausbildung nicht ihrem Berufswunsch entspricht und die Freizeit einen höheren Stellenwert als die Arbeit für sie hat. Bei der quantitativen Befragung stellte sich das Gegenteil heraus. So gaben zwei Drittel an, dass die Ausbildung ihrem Berufswunsch entspräche und über die Hälfte gab an, dass Arbeit vor der Freizeit rangiere. Für dieses unerwartete Ergebnis mussten induktiv neue theoretische Erklärungen gefunden werden.

Neues tritt meist nicht gleich in großen Häufigkeiten zutage, es ist erst schwer zu erkennen. Deshalb stehen in der Jugendstudie qualitative Methoden im Mittelpunkt, welche auf die individuelle Subjektivität intensiv eingehen. Teilnehmende Beobachtung, die sich an der Ethnographie orientiert, kann neue und noch verborgene Aspekte der Subjektivität erfassen. Auch qualitative Interviews und Gruppendiskussionen sind hier angemessen.

Aus quantitativen Untersuchungen scheinbar bereits Bekanntes stellt sich bei qualitativen Studien oft differenzierter dar und gewinnt dadurch einen neuen Stellenwert. Zwar kann man z.B. die „Politikverdrossenheit“ von Jugendlichen quantitativ untersuchen (vgl. Janas/ Preiser 1999), bei genauerer qualitativer Analyse wurde aber z.B. in unserer Untersuchung aus der Politikverdrossenheit die „Politikverleugnung“, für die wir drei interessante Komponenten fanden (vgl. 3.3.2).

Es bietet sich häufig eine Kombination quantitativer und qualitativer Methoden an, wobei damit jedoch nicht gemeint ist, dass die Daten qualitativ erhoben und quantitativ ausgewertet werden. Vielmehr ist bei kombinierter Anwendung dieser beiden Methodenarten ihre jeweils

unterschiedliche Logik zu beachten. Quantitativ statistische Forschung bedeutet immer Hypothesenprüfung, also das Testen von Theorien, dagegen strebt qualitative Forschung eher induktiv die Erzeugung oder Veränderung von Theorien an.

Es macht keinen Sinn und behindert die Forschung, wenn qualitative und quantitative Forschung als Dichotomie betrachtet werden und entweder quantitative Forschung mit dem Argument abgelehnt wird, hier könnten nur Kausalbeziehungen nach dem Bedingungsmodell abhängiger und unabhängiger Variablen erforscht werden oder qualitative Methoden mit dem Argument abgelehnt werden, dass sie der Spekulation Vorschub leisten. Empirisch statistisch gefundene Zusammenhänge können nicht nur als Abhängigkeitsbeziehung interpretiert werden, sondern teilweise auch als Begründungszusammenhänge. Darauf verwies Klaus Holzkamp bei seinem Versuch, in experimentellen Untersuchungen Bedingungsaussagen als Begründungszusammenhänge zu reinterpretieren (vgl. Holzkamp 1987).

Durch diese Interpretation als Begründungszusammenhänge können quantitative Ergebnisse auf die gleiche Ebene wie qualitative Ergebnisse gebracht werden. Der Computer macht es heute möglich, dass sogenannte ad hoc Hypothesen, die bei qualitativen Analysen in großer Zahl anfallen, statistisch schnell mit quantitativen Daten überprüft werden können.

Daraus haben wir eine „kritisch dialogische Auswertungsmethode“ entwickelt. Sie beinhaltet ein fortwährendes Springen zwischen qualitativen und quantitativen Daten bei der Auswertung. Anselm Strauss betont, dass bei der Suche nach der „grounded theory“ qualitative und quantitative Daten einbezogen werden können (1991, S.26). Dies geschieht im Interesse an komplexen und empirisch gehaltvollen Theorien, die in einem solchen Auswertungsprozess entstehen können.

1.4.3. Interpretation der individuellen Entwicklung im gesellschaftlichen Kontext

Die Orientierungen und Engagementformen Jugendlicher sind immer auch Ausdruck der Gesellschaft in der sie leben, d.h. sie sind gesellschaftlich vermittelt. Die Hauptaufgabe der empirischen Analyse liegt nach Klaus Holzkamp „darin, die *Vermittlung* zwischen Gesellschaftsstruktur und Individuum, bzw. ... zwischen Gesellschaftsstruktur und dem je einzelnen Subjekt als Akteure innerhalb der Lokalität der jeweils thematisierten Szene alltäglicher Lebensführung adäquat herauszuarbeiten“ (Holzkamp 1996, S.48). Wenn es sich um psychologische Jugendforschung handelt, dann beginnt die Analyse mit den subjektiven Besonderheiten, diese werden dann in einem zweiten Schritt in Beziehung gesetzt zu den gesellschaftlichen Besonderheiten.

Um zu klären, warum z.B. Jugendliche so denken, fühlen und handeln wie sie es tun, werden zuerst zusammen mit ihnen die aus ihrer Sicht bestimmenden „Prämissen-Gründe Zusammenhänge“ (Holzkamp, 1987) ermittelt. Da die Subjekte sich auch über sich selbst irren können bzw. über beschränkte Einsichten verfügen, hat die Forschung die Aufgabe, weitergehende Prämissen-Gründe Zusammenhänge herauszuarbeiten. Dies erfolgt im Auswertungsprozess anhand der empirischen Daten.

Die Auswertung in der Jugendstudie wurde in drei Schritten durchgeführt:

1. „Kritisch-dialogische Auswertung“ qualitativer und quantitativer Daten.
2. Herausarbeitung der gesellschaftlich vermittelten Grundtendenzen von Orientierung und Handeln (typische Tendenzen).
3. Fallanalysen zu typischen Handlungs-/Orientierungskonstellationen.

Die Analyse der gesellschaftlichen Vermitteltheit von Handlungs- und Orientierungsformen kann nur erfolgreich sein, wenn die Forscher über differenzierte Gesellschaftstheorien und über konkrete Analysen zu dem für die Betroffenen relevanten gesellschaftlichen Ausschnitt verfügen. Für die Analyse ist eine Unterscheidung nach gesellschaftlichen Strukturbedingungen, gesellschaftlichen Bedeutungen und subjektiven Besonderheiten notwendig. Damit nicht Ursache-Wirkungszusammenhänge hergestellt werden, also die Bedingungen für die Bedeutungen und die Bedeutungen für die Subjektivität verantwortlich gemacht werden, muss die relative Selbständigkeit jeder der drei Ebenen berücksichtigt werden. Für die Jugendforschung hat die Tübinger Forschungsgruppe dazu ein Analyseschema entwickelt (vgl. Held 1994, S. 355), welches für dieses Projekt weiterentwickelt wurde (vgl. 5.1.).

Die Analyse der Vermittlung zwischen subjektiver Bestimmung und objektiver Bestimmtheit verlangt im Auswertungsprozess nicht nur ein angemessenes Wissen auf gesellschaftlicher und subjektwissenschaftlicher Ebene sondern auch „soziologische Phantasie“ (Negt 1968). Letzteres ist dem Umstand geschuldet, dass die Widersprüchlichkeit der Gesellschaft mit der Widersprüchlichkeit der Subjekte in Verbindung gebracht werden muss.

Die Verallgemeinerung der mit den konkreten Subjekten herausgearbeiteten Ergebnisse kann auf verschiedenen Wegen erfolgen: zum Einen über Fallvergleich und Fallkontrastierung, wobei dies im allgemeinen durch die Forscher/innen durchgeführt wird; zum Anderen über Selbstsubsumption, d.h. dass die Betroffenen selbst den Fallvergleich vollziehen und dadurch zur Verallgemeinerung der Ergebnisse beitragen; zum Dritten wird die Verallgemeinerung auch durch Theoriebezug hergestellt. Die Herausarbeitung der gesellschaftlichen Vermitteltheit des subjektiven Handelns ist so ein theoretischer Schritt zur Verallgemeinerung der Ergebnisse.

Die Individuen sind im allgemeinen nicht alleine mit gesellschaftlichen Bedingungen und Bedeutungen konfrontiert, da sie sich in sozialen Beziehungen bzw. sozialen Bezügen befinden. Das Individuelle entsteht aus dem Sozialen und nicht umgekehrt², so besteht z.B. ein gewerkschaftliches Jugendseminar nicht nur aus Individuen, die alle nur für sich betrachtet werden können, sondern die Beteiligten verstehen sich als soziale Einheit, und auch der Leiter (Teamer) steht nicht außerhalb. Daraus ergeben sich einige Konsequenzen für die empirische Analyse:

- Selbstsubsumption kann bedeuten, dass die Jugendlichen sagen „ja, so ist das bei uns“, „das ist unser Problem“, „solche Dinge gibt es bei uns“. Es kann sich auch um Selbstsubsumption handeln, wenn ein Teamer (der in der IG Metall meist auch ein Jugendlicher ist) sagt, dass er in seinem Zusammenhang ähnliche Erfahrungen mit Jugendlichen gemacht hat. Hier handelt es sich also um eine Form der sozialen Subsumption.
- Neben dem gesellschaftlichen Bedingungs-Bedeutungszusammenhang muss auch der unmittelbare soziale Zusammenhang selbst mit analysiert und auf seine gesellschaftliche Vermitteltheit befragt werden.
- Der soziale Zusammenhang besteht einerseits aus Intersubjektivitätsbeziehungen, in denen unterschiedliche Subjektpositionen unterschieden werden müssen, zum anderen gibt es jedoch auch einen gemeinsamen Subjektstandpunkt, den die Beteiligten mit „Wir“ kennzeichnen.

² Hier folge ich dem Ansatz von Lew Wygotski (vgl. 1986), den man aus soziologischer Sicht bei Emil Durkheim genauso vorfindet: „Das kollektive Leben wird nicht aus dem individuellen Leben geboren, sondern es verhält sich vielmehr umgekehrt“ (1988, S.339).

1.4.4. Die emanzipatorische Relevanz als zentrales Anliegen

Jugendforschung in Subjektperspektive schließt aus, dass Jugendliche zum Objekt der Manipulation und Veränderung gemacht werden. Eine derartige Forschung zielt nicht auf Veränderung der Subjekte, sondern auf gemeinsame Veränderung ihrer Handlungsvoraussetzungen. Diese Veränderungspraxis bedeutet nicht, dass z.B. die Jugendarbeiter oder die Forscher die Handlungsvoraussetzungen der Jugendlichen ändern, sondern dass die Änderung der Handlungsvoraussetzungen zu einem gemeinsamen Projekt wird. In diesem Sinn ist sie politische Praxis.

In der Jugendstudie wurde die emanzipatorische Relevanz der Forschung durch sechs verschiedene Aktivitäten zu fördern versucht:

1. Die Projektbeteiligten unterstützen Jugendliche darin, ihre Handlungsbedingungen zu erkennen und damit die Sackgassen, die für sie gesellschaftlich bereitgestellt sind und die Handlungsmöglichkeiten, die ihnen noch unklar sind, zu erkennen. Der Forschungsprozess selbst muss für die Jugendlichen und Jugendarbeiter einen Erkenntnisprozess begünstigen, Forschung wurde deshalb als Aktion und Prozess organisiert.
2. Rückvermittlung der Ergebnisse an die Jugendlichen, die sich an der Forschung beteiligten, wurde angeboten, kritische Diskussionen mit ihnen waren die Regel. Dies beinhaltet auch den Aspekt der kommunikativen Validierung.
3. Vermittlung der Forschungsergebnisse an andere Jugendliche in der gewerkschaftlichen Jugendarbeit fand und findet weiterhin statt, meist in gewerkschaftlichen Jugendseminaren. Durch den Prozess der Selbstsubsumption wird dabei auch die Verallgemeinerung der Erkenntnisse gefördert.
4. Eine Zusammenarbeit mit Funktionären der gewerkschaftlichen Jugendarbeit fand von Anfang an statt, d.h. es wurde über die Ergebnisse detailliert informiert und kritisch diskutiert. Dadurch erfolgt ein Erfahrungsabgleich.
5. Die Forschung hat auch die Absicht, gewerkschaftliche Jugendarbeit konzeptionell zu beeinflussen. Die Ergebnisse der folgenden Jugendstudie fließen z.B. in ein Handbuch zur gewerkschaftlichen Jugendarbeit ein.
6. Über den engen Kreis der Betroffenen hinaus werden die Ergebnisse der Jugendstudie einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht. Damit wird versucht, auf die Jugendpolitik Einfluss zu nehmen.

Einer Jugendforschung im Sinne der Tübinger Forschungsgruppe geht es darum, die Handlungsfähigkeit von Jugendlichen zu fördern, indem – mit ihnen – an der Verbesserung ihrer Handlungsbedingungen gearbeitet wird. Dabei muss man sich bewusst sein, dass diese Handlungsbedingungen nicht nur innerhalb der Jugendarbeit liegen. Die emanzipatorische Relevanz lässt sich nicht realisieren, wenn man sich auf die „Scientific Community“ beschränkt oder auf die Zusammenarbeit mit einigen direkt Betroffenen. Die Sozialwissenschaften haben auch eine umfassendere gesellschaftliche Verantwortung.

2. Der erste Blick: Gesamtergebnisse

2.1. Das Verhältnis der Jugendlichen zu Arbeit und Freizeit

2.1.1. Allgemeine Trends

Jugendliche werden heute in der Öffentlichkeit gerne als Repräsentanten der neuen Spaßgesellschaft betrachtet. Loveparade, Großkonzerte, Viva, MTV und durchgestylte Inlineskater prägen dieses Bild. „Speziell mit Blick auf die neue (Jugend-)Generation wurden Gesellschaftsbegriffe wie die der Erlebnisgesellschaft, der Eventgesellschaft oder der Spaßgesellschaft entworfen, sowie Generationen-Labels wie Generation X, Y, Golf, Kick, die 89er oder Generation-@ kreiert“ (Rink 2002, S.5). All diese Bezeichnungen und Labels vermitteln oder zumindest suggerieren das Bild eines unbekümmerten Lebens, in dem Freizeit und Erlebnis im Vordergrund stehen. Danach wäre zu erwarten, dass für die Mehrheit der Jugendlichen Freizeit im Vordergrund steht und Arbeit eine Nebenrolle spielt. Dieses Bild von einer hedonistischen Jugend, die nur ihren Spaß haben will, trifft für die jungen Arbeitnehmer/innen im Durchschnitt nicht zu. Danach befragt, welchen Stellenwert Arbeit und Freizeit für sie derzeit haben, gaben 55% der jungen Arbeitnehmer/innen an, dass die Arbeit im Vordergrund stehe³. So sagt ein 17-jähriger männlicher Auszubildender aus der Textilindustrie: *„Bei mir geht Arbeit vor... ja ich finde Arbeit wichtig und Freizeit muss nebenher gehen“* (Int. 001a, 64-65). Auch bei den Jugendlichen, welchen die Freizeit wichtiger als die Arbeit ist, ist eine deutliche Tendenz vorhanden, die Arbeit ernst zu nehmen, wie die Aussage eines 22-jährigen Industriemechanikers zeigt: *“Ich tendiere eher zur Freizeit, aber ich nehme meine Ausbildung schon ernst“* (Int. 003, 89-90).

Bei allen Interviews war die „Nullbock-Haltung“ überhaupt nicht zu finden, nicht einmal bei Jugendlichen, die eindeutig benachteiligten Gruppen zugeordnet werden können wie zum Beispiel Besucher/innen von BVJ-Maßnahmen⁴, welche sich diese Ausbildungsmöglichkeit in der Regel nicht freiwillig ausgesucht haben. In diesem Sinne äußerte sich auch ein 19-jähriger Teilnehmer einer BVJ-Maßnahme: *„Die Arbeit ist immer wichtig. Freizeit hab ich mein ganzes Leben, Arbeit krieg ich nicht immer“* (Int.20a, 162-163). Es sieht so aus, als ob die jungen Arbeitnehmer/innen in Deutschland ein „Recht auf Faulheit“ keineswegs wahr- oder in Anspruch nehmen, und deswegen auch keine diesbezüglichen Zurechtweisungen seitens der Politik brauchen.

Bei den Jugendlichen scheint sich eher die Überzeugung durchgesetzt zu haben, dass ein unbekümmertes Leben im sozialen Netz nicht ohne weiteres möglich und auch nicht wünschenswert ist. Niemand vertraut auf die gesellschaftliche Solidarität via Sozialhilfe oder sonstige staatliche Unterstützungsmaßnahmen. Das einzige Instrument für die Integration in das Gemeinwesen bleibt die Arbeit, wenn auch für manche widerwillig. Wahrscheinlich ist auch deshalb die Trennung von Arbeit und Freizeit nicht so ausgeprägt wie häufig vermutet (vgl. Rink 2002, Farin 2001, Goebel/Clermont 1999).

52% der befragten Jugendlichen beschäftigen sich auch in der Freizeit mit Themen, die ihre Arbeit betreffen. Zwei Drittel von diesen tun das, weil es sie interessiert, und ein Drittel, weil es für ihren Beruf notwendig ist. Die Arbeit nimmt offenbar einen sehr großen Raum bei den Jugendlichen ein. Das kommt unter anderem auch darin zum Ausdruck, dass neben der Ausbildung/Arbeit von einem Viertel der Jugendlichen bezahlte Nebentätigkeiten ausgeübt

³ Die vollständigen quantitativen Ergebnisse befinden sich im Anhang.

⁴ Berufsvorbereitungsjahr für Jugendliche ohne Schulabschluss. Diese Maßnahme wird oft als Warteschleife für den Arbeitsmarkt bezeichnet.

werden.

Die Tatsache, dass Jugendliche ihre Arbeit derart wichtig nehmen und sich sogar in ihrer Freizeit damit beschäftigen könnte nun so interpretiert werden, dass ihnen unter dem Druck der heutigen Anforderungen nichts anderes übrig bleibt, als sich so zu verhalten, dass sie dieses Verhalten aber nur als eine unvermeidbare und ungeliebte Notwendigkeit akzeptieren. Dies ist aber nicht der Fall. Im Durchschnitt zeigen sich die Jugendlichen mit ihrer derzeitigen Arbeits-/Ausbildungssituation zufrieden. Nur eine kleine Minderheit äußerte sich unzufrieden. Aber auch im Falle der Unzufriedenheit wird die Lage selten als sehr problematisch angesehen, weil die Jugendlichen sich flexiblerweise die Option des Wechsels stets offen halten; dies gilt im übrigen auch für Jugendliche, die mit ihrer Arbeitssituation zufrieden sind. Folgender Dialog entwickelte sich mit Gerhard ⁵, einem 20-jährigen Bürokaufmann in der Ausbildung:

Interviewer: Was umfasst deine Ausbildung? Es geht um Computer?

Gerhard: ja, mehr oder weniger. Viele wirtschaftliche Sachen, so während der Schule, und dann halt ganz normal Bestellungen und Rechnungen und das ganze pi-pa-po da... und Rechnungswesen, Buchführung und die ganze Scheiße.

-Interviewer: Ist nicht so prickelnd?

-Gerhard: Nö, ganz und gar nicht.

-Interviewer: Wenn es nicht ganz deinem Berufswunsch entspricht, ist es dann so, dass die Arbeit Anstrengendes, Auferlegtes ist?

- Gerhard: nein, das macht schon Spaß, so, muss man schon sagen. Und auch eben die ganzen Kollegen hier sind ganz in Ordnung, sind echt nett und man macht viel mit dem Computer. Ist halt ein Vorteil (Int.12, 39-53).

Eine deutliche Gelassenheit ist bei vielen Interviews zu spüren, weil die Jugendlichen eben von einer Optionsvielfalt für die Zukunft ausgehen. So geht Gerhard davon aus, dass er bei seinen Noten keine Stelle bekommt, ist deswegen aber nicht beunruhigt, weil er sich vorstellt, dann auszuwandern (Int.12, 188-197).

Die meisten fühlen sich durch die „gegenwärtige Situation und die damit verbundenen Anforderungen“ nicht überfordert. Dreiviertel der Jugendlichen gaben an, dass sie sich durch die Anforderungen „eher herausgefordert“ fühlen. Fast ein Fünftel fühlt sich sogar „eher unterfordert“ und nur eine Minderheit (10%) fühlt sich „eher überfordert“.

Auch die Vorstellung, dass sich die jungen Arbeitnehmer/innen heute durch den Druck des Arbeitsmarkts in einem ungewünschten Beruf bzw. in einer ungewünschten Ausbildung sehen, lässt sich nicht bestätigen. Vielmehr gaben mehr als zwei Drittel der Jugendlichen an, dass ihre Ausbildung ihrem Berufswunsch entspricht.

Die Bindung an den Ausbildungsbetrieb ist jedoch bei weniger als der Hälfte der Jugendlichen so stark, dass sie nach der Ausbildung in diesem Betrieb weiterarbeiten wollen. Ein Drittel will nach der Ausbildung in einen anderen Betrieb wechseln und ein Fünftel strebt sogar nach der derzeitigen eine andere Ausbildung an. Der Wunsch, nach der Ausbildung etwas anderes zu machen, ist also für die Mehrheit bestimmend. In den Interviews konnten wir feststellen, dass es eine erstaunliche Diskontinuität gibt. Der Wechsel von einem Beruf bzw. von einer Ausbildung in die nächste folgt dabei nicht unbedingt einem stringenten Berufs- bzw. Karriereplan. Viele Wege scheinen für Jugendliche interessant und werden von ihnen nacheinander eingeschlagen bzw. angestrebt, ohne dass ein Zusammenhang zwischen

⁵ Alle Namen in dieser Studie wurden geändert.

ihnen deutlich wird. Die gewachsene Optionsvielfalt wird offenbar von den Jugendlichen angenommen, die Bindung an den Betrieb sinkt.

So sagte Jürgen, 22-jähriger angehender Industriemechaniker: *„ich möchte später, also jetzt dann im Herbst, noch zum Studium gehen...das wird in der Regel vier Jahre gehen. Dann noch ein Auslandssemester oder so was noch reinbringen, vielleicht auch ein bisschen länger mal noch ins Ausland, das weiß ich jetzt noch nicht so. Also, weiter zum Studium und weiter kann ich jetzt nicht sagen“* (Int.3, 343-347).

Ähnlich äußerte sich Boris, ein 17-jähriger Metzger in der Ausbildung: *„...wenn ich meinen Gesellenbrief in der Hand habe, dann kann ich halt machen was ich will... auf jeden Fall will ich nicht lang bei dem Beruf bleiben. Nach der Lehre will ich zum Bund und irgendwie Karriere machen...“* (Int.13, 24-27).

Auch Ruth, eine 17 Jahre alte Fleischereifachverkäuferin in der Ausbildung sieht für sich eine Zukunft mit mehreren Optionen. Das erleichtert ihr die Trennung vom gegenwärtigen Betrieb und vom gelernten Beruf: *„Also, ich habe mir vorgenommen erst mal die Ausbildung fertig zu machen, die drei Jahre und ich hoffe, dass ich sie gut abschließen werde. Und dann mache ich ein Jahr Urlaub in Italien bei meiner Tante, also Erholung. Ich habe mir vorgenommen, dass ich später, wenn ich mit der Ausbildung fertig bin, nicht mehr in diesem Beruf weiter mache. Das macht eigentlich Spaß, aber der Geruch und so. Das geht auf Dauer nicht. Ich möchte zwei Kinder haben, das reicht. Ein schönes Haus möchte ich haben, also gut leben... eigentlich wollte ich Friseurin lernen und nach dieser Ausbildung als Kosmetikerin weiter machen. Ich hoffe nun eben, dass ich mehr Chancen habe mit einer abgeschlossenen Ausbildung dort rein zu kommen...“* (Int.15, 228-237).

Wie bei Gerhard ist bei allen Dreien die jetzige Ausbildung nicht bestimmend für ihre Zukunft; sie verstehen sie eher als Sicherheit, weil sie erkannt haben, dass sie ganz ohne Ausbildung kaum eine Chance auf dem Arbeitsmarkt haben. Auch können wir bei den Dreien feststellen, dass sie ein hohes Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten haben, etwas Neues anzufangen, sonst würden sie sich nicht trauen, nach der Ausbildung lange auszusetzen.

Zusammenfassend können wir festhalten, dass für die Jugendlichen ihre Arbeit im Vordergrund steht. Ich interpretiere das so, dass sie die Arbeit als das Hauptinstrument der gesellschaftlichen Integration erkennen. Weil es aufgrund der weltweiten ökonomischen Prozesse überhaupt keine Garantie mehr für eine sichere Dauerstelle gibt, haben sich die Jugendlichen auf Flexibilität eingestellt. Sie kalkulieren für ihre Zukunft von Anfang an alle möglichen Brüche ein und akzeptieren, dass Diskontinuität dann für ihre Biographie konstitutiv wird. Dies zeugt von einer hohen Sensibilität für die gesellschaftliche Entwicklung, dass sie offenbar bewusst oder intuitiv zwischen System und Lebenswelt differenzieren⁶ und sich adäquat verhalten.

Unabhängig von den allgemeinen Trends gibt es statistisch relevante Unterschiede zwischen den Jugendlichen, die sich eher an der Arbeit orientieren und jenen, die sich an der Freizeit orientieren. Im Folgenden werden empirische Zusammenhänge zwischen der lebensweltlichen Schwerpunktsetzung (Arbeits- oder Freizeitorientierung) und anderen Äußerungen der Jugendlichen untersucht.

2.1.2. Hintergründe zur Arbeits- und Freizeitorientierung

Deutliche (statistisch signifikante) Unterschiede zwischen arbeitsorientierten und freizeitorientierten Jugendlichen im Fragebogen verweisen darauf, was den Jugendlichen für

⁶ Auf diese Differenzierung gehe ich im 5. Kapitel ein

die lebensweltliche Schwerpunktbildung relevant scheint.

Ich suche nicht nach den *realen Bedingungen*, unter denen Jugendliche freizeitorientiert oder arbeitsorientiert werden, sondern ich interpretiere die statistisch gesicherten Unterschiede bzw. Zusammenhänge als Hinweise auf *subjektive Begründungsmuster*. Diese Begründungsmuster liefern einen Beitrag zur Erklärung der jeweiligen lebensweltlichen Schwerpunktsetzung. Umfassendere Erklärungen werden mit Hilfe komplexer Theorien im dritten und fünften Teil versucht.

2.1.2.1. Gründe für Arbeits- und Freizeitorientierung

Wir stellten den Jugendlichen folgende Frage: „Welchen Stellenwert haben Arbeit und Freizeit für dich derzeit?“, und gaben zwei Antwortmöglichkeiten vor, die sie alternativ ankreuzen konnten: „Arbeit steht im Vordergrund“ oder „Freizeit steht im Vordergrund“. Wir suchten dann hypothesengeleitet nach Zusammenhängen mit anderen Antworten. Im Folgenden werden nur die statistisch signifikanten Zusammenhänge oder Unterschiede berichtet und interpretiert.

Bei den arbeitsorientierten Jugendlichen entspricht ihre Ausbildung mehr ihrem Berufswunsch als bei den freizeitorientierten. Die Jugendlichen setzen also ihren Schwerpunkt stärker auf Arbeit, wenn sie den Eindruck haben, dass ihr Berufswunsch erfüllt wurde. Die Freizeitorientierten haben sich also nicht aus einem Spaßmotiv auf die Freizeit konzentriert, sondern eher aus der Frustration heraus, dass sich ihr Berufswunsch nicht erfüllt hat.

Hinzu kommt, dass sich die Arbeitsorientierten insgesamt deutlich besser in den Berufsalltag integriert sehen als die Freizeitorientierten. Sie beurteilen das Verhältnis zwischen Auszubildenden und Auszubildenden deutlich positiver und fühlen sich in ihrem Betrieb mehr respektiert als die Freizeitorientierten. Insgesamt sind die Arbeitsorientierten mit ihrer Arbeits-/Ausbildungssituation deutlich zufriedener. Sie haben deshalb allen Grund, sich mehr auf die Arbeit als auf die Freizeit zu konzentrieren.

Die Arbeitsorientierten haben offenbar auch für sich effektivere Strategien im Umgang mit Alltagsproblemen entwickelt. Sie suchen (allein oder mit anderen) nach Lösungen, während die Freizeitorientierten sich mehr darauf verlegen abzuwarten oder einfach nicht an die Probleme zu denken.

Ein weiterer Grund für eine stärkere Arbeitsorientierung liegt in der Einschätzung ihrer aktuellen Situation und den damit verbundenen Anforderungen. Die Arbeitsorientierten fühlen sich durch ihre derzeitige Situation und die Anforderungen stärker herausgefordert, während sich die Freizeitorientierten mehr *unterfordert* fühlen. Freizeitorientierung entsteht also subjektiv nicht aus einer Flucht vor den Anforderungen, sondern eher aus dem Gefühl der beruflichen Unterforderung.

Je höher bei den jungen Arbeitnehmer/innen der Schulabschluss ist, desto mehr steht die Freizeitorientierung im Vordergrund. Offenbar wird von Jugendlichen mit Gymnasialabschluss die Arbeit nicht so wichtig genommen. Sie haben ja auch mehr Optionen, die sie auch in Anspruch nehmen möchten. So haben fast alle Abiturienten in den Interviews ein Studium fest eingeplant oder nicht ausgeschlossen.

Für Freizeitorientierte „zählt vor allem das Heute“, während Arbeitsorientierte ihr Denken und Handeln stärker auf die Zukunft richten und eine langfristige Planung stärker bevorzugen. Auch solche Lebenshaltungen begründen offenbar die jeweilige lebensweltliche

Schwerpunktsetzung. Für die Zukunft steht bei den Freizeitorientierten eher „Spaß haben“ an erster Stelle der Wunschliste, bei den Arbeitsorientierten dagegen der Erfolg im Beruf. Wer fest in eine Clique und/oder in eine Jugendszene eingebunden ist, hat mehr Grund zu einer Freizeitorientierung und weniger zu einer Arbeitsorientierung. Die Bindung an die Familie ist dagegen bei Freizeitorientierten und Arbeitsorientierten gleich.

2.1.2.2. *Arbeit, Freizeit und politische Orientierungen*

Es mag überraschen und auf den ersten Blick unverständlich erscheinen, dass Freizeit- und Arbeitsorientierung in Zusammenhang mit politischen Orientierungen stehen. Faktisch, d.h. statistisch signifikant, ist das der Fall und es lassen sich auch verständliche Begründungsmuster rekonstruieren.

Am Einfachsten ist das noch bei der Europaorientierung zu verstehen. Jugendlichen, bei denen Arbeit im Vordergrund steht, ist ihre „Zugehörigkeit zu Europa wichtiger als die zu einem Land“. Sie sehen offenbar die europäische Integration als eine Erweiterung ihrer beruflichen Optionsvielfalt. Darauf verweist auch ihre stärkere Zustimmung zu der Aussage „das vereinte Europa bietet mir Vorteile“. Beides ist den Freizeitorientierten deutlich weniger wichtig.

In scheinbarem Gegensatz dazu finden die Arbeitsorientierten „nationale und internationale Ereignisse selten so interessant wie Ereignisse, die in der Region stattfinden, in der man lebt“. Diese stärkere Konzentration auf die Region kann die Europaorientierung ergänzen und der bekannten Devise folgen „global denken, lokal handeln“. Das, was Roland Robertson „Glokalisierung“ (1998) nannte und womit er die Verbindung von Globalisierung und Lokalisierung symbolisierte, könnte gerade für die Arbeitsorientierten vielleicht sogar subjektiv notwendig sein. Der stärkere Bezug auf die eigene Region, d.h. der stärkere lokale Rückhalt, scheint grenzüberschreitende Orientierungen erst subjektiv möglich zu machen.

Es ist mit den obigen Ergebnissen konsistent, dass die arbeitsorientierten Jugendlichen deutlich stärker als die freizeitorientierten eine internationale Orientierung befürworten. Dazu gehört auch, dass sie sich stärker für eine multikulturelle Entwicklung der Gesellschaft aussprechen und weniger für eine nationale. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die nationalen Interessen zurückgestellt würden. Die Arbeitsorientierten befürworten stärker als die Freizeitorientierten einen „nationalistischen Internationalismus“ oder - wie wir es nannten einen „expansiven Nationalismus“. So stimmen sie der Aussage deutlich stärker zu „der Rüstungsexport sollte nicht beschränkt werden, um unseren Wohlstand nicht zu gefährden“ und auch die Ausweitung des deutschen Einflusses auf andere Länder wird von ihnen stärker befürwortet. Offenbar denken die Arbeitsorientierten gesellschaftliche Prozesse mehr aus dem Blickwinkel ihrer beruflichen Situation und Zukunft. So fanden Jugendliche bei einer Gruppendiskussion in einer Werft den Bau von U-Booten zwar bedauerlich aber unabdingbar für den Erhalt der Arbeitsplätze (Int.34, 428-474)

Dies scheint auch für andere politische Haltungen zu gelten. Auch die autoritäre Orientierung ist bei den arbeitsorientierten Jugendlichen stärker ausgeprägt als bei den freizeitorientierten. Die Unterordnung unter Autoritäten scheint ihnen offenbar funktional für ihre berufliche Entwicklung, und wahrscheinlich ist sie das auch in der derzeitigen beruflichen Drucksituation. Es gibt abgesehen davon Arbeitsbereiche, in denen die Unterordnung unter Autorität überlebensnotwendig ist. So war es im Bergbau auffällig, dass der Umgangston viel autoritärer war, als in der Metall-, Holz-, oder Textilindustrie, wo davor befragt wurde. Nach dieser Kommunikationsart gefragt, erklärten die Mitarbeiter des Betriebs, dass untertag eine

absolute Disziplin Bedingung für die Vermeidung von Unfällen sei und dass auch da, wo die Gefahr nicht besteht dieser Ton routinemäßig dann insgesamt als normal empfunden wird.

Für die Arbeitsorientierten scheint es auch subjektiv funktional, dass sie einen größeren persönlichen Zukunftsoptimismus zum Ausdruck bringen als die Freizeitorientierten. Sie machen sich durch ihren größeren Einsatz im Beruf offenbar mehr Hoffnungen für die Zukunft. Andererseits dürfte ein zur Schau getragener Zukunftsoptimismus ihre beruflichen Chancen und ihre Motivation stützen.

Dass dahinter aber auch noch ein Angstmotiv steht, darauf verweist die Zustimmung der Arbeitsorientierten bei der Aussage „Es beunruhigt mich, dass die Zukunft so unsicher ist“. Sie ist deutlich stärker ausgeprägt als bei den Freizeitorientierten.

2.1.2.3. *Arbeit, Freizeit und Engagement*

Es wäre naheliegend, dass die freizeitorientierten Jugendlichen sich stärker im Freizeitbereich engagieren und die arbeitsorientierten mehr im Arbeitsbereich. Das scheint aber nicht der Fall zu sein. Zumindest finden sich keine Unterschiede im gewerkschaftlichen Engagement und auch nicht im Engagement in Jugendeinrichtungen (z.B. Jugendhaus). So einfach ist die Begründungsstruktur offenbar nicht. Was sind nun die wichtigen Unterschiede und Zusammenhänge von Engagement und dem Stellenwert von Arbeit und Freizeit?

Generell kann man feststellen, dass die Jugendlichen, bei denen die Arbeit im Vordergrund steht, stärker zu einem Engagement bereit sind. Das gilt tendenziell bei allen Engagementfragen und kommt in der stärkeren Zustimmung zu der Aussage zum Ausdruck „Wenn man sich engagiert und hartnäckig ist, kann man in unserer Gesellschaft wirklich etwas erreichen“. Dieser größere Optimismus bezüglich des Erfolgs von Engagement wird durch die Zustimmung zu dem allgemeinen Postulat ergänzt „Jede/r sollte etwas von seiner Zeit opfern für das Wohl seiner Region oder seines Landes“.

Die Jugendlichen wurden nach den Engagementgründen gefragt, die für sie selbst von Bedeutung sind. Dabei machten die Arbeitsorientierten teilweise andere Angaben als die Freizeitorientierten. Die Arbeitsorientierten betonten deutlich mehr die gesellschaftliche und soziale Verantwortung. Sie engagieren sich eher, weil sie sich „gerne für andere Menschen einsetzen“ und „weil es für die Gesellschaft wichtig ist“, aber auch wenn sie sich selbst betroffen fühlen. Darüber hinaus spielt das persönliche Motiv eine Rolle „weil ich meine Fähigkeiten dort mit einbringen kann“. Der eigene Vorteil oder persönliche Interessen werden allerdings von ihnen nicht stärker betont als von den Freizeitorientierten. Die Arbeitsorientierung scheint also ein größeres Verantwortungsgefühl zu begünstigen als die Freizeitorientierung und damit zu einem stärkeren Grund für das Engagement.

Der oben festgestellte größere Engagementoptimismus der Arbeitsorientierten scheint sich auch in den Aufgaben auszudrücken, die sie bei den Gewerkschaften für wichtig halten. Für sie scheint ein enges Gewerkschaftsverständnis, das sich auf das „Aushandeln von Arbeitsbedingungen (z.B. Löhne, Arbeitszeit)“ beschränkt, nicht besonders charakteristisch. So betonen sie stärker als die Freizeitorientierten die Aufgabe der Gewerkschaften, auf die Politik einzuwirken. Auch die Förderung von Umweltschutz und ökologischem Wirtschaften steht bei ihnen stärker im Vordergrund.

Die arbeitsorientierten Jugendlichen wollen stärker als die anderen mitbestimmen. Wenn sie etwas innerhalb von Organisationen (z.B. der Gewerkschaften) verändern könnten, wäre es ihnen wichtiger als den freizeitorientierten, dass „Jeder/Jede gleichberechtigt mitentscheiden (kann), unabhängig von der Herkunft“. Auch bei diesen Veränderungsmotiven unterscheiden

sich die Jugendlichen je nach dem Stellenwert von Arbeit und Freizeit. Die Arbeitsorientierten sind auch hier in ihrem Gewerkschaftsverständnis deutlich breiter. Sie befürworten stärker, dass „mehr Treffen mit Jugendlichen anderer Länder stattfinden sollten“, dass „mehr aktuelle politische Themen berücksichtigt werden“ und dass „die Interessen von Frauen“ mehr berücksichtigt werden. Letzteres verweist darauf, dass tatsächlich bei den Arbeitsorientierten ein größerer Frauenanteil zu beobachten ist als bei den Freizeitorientierten.

Zusammenfassend kann als Ergebnis festgehalten werden, dass die Jugendlichen, für die Arbeit im Vordergrund steht, mehr Gründe für ein Engagement haben und ein breiteres Aufgabenfeld sehen als Jugendliche, bei denen die Freizeit einen höheren Stellenwert einnimmt.

2.2. Orientierungen

Orientierungen bei Jugendlichen, vor allem politische Orientierungen, wurden von der Tübinger Forschungsgruppe schon öfter untersucht (vgl. u.a. Leiprecht 1990, 1994; Horn 1990; Held 1994; Held u.a. 1996). Dies erlaubt der Gruppe, wichtige Entwicklungen feststellen. Allerdings entstanden von einer Untersuchung zur nächsten neue gesellschaftliche Schwerpunkte bzw. Aspekte, die so zum ersten Mal untersucht wurden. In diesem Fall ist ein Vergleich mit früheren Ergebnissen natürlich nicht möglich. Bei der IG Metall Jugendstudie ist im Fragebogen z.B. die europäische Orientierung neu hinzu gekommen. Wir hatten nämlich bei den Voruntersuchungen festgestellt, dass die Jugendlichen mittlerweile durchaus zwischen internationalen und europäischen Orientierungen unterscheiden. Diese Differenzierung hat sich, wie wir sehen werden, als wichtig erwiesen. So stellten wir bei den europäischen Orientierungen sehr signifikante Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland fest, aber kaum welche bei den internationalen Orientierungen. Die europäische und die internationale Orientierung sind also nicht miteinander identisch. Erstere betont eher den persönlichen Bezug auf Europa, letztere dagegen die Verantwortung im internationalen Zusammenhang. Die Zustimmung zur internationalen Orientierung ist bei den Jugendlichen insgesamt nicht ganz so ausgeprägt wie die zur europäischen Orientierung.

Folgende Orientierungen haben wir im Fragebogen zu erfassen versucht:

- Die internationale Orientierung
- Die europäische Orientierung
- Die nationale Orientierung
- Die autoritäre Orientierung
- Die rassistische Orientierung
- Die demokratische Orientierung
- Die lokale Orientierung.

Jede dieser Orientierungen wird durch mehrere Fragen repräsentiert; sie sind im Anhang aufgeführt⁷.

Bei den Fragen zur Orientierung wird immer wieder deutlich, dass die Jugendlichen nicht sehr konsistent antworten. Diese Tendenz wurde schon bei der vorletzten Untersuchung der

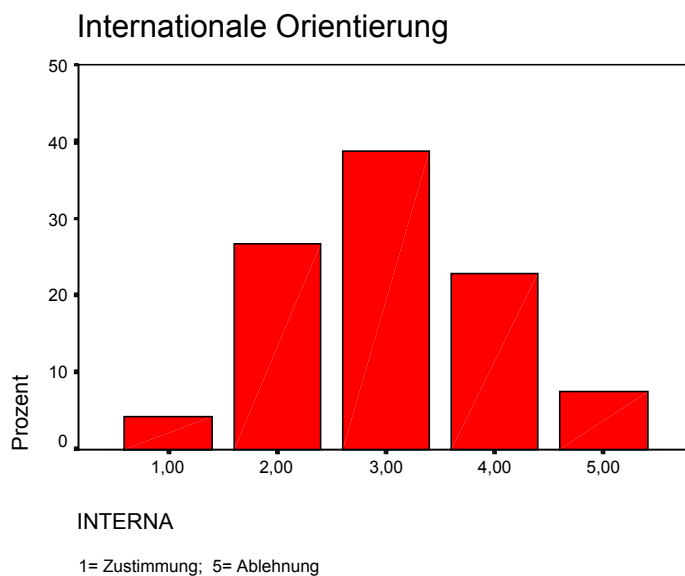
⁷ Bei allen Orientierungsfragen musste auf einer 6-stufigen Skala angekreuzt werden, die von 1= stimmt genau, bis 6= stimmt gar nicht reichte. Für den jeweiligen Skalenindex wurde pro Person der Mittelwert aus den zugehörigen Fragen gerechnet.

Tübinger Forschungsgruppe festgestellt (Held u.a. 1996, S. 73f.). Dies trifft nicht nur innerhalb einzelner Dimensionen zu, sondern auch zwischen ihnen. Bukow et al diagnostizieren insgesamt „eine gewisse Beliebigkeit in der Orientierung“ (2001, S.69) in der Multioptionsgesellschaft (vgl. Gross 1994, S.69ff). Für viele Jugendliche scheinen sich z.B. internationale Orientierung und nationale Orientierung nicht auszuschließen.

Im Folgenden werden die Gesamtergebnisse vorgestellt, ohne zwischen den sozialen Gruppen oder Segmenten zu unterscheiden. Diese Unterschiede werden in Kapitel 2.6 ausführlicher behandelt.

2.2.1. Die Internationale Orientierung

Abbildung 2



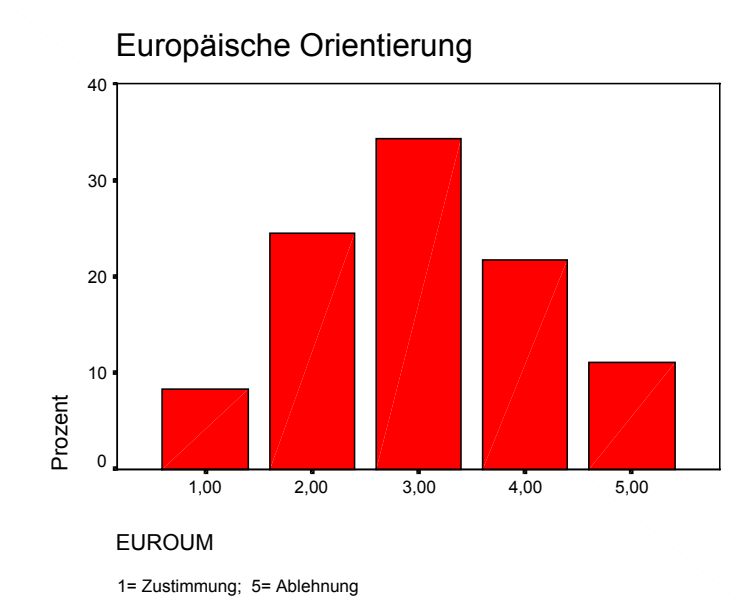
Bei den meisten Fragen zur internationalen Orientierung liegen die Werte der Jugendlichen überwiegend auf der Zustimmungseite. Sie stimmen also Aussagen von der Art zu: „aus dem deutschen Reichtum ergibt sich eine Verantwortung für ärmere Länder“ oder „Deutschland könnte im politischen, sozialen oder wirtschaftlichen Bereich von anderen Ländern lernen“. Zugestimmt wird aber auch Aussagen, die nicht direkt auf internationale Beziehungen verweisen wie „das Leben in Deutschland wird durch das Zusammentreffen von Kulturen verschiedener Nationen vielfältiger und interessanter“. Nur ein Drittel der Befragten stimmt dieser Aussage eher nicht zu. Am geringsten ist die Zustimmung zu der Aussage „die Deutschen haben immer noch eine besondere Verpflichtung gegenüber den Opfern des Nationalsozialismus (z.B. Juden und Roma)“. Hier stimmen über 50% der Jugendlichen eher nicht zu.

2.2.2. Europäische Orientierung

Die gewachsene berufliche Optionsvielfalt beschränkt sich heute nicht mehr auf die Möglichkeiten im eigenen Land. Fast zwei Drittel der befragten Jugendlichen stimmten der Aussage wenigstens teilweise zu „das vereinte Europa bietet mir Vorteile“. Fast die gleiche Anzahl (63%) könnte sich vorstellen, „später in einem anderen Land zu leben“. Die jugendlichen Arbeitnehmer/-innen schließen also in ihrer Mehrheit heute nicht aus, dass sie außerhalb Deutschlands leben und arbeiten werden. In diesem Zusammenhang scheint es ihnen auch notwendig, Fremdsprachen zu lernen. Nur eine kleine Minderheit lehnt das ab, die

Mehrheit hält es entweder „für das berufliche Fortkommen für sehr wichtig“, oder auch, um sich „in einem anderen Land verständigen zu können“. Die europäische Perspektive scheint also für junge Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen nicht unattraktiv. Die Fragen zur europäischen Orientierung wurden zu einem Index zusammengefasst, aus dem sich rechnerisch die durchschnittliche Zustimmung ergab:

Abbildung 3

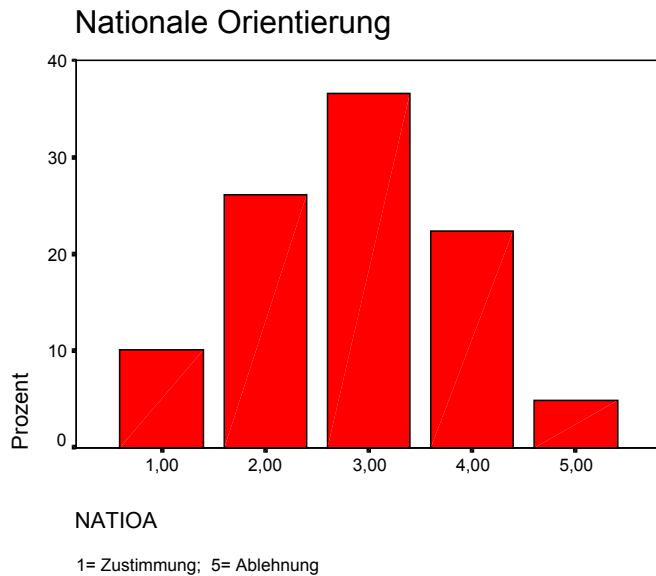


Ein positives Verhältnis zu Europa wird durch Skepsis in Bezug auf die europäische Entwicklung eingeschränkt. So stimmen zwei Drittel der Jugendlichen der Aussage zu „die ganzen Probleme mit dem Euro oder der EU-Bürokratie zeigen, dass es besser ist, sich um das eigene Land zu kümmern“. Auch in den Interviews kommt zum Ausdruck, dass Europa als Einheit nur in den Bereichen akzeptiert wird, die nicht mit Problemen assoziiert werden und für die Jugendliche transparent bleiben. Reisemöglichkeiten, Kulturaustausch und Gastronomie sind meistens solche Bereiche, können aber bei manchem Jugendlichen der Grund der Ablehnung der europäischen Entwicklung sein, wenn bei den Jugendlichen starke nationalistische Orientierungen vorhanden sind. Insgesamt werden die Bereiche, welche bei den Jugendlichen subjektiv mit Problemen assoziiert werden, eher kritisch betrachtet und nicht als Möglichkeit der Horizonterweiterung oder als Herausforderung wahrgenommen. Genau das drückt sich in den quantitativen Ergebnissen auch aus.

2.2.3. Nationale Orientierung

Die folgende Abbildung lässt erkennen, dass auch der nationalen Orientierung im Durchschnitt eher zugestimmt wird.

Abbildung 4



Die Fragen zur nationalen Orientierung, die in der obigen Graphik zu einem Index zusammengefasst sind, erfassen v.a. die problematischen Aspekte, die in Richtung auf Nationalismus weisen. Die Ergebnisse zeigen, dass die Jugendlichen der nationalen Orientierung mehr zustimmen als der internationalen. Den meisten Fragen zu diesem Bereich stimmten über die Hälfte der Jugendlichen zu ⁸.

Schon in einer früheren Untersuchung konnte die Tübinger Forschungsgruppe feststellen, dass die nationale Orientierung in drei Komponenten aufgeteilt ist, nämlich eine expansive, eine völkische und eine ausgrenzende. *Expansiver Nationalismus* heißt, dass der nationale Einfluss Deutschlands in der Welt gestärkt werden sollte. Die Jugendlichen stimmten zu zwei Drittel der Aussage eher zu „der Rüstungsexport sollte nicht beschränkt werden, um unseren Wohlstand nicht zu gefährden“. Auch der *völkische Nationalismus* erfreut sich einiger Beliebtheit. Nur eine Minderheit stimmt der Aussage „wir sollten uns wieder mehr an den deutschen Tugenden wie Fleiß, Ordnung und Sauberkeit orientieren“ nicht zu. Auch zu der folgenden Aussage ist die Zustimmung sehr hoch „wer in Deutschland lebt, sollte sich auch an die deutsche Kultur anpassen“. Hier ist die Entschiedenheit am Größten. Mehr als ein Drittel kreuzte hier „stimmt genau“ an. - Die Untersuchung fand übrigens noch vor der Debatte zur deutschen Leitkultur statt.

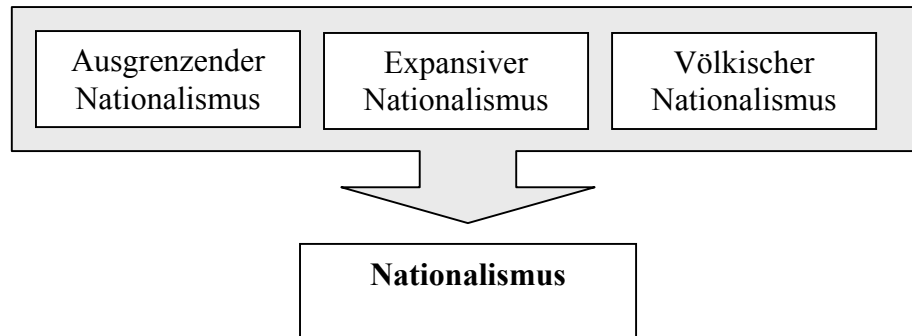
Im Gegensatz zu dieser eindeutigen Reaktion waren die Antworten beim *ausgrenzenden Nationalismus* recht unterschiedlich. Etwas weniger als die Hälfte der Jugendlichen neigt der Meinung zu, dass „Ausländer den Deutschen Arbeitsplätze wegnehmen“, zugleich ist eine deutliche Mehrheit der Meinung, dass „Ausländer, die in Deutschland leben, gleichberechtigt

⁸ Die Ankreuzungen lagen bei der Hälfte der Jugendlichen auf der Zustimmungseite der sechsstufigen Skala.

wie Deutsche behandelt werden müssen“. Hier stimmen mehr als zwei Drittel der Jugendlichen zu.

Im allgemeinen stimmen die Jugendlichen den Fragen zur nationalen Orientierung eher zu. Dabei muss nochmals betont werden, dass die Fragen in dieser Dimension deutlich auf Nationalismus zielen. Sie zielen also nicht auf Heimat- und Vaterlandsliebe oder auf den sogenannten Verfassungspatriotismus. Bei der nationalen Orientierung, wie wir sie zu erfassen versuchen, steht das ausgrenzende Moment im Vordergrund.

Abbildung 5



Mit denselben Items wurde 1993 die nationale Orientierung von Jugendlichen untersucht. Der Vergleich ermöglicht uns Aussagen über die Entwicklung der letzten Jahre⁹.

Index	Jahr	Zustimmung →			← Ablehnung	
		Nationale Orientierung	1993	3,1 %	12,6	30,8
	1999	5,5	22,9	41,0	23,3	7,3

Bei der nationalen Orientierung stellen wir eine ganz eindeutige (statistisch signifikante) Zunahme der Zustimmung zwischen 1993 und 1999 fest. Eine Entwicklung, die überrascht, hatten sich die Wogen nach der Wiedervereinigung zum größeren Deutschland doch sehr schnell wieder gelegt. Von einer nationalen Euphorie kann allerdings keine Rede sein. Bei genauerer Betrachtung zeigt es sich dann auch, dass nationale Orientierung bei den Jugendlichen eher Ausdruck einer defensiven Haltung ist. Man fühlt sich gegenüber anderen Nationalitäten im Land und außerhalb benachteiligt und fordert deshalb besondere Rechte als Deutscher.

Die Veränderung von 1993 bis 1999 ist vor allem auf eine Stärkung der expansiv-nationalen Orientierung zurückzuführen. Ein Grund dafür könnte in dem Diskurs über die neue Rolle Deutschlands in der Welt liegen, der Ende der 90er Jahre von der Politik angestoßen wurde und sich zu einem breiten Mediendiskurs ausweitete. Der reale Hintergrund war 1999 die Beteiligung der Bundeswehr an Auslandseinsätzen. Zum ersten Mal seit dem zweiten Weltkrieg nahm Deutschland bei den Balkankriegen eine Rolle ein, die zuvor anderen westlichen Ländern vorbehalten war. Diese militärische Intervention wurde möglicherweise von den Jugendlichen als Legitimation für einen größeren Einfluss Deutschlands im Ausland interpretiert.

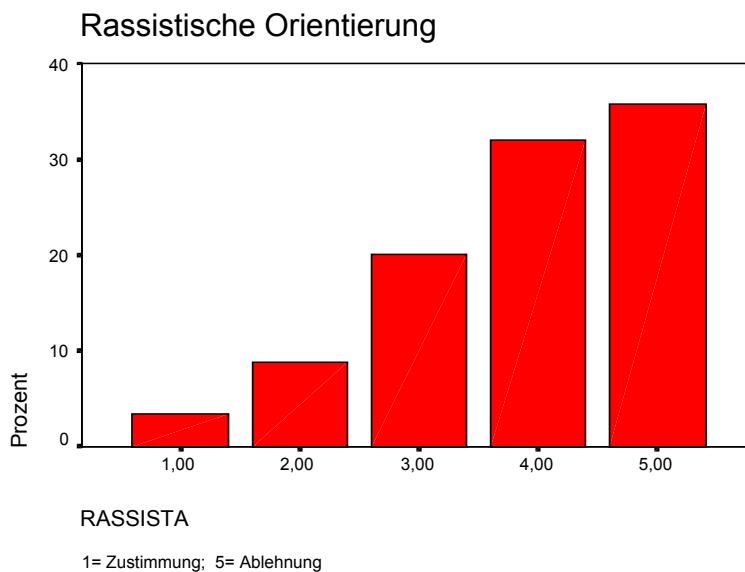
⁹ Der Vergleich beschränkt sich auf die Süddeutsche Region, da 1993 nur in dieser Region Jugendliche befragt wurden. Die neue Untersuchung wurde in der süddeutschen Region Ende 1999, d.h. in der ersten Untersuchungswelle durchgeführt.

2.2.4. Rassistische Orientierung

Die Fragen zur rassistischen Orientierung zielen zum einen auf den traditionellen Rassismus, der soziale Ausgrenzung mit sogenannten natürlichen, also biologischen Unterschieden begründet, zum anderen aber auch auf Fragen, die ethnische Zugehörigkeit zum Ausgrenzungskriterium erheben.

Der rassistischen Orientierung stimmten die Jugendlichen am wenigsten von allen erfassten Orientierungsdimensionen zu. Nur eine Minderheit stimmt dieser Orientierung deutlich zu.

Abbildung 6



Die ganz überwiegende Mehrheit lehnte Aussagen in dieser Dimension ab, obwohl sie viel moderater formuliert waren als in den meisten amerikanischen Rassismusfragebögen. Die Frage, der am meisten zugestimmt wurde, lautete „jede ethnische Gruppe sollte an ihrem eigenen Platz bleiben“. Hier kreuzte eine knappe Mehrheit auf der Zustimmungseite an. Die Jugendlichen waren jedoch mehrheitlich nicht der Meinung, dass „die Ausländer eine niedrigere soziale Position einnehmen sollten“. Die Jugendlichen stimmten der folgenden Aussage mit überwiegender Mehrheit zu: „Die Menschen aus Afrika oder Asien sind von Natur aus auch nicht anders als wir und sollten deshalb genauso geachtet werden“. Nur eine kleine Minderheit (weniger als 10%) stimmte dieser Aussage eindeutig nicht zu.

Auch bei diesem Punkt ermöglicht uns die Untersuchung von 1993 genaue Vergleiche.

Index	Jahr	Zustimmung →			← Ablehnung	
		1	2	3	4	5
Rassistische Orientierung	1993	1,3	4,3	17,9	26,1	50,3
	1999	1,5	2,6	15,1	20,4	60,4

Die Jugendlichen lehnen rassistische Diskurse weitgehend ab, heute sogar signifikant mehr als 1993. Die Diskussion um die Greencard, die während der Untersuchung stattfand, hat wohl auch deutlich gemacht, dass rassistische Muster keine Bedeutung für die Differenzierung intellektueller Fähigkeiten haben, sind doch die begehrten IT-Spezialisten oft dunkler Hautfarbe.

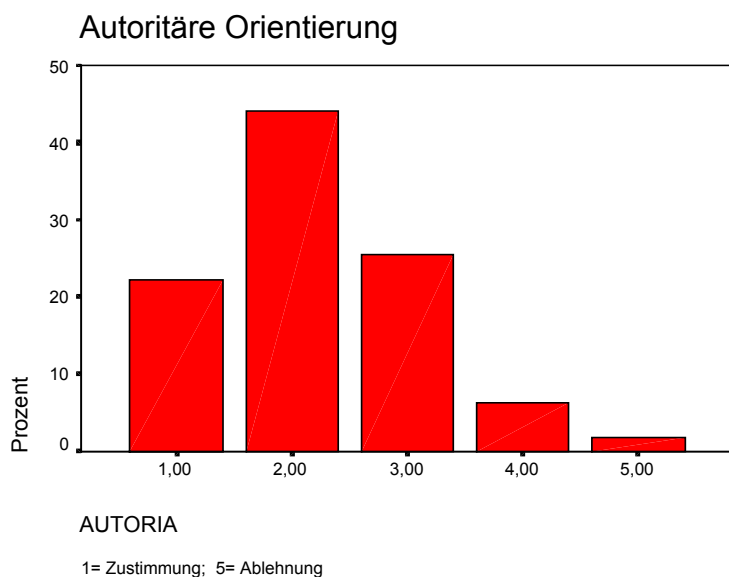
Das lässt jedoch keine Aussagen über das Ausmaß des Alltagsrassismus zu, der sich zwar

heute offensichtlich nicht mehr auf primitive Rassenlehren beruft, wohl aber mit kulturalistischen Kategorien Ausgrenzungsmechanismen auslösen kann (vgl. ausführlich dazu Leiprecht 2001). Rudolf Leiprecht macht in seiner Studie deutlich, „dass in den Erklärungsmodellen (der Jugendlichen beim Thema Rassismus) sehr oft nicht die Rassismen von Einheimischen thematisiert, sondern hauptsächlich Probleme formuliert wurden, die ‚Ausländer‘ den ‚Einheimischen‘ machen“ (2001, S.426). Weiter beschreibt Leiprecht „die vorsichtigen Formulierungen, die viele Jugendliche wählten, aber auch der massive Ärger darüber, fälschlicherweise einem Diskriminierungsverdacht ausgesetzt zu sein“ (ebd.). Genau diese Erfahrungen machte ich bei der Untersuchung immer wieder. So wurde ich nach der Befragung oder den Diskussionen von einzelnen deutsche Jugendlichen angesprochen, die sich diesem „Diskriminierungsverdacht“ durch den Fragebogen und meine Interviewfragen ausgesetzt fühlten. Rassistische Argumentationsmuster sind offenbar stark tabuisiert.

2.2.5. Autoritäre Orientierung

Von den drei Komponenten politisch rechter Orientierungen (Nationalismus, Rassismus, Autoritarismus) erfreute sich der Autoritarismus der größten Beliebtheit bei den Jugendlichen. Dieser Orientierung wird im Durchschnitt zugestimmt. Bei allen Fragen, die dieser Dimension zugehören, stimmten mehr als zwei Drittel eher zu. Die größte Zustimmung erreichte die Frage „Kriminalität, sexuelle Unmoral und Störungen der öffentlichen Ordnung zeigen, dass wir härter mit abweichenden Gruppen und Störern umgehen müssen“. Dies ist insofern bedenklich, als hier die aggressive Komponente des Autoritarismus angesprochen wird. Aber auch eine Frage, die schon von Theodor Adorno (vgl. 1973) in seinen Untersuchungen vor 60 Jahren benutzt wurde, erfreute sich großer Beliebtheit. Zwei Drittel der Jugendlichen stimmten zumindest etwas der Aussage zu „Gehorsam und Achtung gegenüber Autoritäten sind die wichtigsten Tugenden, die Kinder lernen sollten“. Ebenfalls zu zwei Drittel stimmen die Jugendlichen zumindest teilweise der Aussage zu „Befehle von Vorgesetzten führe ich aus, auch wenn sie mich nicht völlig überzeugen“. Die Unterordnung unter Autoritäten und die Durchsetzung von Regeln und Normen gegen abweichende Gruppen stoßen auf weitgehenden Konsens.

Abbildung 7



Ein Vergleich mit den Zahlen von 1993 ergibt eine starke Zunahme von autoritären Orientierungen.

Index	Jahr	Zustimmung →			← Ablehnung	
		Autoritäre Orientierung	1993	16,3	38,4	29,6
	1999	20,0	41,9	28,0	5,9	4,3

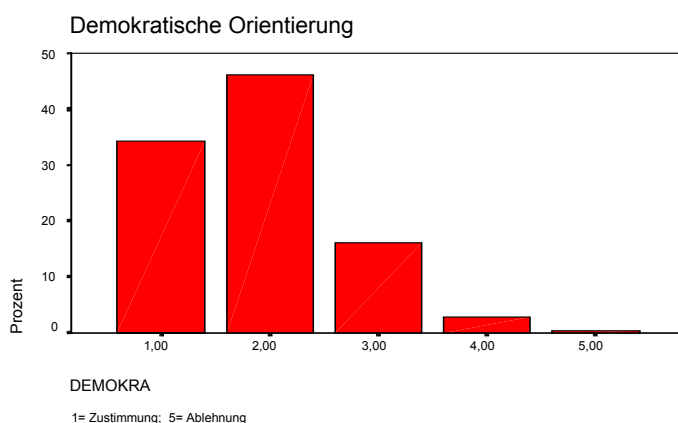
Spätestens an diesem Punkt drängt sich die Frage auf, in wie fern rechte Orientierungen zur Normalität auch bei unauffälligen Jugendlichen geworden sind (vgl. Bibouche 2001a). Die befragten Jugendliche waren bis auf wenige Ausnahmen alles andere als auffällig, und wie die anderen Ergebnisse dieser Untersuchung deutlich zeigen auch gut integriert. Sie sind zufrieden mit ihrem Arbeitsplatz, haben Vertrauen in die eigene Zukunft (siehe 2.5.) und sehnen sich nach geregelten Lebensverhältnissen mit Kindern und Familie (siehe 2.5). Sie entsprechen damit vorherrschenden gesellschaftlichen Erwartungen und stehen in keinem Widerspruch zu konventionellen Sichtweisen. Ganz im Gegenteil versuchen sie die allgemeinen Erwartungen zu erfüllen, statt in Opposition dazu zu treten, wie es bei vergangenen Generationen von Jugendlichen fast eine Pflicht war.

An dieser Stelle wird das Resultat der empirischen Untersuchung von 1993 bestätigt, wonach rechte Orientierungen von jugendlichen Arbeitnehmer/innen in Deutschland nicht zwingend mit Desintegration zu erklären sind, vielmehr wird hier ein „starkes Bedürfnis nach Integration, also ein positiver Integrationswille“ (Held u.a. 1996, S.74) ausgedrückt.

2.2.6. Demokratische Orientierung

Der demokratischen Orientierung stimmten die Jugendlichen am stärksten von allen Orientierungsdimensionen zu.

Abbildung 8



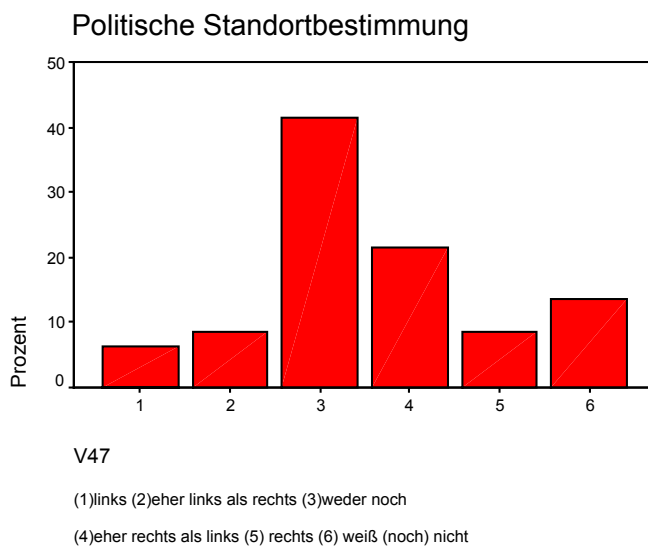
Die Jugendlichen finden es mit überwältigender Mehrheit gut, „dass Demonstrationen erlaubt sind, um gegen die Regierung zu protestieren“, ebenso stimmen sie der Aussage zu, „eine lebensfähige Demokratie ist nicht denkbar ohne politische Opposition“. Auch der folgenden Aussage wird zugestimmt „Ob eine Gesellschaft wirklich demokratisch ist, zeigt sich an

ihrem Umgang mit Minderheiten“.

Die Zustimmung zur Demokratie ist also bei den Jugendlichen stark verankert und zwar auch bei denjenigen mit ausgrenzenden Orientierungen. Dies scheint nur auf den ersten Blick widersprüchlich zu sein. Auch die eher rechts orientierten Jugendlichen nehmen für sich demokratische Rechte in Anspruch, welche es ihnen ermöglichen, ihre politische Meinung kundzutun. Auch wurde in Gesprächen deutlich, dass manche Jugendlichen die demokratischen Prinzipien zwar anerkennen, sie ihnen aber gleichgültig sind. Dies ermöglichte ihnen, die Fragen nach der Zustimmung zur Demokratie zu bejahen, ohne daraus Konsequenzen für eigene politische Orientierungen zu ziehen.

Ein knappes Drittel der Jugendlichen verortet sich eher rechts als links bzw. rechts. Und nur halb so viele definieren sich als links oder eher links. Allerdings kreuzten mehr als die Hälfte der Jugendlichen entweder „weder links noch rechts“ oder „weiß es (noch) nicht“.

Abbildung 9



Bei der Frage der politischen Selbstverortung, vermuten wir, dass die Ergebnisse anders ausgefallen wären, wenn wir bei der dritten Antwortmöglichkeit, statt „weder links noch rechts“ die Antwort „Mitte“ vorgeschlagen hätten. Vielleicht hätten dann noch mehr diese Variante gewählt. Die Mitte als politisch umkämpftes Feld ist als Begriff in den Medien sehr präsent und wird als synonym für moderne Demokratie verwendet. Der stark propagierte dritte Weg in der Politik geht zwingend durch die Mitte, gleichgültig, ob es sich eher um eine linke Variante wie in Großbritannien oder um eine rechte wie in Spanien handelt (vgl. Giddens 1994, Beck 1993). Die Zugehörigkeit zur Mitte scheint gegenwärtig die politisch korrekte Einstellung zu sein und wäre möglicherweise schon aus diesem Grund von den Jugendlichen eher angekreuzt worden, weil sie in ihrer großen Mehrheit lieber nicht auffallen möchten, wie unsere weiteren empirischen Ergebnisse deutlich zeigen. Die Wahlmöglichkeit „Weder rechts noch links“ vermeidet eine Positionierung auf der links-rechts-Skala und besagt damit – nach unserer Erfahrung – mehr über die politischen Orientierungen der Jugendlichen als die „Mitte“, die letzten Endes als eine bequeme Uminterpretation des Unpolitischen gelten kann. Dass diese Vermutung richtig sein könnte zeigen Aussagen in den Interviews. Eine ganze Reihe von Jugendlichen gaben auf die Frage nach ihrer politischen Position an, dass sie keine haben und auch keine haben wollen.

2.2.7. Lokale Orientierung

Interessant ist, dass die lokale Orientierung, d.h. der Bezug zur eigenen Region, in der die Jugendlichen leben, genauso stark ausgeprägt ist wie ihre europäische Orientierung. So stimmten auch zwei Drittel der Jugendlichen der Aussage zu, dass sie sich mit der Region, in der sie leben, stark verbunden fühlen. Die Zugehörigkeit zu einem Land ist ihnen im Durchschnitt wichtiger als die Zugehörigkeit zu Europa. Auch interessieren sie sich für lokale Ereignisse in der Region mehr als für nationale und internationale.

Sowohl die lokale Orientierung wie die europäische stehen in Zusammenhang mit den anderen Orientierungen, die wir erfasst haben. Die stärker europäisch Orientierten unterscheiden sich deutlich¹⁰ in fast allen erfassten Orientierungen von den weniger europäisch Orientierten. Die Europaorientierten sind weniger national und mehr international, weniger rassistisch und eher demokratisch orientiert und stärker global als lokal orientiert.

In den Sozial- und Gesellschaftswissenschaften stellt man ein Phänomen fest, das Roland Robertson „Glokalisierung“ nennt (1998, Vgl. auch Bauman 1997, Bausinger 2000, Hall 1999). Der Begriff ist ein Neologismus aus Globalisierung und lokal. Er trägt der Tatsache Rechnung, dass sich die Menschen umso stärker an lokalen Zusammenhängen orientieren, je mehr die Globalisierung voranschreitet. So kommt es dazu, dass bei unseren Ergebnissen die lokalen und die europäischen Orientierungen der Jugendlichen gleichermaßen stark ausgeprägt sind, ohne dass dies einen Widerspruch darstellt. Ganz im Gegenteil findet ein Teil der Jugendlichen in dieser Dichotomie ein Arrangement, das der Losung der lokalen Agenda 21 entspricht: global denken und lokal handeln.

Mit Franz haben wir einen Vertreter dieses Typus. Er ist als Jugendvertreter und Gewerkschafter sehr aktiv. Er verfügt über eine breite politische Bildung und ist erstaunlich gut informiert über Bundes- und Weltpolitik. Aber Franz würde nicht Baden-Württemberg verlassen, um seine Erfahrungen den Kollegen und Kolleginnen in den anderen Bundesländern zur Verfügung zu stellen:

-Franz: Also wichtig ist mir, dass ich 'ne gute Arbeit mach, also für Kollegen. Dass ich natürlich auch eine soziale Sicherheit möchte, dürfte ja auch verständlich sein. Und wo das sein wird, bin ich zum Beispiel ganz offen. Also das kann von Konstanz bis weiß der Herr sein.

-Interviewer: Du würdest Baden-Württemberg verlassen ?

- Franz: Nein!

Erstaunt über die kategorische Antwort, bin ich wieder auf die Frage gekommen, die dann nur bestätigt worden ist:

- Interviewer: Du hast vorhin gesagt, dass es eigentlich für dich schon auch wichtig ist, andere Positionen zu sehen. Auf der anderen Seite sagst du, lieber in Baden-Württemberg bleiben. Das ist ein kleiner Widerspruch.

- Franz: Das ist ein Widerspruch, geb' ich dir ja recht.

- Interviewer: Den hältst du aus?

- Franz: Den halt ich gut aus (Int. 22, 492-510).

2.2.8. Gewerkschaftliche Orientierungen

In unserer von neoliberalen Globalisierungsdiskursen bestimmten Mediengesellschaft wird heute jede Organisation, die sich um Regulierung der gesellschaftlichen Veränderungen

¹⁰ Statistisch signifikant

bemüht, als schwerfällig, unbeweglich und insgesamt als überholt dargestellt. Mit einem solchen negativen Image haben auch die Gewerkschaften zu kämpfen.

Die Jugendforschung stimmt oft in den Chor der Medien ein und behauptet, dass sich die Jugendlichen von großen Organisationen generell abwenden. Diese These geht auf den bekannten Werteforscher Helmut Klages zurück, der schon in den 80er Jahren die Abkehr von großen Organisationen konstatierte (vgl. Klages u.a. 1987). Er sah das im Zusammenhang mit dem Wertewandel von materialistischer zu postmaterialistischer Orientierung und „von den Pflicht- und Akzeptanzwerten zu den Selbstentfaltungswerten“ (vgl. Klages 1993, S.43)). Seither wurde dieser Ansatz in der Jugendforschung laufend fortgeschrieben (z.B. Baacke, 1999, S. 17; vgl. Ferchhoff 1999). Auch die Identitäts- und Individualisierungstheoretiker der reflexiven Moderne (Beck 1997, Keupp 1999) haben diese Argumentation übernommen. Von diesem Teil der Sozialforschung wird nicht nur ein negatives Image der sogenannten traditionellen Organisationen aufgebaut, sondern zugleich ein zukunftsfrohes Bild von der neuen Arbeit gezeichnet und der dazu passenden mobilen, flexiblen und einsatzbereiten Jugend.

Die folgenden empirischen Daten bestätigen diese Sichtweise nicht.

2.2.8.1. Das Verhältnis zur Gewerkschaft

Die umfangreichen Shell Jugendstudien von 1997 und 2000 (Deutsche Shell 1997; 2000) stützen die These von der Abkehr von großen Organisationen so nicht. Zwar äußerten die Jugendlichen 1997 tatsächlich das größte Vertrauen gegenüber Umweltschutzgruppen, Menschenrechtsgruppen und Bürgerinitiativen, aber auch Gewerkschaften wurde Vertrauen entgegengebracht (ebd. S. 384). Bei der Shell Jugendstudie 2000 wurde das Vertrauen in Organisationen wieder abgefragt. Dabei haben die Jugendlichen in Ost- und Westdeutschland den Gewerkschaften ebensoviel Vertrauen zugesprochen wie den Bürgerinitiativen. Trotz aller angeblichen Organisationsverdrossenheit ist der Anteil der Jugendlichen, „die angeben, Mitglied in einem Verein oder einer Organisation zu sein, leicht angestiegen“ (Deutsche Shell 2000, S. 275). Die Autoren konstatieren: „der Organisiertheitsgrad der Jugendlichen erweist sich insgesamt gesehen als relativ stabil“ (ebd.). Die Ergebnisse der Shell Jugendstudien belegen, dass bei Jugendlichen aus steigenden oder sinkenden Mitgliederzahlen nicht unbedingt auf eine grundsätzliche Hinwendung oder Abkehr von Organisationen geschlossen werden kann. „Auch die angeblich für die Jugendlichen sehr attraktiven Organisationen wie Umweltschutz- und Menschenrechtsgruppen kommen nicht voran, parallel zum Vertrauensverlust geht auch die Zahl ihrer jugendlichen Mitglieder zurück“ (Deutsche Shell 2000, S. 276).

In der IG Metall Jugendstudie gibt es keine Hinweise darauf, dass sich Jugendliche von den Gewerkschaften abwenden. Die Jugendlichen wurden gefragt, warum sie nicht in den Gewerkschaften aktiv sind. Zwei Drittel der Jugendlichen begründeten es damit, dass sie zu wenig über die Gewerkschaften wüssten und weniger als ein Drittel begründete es mit „ich halte nicht viel von den Gewerkschaften“. Offenbar gibt es eher ein Informationsdefizit als eine Ablehnung. Darauf weist auch hin, dass zwei Drittel der Jugendlichen sich „noch nicht überlegt“ haben, warum sie nicht in den Gewerkschaften aktiv sind.

Auch wenn in unserer Umfrage nur etwas mehr als ein Zehntel der Jugendlichen angab, sich schon in den Gewerkschaften engagiert zu haben oder sich derzeit dort zu engagieren, so sind das doch doppelt so viele wie diejenigen, die sich schon in Bürgerinitiativen und bei Aktionen engagiert haben oder sich derzeit engagieren.

Die zunehmende Bedeutung, die Jugendliche heute ihrer beruflichen Integration zuschreiben, scheint eine gute Voraussetzung dafür, dass auch die Gewerkschaften wieder in ihr Blickfeld geraten. Die Apologeten der „New Economy“ werden nicht müde, die Entstehung einer neuen Arbeitswelt zu verkünden. Die darin enthaltene Utopie von Selbstbestimmung, flacher Hierarchie und effektivem und flexiblem Einsatz scheint tatsächlich auf jugendliche Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen einen bedeutsamen Einfluss auszuüben. Nicht wenige gaben in Interviews an, dass sie sich später selbständig machen wollen, dass sie an Effizienz und Professionalität interessiert sind und dafür einen hohen Einsatz leisten wollen. Gleichzeitig ist für sie aber die Notwendigkeit von Gewerkschaften keine Frage. Sie erwarten sich davon den „Schutz vor Willkür im Betrieb“ (88%), „das Aushandeln von Arbeitsbedingungen“ (95%) und die „Verbesserung der Qualität der Ausbildung“ (93%). Auch alle anderen Aufgaben, welche die Gewerkschaften übernommen haben, werden von einer Mehrheit für wichtig gehalten - mit Ausnahme der „politischen Bildung“. Für letztere hat sich keine Mehrheit gefunden, die sie für wichtig halten würde. Einig sind sich die Jugendlichen dagegen darin, dass die Jugendarbeit der Gewerkschaft wichtig ist (81%).

Von den Jugendlichen werden nicht neue und innovative Angebote der Gewerkschaften verlangt, sondern eher traditionelle Aufgaben unterstützt. Die ureigenste Aufgabe der Gewerkschaften, für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen zu kämpfen, wird von den Jugendlichen vor allem für wichtig gehalten.

2.2.8.2. Enges traditionelles Gewerkschaftsverständnis

Dieses traditionelle Gewerkschaftsverständnis wird in den Interviews immer wieder zum Ausdruck gebracht:

Maria , 24-jährige Sekretärin, weiß als Nicht-Gewerkschaftsmitglied *„... dass Gewerkschaften gut sind für Arbeitnehmer, damit die ihre Rechte durchsetzen gegenüber dem Arbeitgeber, damit sie nicht so ganz verloren sind und hilflos sind und, ja, weil sie von vornherein eine schwächere Position haben, dadurch, dass sie eben Arbeitnehmer sind und nicht irgendwie das große Sagen haben in einem Betrieb. Und damit ihre Interessen vertreten sind, gibt es eben diese Gewerkschaften, die das dann aushandeln. Und dafür zahlt man Beiträge.“* (Int.29, 111-116)

Hier wird das klassische Bild von den Gewerkschaften ganz korrekt wiedergegeben, so wie man es noch in der Schule lernt. Die Gewerkschaft als Vertretung der einfachen Arbeitnehmerinteressen. Keine Spur vom Sozialpartner, vom sozialpolitisch wichtigen Akteur, von der Bildungseinrichtung Gewerkschaft etc.

Diese verkürzte Wahrnehmung der Gewerkschaft kann zum Problem werden, wenn sie von Gewerkschaftsmitgliedern geteilt wird, weil dann wichtige Möglichkeiten der Gewerkschaftsarbeit nicht genutzt werden. Das ist zum Teil auch bei manch engagiertem Jugendvertreter wie Jürgen , 22-jähriger Mechaniker in der Ausbildung, der Fall:

„... natürlich, das ist ganz wichtig, als Gegenpol zur Arbeitgebervvertretung ist es wichtig. Und umso mehr kann man natürlich auch durchsetzen in einem Betrieb, weil der Arbeitgeber wird sich natürlich schon Gedanken machen oder bei manchen Entscheidungen, ja eher denken: jetzt, kann man das durchsetzen oder nicht? Weil er dann auf Gegenwehr stoßen wird, und je größer die Anzahl der Mitglieder halt ist, je größer ist die Gegenwehr, muss er sich auf die Interessen der Arbeitnehmer halt einstellen.“ (Int.3, 190-195)

Der Jugendliche benennt hier die zentrale Funktion der Gewerkschaften, geht aber auch im weiteren Interview nicht darüber hinaus.

Die anderen Möglichkeiten, die Gewerkschaften bieten, oder ihre wichtige Rolle in der Gesellschaft, wurden in den Interviews von keinem Jugendlichen erwähnt. Es bleibt beim engen, traditionellen Verständnis.

Die Jugendlichen wünschen sich an erster Stelle für die gewerkschaftliche Jugendarbeit, dass „Veranstaltungen zu Problemen in der Arbeitswelt“ durchgeführt werden und an letzter Stelle, dass Kulturveranstaltungen durchgeführt werden. In den Gewerkschaften gibt es seit langem die Diskussion, ob nicht das Spektrum der gewerkschaftlichen Jugendarbeit im Kulturbereich sehr stark ausgeweitet werden sollte. Durch Konzerte, Theater-AGs, Videoarbeit und kreative Aktionen, wie z.B. die „Jobparade“ hat man versucht und versucht man die gewerkschaftliche Jugendarbeit für Jugendliche attraktiver zu machen. Unsere Ergebnisse weisen darauf hin, dass die Kulturarbeit der Gewerkschaften nur dann angenommen wird, wenn sie mit der Hauptfunktion der Gewerkschaften vermittelt ist. Als Schwerpunkt gewerkschaftlicher Mobilisierung scheint sie sich nicht zu eignen.

2.2.8.3. *Sehr geringes Wissen über Gewerkschaften*

Die reduzierte Wahrnehmung der Gewerkschaften verweist auf ein geringes Wissen über die Gewerkschaften. Aussagen, die das belegen, finden wir in fast jedem zweiten Interview, sogar bei engagierten Jugendlichen. So zum Beispiel bei Gregor, dem engagierten Jugendvertreter, der vor der jetzigen Ausbildung eine andere absolviert hatte:

Interviewer: Und in der ersten Ausbildung bist du nicht mit Gewerkschaften konfrontiert worden?

Gregor: Nein, absolut nicht.

Interviewer: Keine Berührungen gehabt?

Gregor: Nein, das war einfach bloß 'ne schulische Ausbildung. Das war bloß Schule. Da gibt's keine Gewerkschaft, also da war man, glaub ich, automatisch in irgendeiner Gewerkschaft drin. (Int.26, 116-120)

Also geht Gregor nach zwei Jahren aktiver Arbeit in der IG Metall noch davon aus, dass man auch automatisch Mitglied einer Gewerkschaft sein kann.

Oft werden auch Gewerkschaften mit anderen Organisationen oder Institutionen verwechselt, und das bei Jugendlichen in Metallbetrieben mit ihrem bekanntermaßen relativ hohen Organisationsgrad. So bei zwei angehenden 18-jährigen Industriemechanikern:

Interviewer: Und jetzt habt ihr bestimmt schon einmal was zu Gewerkschaften gehört, also wenn ihr eine Ausbildung macht, muss ja bestimmt schon einmal Thema gewesen sein. Was könnt ihr euch darunter vorstellen?

Raoul: (Stille)... IHK?

Interviewer: und wie ist es bei dir? Fällt euch mehr dazu ein?

Luis: Mehr nicht.

Interviewer: Wisst ihr, was für eine Funktion eine Gewerkschaft für euch hat?

Luis: Überwachung.

Raoul: Ausbildungsregelung wahrscheinlich. (Int14,104-116)

Diese Verwechslung mit der IHK kam häufiger vor. Hier kommen wir bezüglich des Wissens über Gewerkschaften zur Kategorie der bildungspolitischen Verwahrlosung, die wir bei dieser Studie diagnostiziert haben (siehe Kap. 3.2.1.1.).

Eine häufige Verwechslung bei Jugendlichen ist die von Gewerkschaft und Betriebsrat. Jugendliche mit einem fundierten Wissen über Gewerkschaften verdanken dieses meist

persönlichen Anstrengungen, nicht etwa der Schule. So wie uns Martin, ein 20-jähriger Bürokaufmann in der Ausbildung bestätigte:

Interviewer: Wie kommt das, dass du dich über Gewerkschaften so gut auskennst?

Martin: Interessiert mich halt.

Interviewer: Lernt ihr das in der Schule irgendwie? Kriegt ihr da was mit?

Martin: Ja, ein bisschen, Streifschuss kann man sagen, so ein bisschen, aber ich habe mich auch selbst informiert, in der Bücherei... (Int.12, 187-192).

2.2.8.4. Erwartungen an die Gewerkschaft

11% der befragten jungen Arbeitnehmer/innen gaben an, dass sie sich in Gewerkschaften engagieren oder engagiert haben. Darüber hinaus hat schon fast die Hälfte der Jugendlichen an einer gewerkschaftlichen Veranstaltung teilgenommen. Überwiegend handelt es sich dabei um Veranstaltungen zu beruflichen und gesellschaftlichen Themen, aber immerhin 13% haben gewerkschaftliche Veranstaltungen im Rahmen ihrer Freizeitgestaltung besucht.

Welche Aufgaben der Gewerkschaften finden Jugendliche wichtig und welche finden sie weniger wichtig? Die Beantwortung dieser Frage beschreibt nicht nur, was Jugendliche von Gewerkschaften erwarten, sondern auch, welches Gewerkschaftsverständnis sie insgesamt haben. Ganz deutlich wird in den Antworten der Jugendlichen, dass die Arbeits- und Ausbildungsbedingungen den wichtigsten Bezugspunkt für das Gewerkschaftsverständnis darstellen. Von allen elf Aufgaben, die Gewerkschaften übernommen haben, wird das „Aushandeln von Arbeitsbedingungen“ für am wichtigsten gehalten. Nur 5% halten diese Aufgabe für „weniger wichtig“ oder „unwichtig“. Es folgt die „Verbesserung der Qualität der Ausbildung“ und dann der „individuelle Schutz vor Willkür im Betrieb“. Vier Fünftel der Jugendlichen halten auch die gewerkschaftliche Jugendarbeit für sehr wichtig oder zumindest für wichtig. Für am wenigsten wichtig wird die Aufgabe betrachtet, dass Gewerkschaften „einen Beitrag zu einer demokratischen Kultur (z.B. gegen Rechtsextremismus)“ leisten sollten. Für noch etwas weniger wichtig wird die „politische Bildung“ gehalten.

Das Mittelfeld wird nicht etwa angeführt durch die Aufgabe der „Organisation von Streiks“. Diese Aufgabe wird für etwas weniger wichtig gehalten als die „Einwirkung auf die Politik“, als „der Einsatz für Frieden und Gerechtigkeit“, die „Förderung von Umweltschutz und ökologischem Wirtschaften“ und als die Aufgabe, eine „Gegenmacht zu Wirtschaftsinteressen“ herzustellen. Die Aufgaben im Mittelfeld werden im Durchschnitt nicht als sehr wichtig betrachtet, aber doch als wichtig.

Dass die Jugendlichen ein enges, auf das Arbeitsfeld bezogenes Gewerkschaftsverständnis haben, kommt auch in ihren Wünschen zu Angeboten der gewerkschaftlichen Jugendarbeit zum Ausdruck. An erster Stelle der Wunschliste stehen „Veranstaltungen zu Problemen in der Arbeitswelt (z.B. Neue Ausbildungsordnung)“. Die restlichen Angebote gehen dann schon in die Richtung „weniger wichtig“. Dazu gehören „Veranstaltungen zu gesellschaftlichen Themen (z.B. Umwelt, Frieden, Rechtsextremismus)“, dann „offene Treffs“ und zum Schluss und mit Abstand „Kulturveranstaltungen“.

Daraus kann jetzt nicht unbedingt gefolgert werden, dass jugendliche Arbeitnehmer/innen nicht interessiert wären an politischer Bildung und Kulturarbeit. Um dies zu behaupten, müsste erst festgestellt werden, was die Jugendlichen unter politischer Bildung und Kulturarbeit verstehen. Ich vermute aufgrund der Interviews, dass sie unter Kultur immer noch die sogenannte Hochkultur verstehen, und unter politischer Bildung Informationen über politische Institutionen (dazu vgl. 4. Kap.). Die eigene Alltagskultur ist integraler Bestandteil

der persönlichen Lebenswelt und wird wahrscheinlich aufgrund der fehlenden Distanz der Jugendlichen zu ihr nicht als Kultur wahrgenommen.

Um genauer abzusichern, welches Verhältnis die Jugendlichen zur Gewerkschaft haben, fragten wir sie danach, was sie verändern würden, d.h. was für sie wichtig wäre für eine Verbesserung ihres Verhältnisses zur Gewerkschaft. An erster Stelle bei den Antworten steht die Forderung, dass „jede/r gleichberechtigt mitentscheiden sollte, unabhängig von der Herkunft“. An zweiter Stelle folgt dann aber schon „man sollte auch kurze Zeit und ohne weitere Verpflichtung mitarbeiten können“. Am wenigsten wichtig finden die Jugendlichen, dass von den Gewerkschaften „mehr Geld für Kulturarbeit“ ausgegeben wird und dass „mehr aktuelle politische Themen“ behandelt werden. Hier bestätigen sich die oben dargestellten Ergebnisse.

Im Mittelfeld liegt die Berücksichtigung von „Interessen der Frauen“, und „mehr Treffen mit Jugendlichen aus anderen Ländern“.

Fragt man dann zusätzlich, welche Angebote sie sich für die gewerkschaftliche Jugendarbeit vor allem wünschen würden, so kommt man wieder zu einem ähnlichen Ergebnis. An erster Stelle werden „Veranstaltungen zu Problemen in der Arbeitswelt“ (neue Ausbildungsordnung) genannt. In der Reihenfolge folgen dann „offene Treffs“, „Veranstaltungen zu gesellschaftlichen Themen“ und zum Schluss wieder die „Kulturveranstaltungen“.

Aufgrund dieser letzten Ergebnissen könnte – im Gegensatz zu der Aussage unter Kap. 2.2.8.3 – leicht der Eindruck entstehen, die Jugendlichen wären doch über die Gewerkschaften gut informiert und dies wäre insgesamt für sie ein wichtiges Thema. Dieser Eindruck wird durch die obigen statistischen Ergebnisse des Fragebogens nahegelegt. Bei den Gesprächen und Interviews konnte ich dagegen eine erschreckende Unkenntnis in Bezug auf die Gewerkschaften feststellen. Über direkte Informationen von den Gewerkschaften verfügte kaum jemand. Im Allgemeinen half nur die Rückbesinnung auf den Gemeinschaftskundeunterricht in der Berufsschule weiter. Aber auch dieses Schulwissen war relativ gering. Ich traf nur wenige, die von Informationsveranstaltungen der Gewerkschaften berichtet hätten. Auch einige Umfrageergebnisse weisen in Richtung Uninformiertheit und Gleichgültigkeit den Gewerkschaften gegenüber. Auf die Frage, was sie davon abhält, in Gewerkschaften aktiv zu werden, gaben zwei Drittel der Befragten zu, dass sie zu wenig über die Gewerkschaften wüssten. Ebenso gaben zwei Drittel als Grund an, dass sie sich das noch gar nicht überlegt hätten.

Wie kommt es, dass die jungen Arbeitnehmer/innen so wenig über die Gewerkschaften wissen, obwohl schon die regelmäßige Auseinandersetzung mit Nachrichtensendungen oder Zeitungen genügen würde, um halbwegs informiert zu sein? Die Jugendliche scheinen die Gewerkschaften als Teil der politischen Sphäre zu betrachten und ihnen mit einem ähnlichen Desinteresse zu begegnen. Informationen kommen deshalb nicht an sie heran. Außerdem sind Jugendliche heute einem Kampf um Aufmerksamkeit ausgesetzt und werden von Werbung überflutet. Als Folge ist eine defensive Haltung gegenüber allen Informationen zu beobachten, die sie nicht unmittelbar betreffen.

2.3. Engagement

Wertewandel und Individualisierung werden heute für eine epochale Veränderung des Engagements von Jugendlichen verantwortlich gemacht. „Pflicht und Akzeptanzwerte sind

deutlich geschrumpft, während Selbstentfaltungswerte kräftig expandierten“ (Klages, 1993). Die Auflösung von Traditionen, sozialen Milieus und normativen Regeln haben zu einer Individualisierung beigetragen, durch die der Rückbezug auf sich selbst nahegelegt wird (vgl. Beck 1986). Darauf werde ich im Kapitel drei ausführlich eingehen. Hier sollen nur die wichtigsten empirischen Ergebnisse der Studie zum Engagement der Jugendlichen wiedergegeben werden.

Tatsächlich sprechen eine Reihe von Ergebnissen dafür, dass das Engagement heute eher von ich-bezogenen Motiven bestimmt wird. Das zeigt sich schon bei der Art der bevorzugten Problemlösung. Wir fragten die Jugendlichen, wie sie mit Problemen umgehen und stellten vier alternative Strategien zur Auswahl, nämlich abwarten, nicht daran denken, alleine für sich eine Lösung finden, und schließlich der Versuch, mit anderen zusammen etwas zu erreichen. Favorisiert wurde eindeutig die individuelle Lösung. Fast die Hälfte entschied sich für die Alternative „ich versuche alleine für mich eine Lösung zu finden“. Ausweichstrategien bevorzugten nur wenige, und ein gutes Drittel bekannte sich zur kollektiven Lösung.

Dieser erste Hinweis auf die Bedeutung individueller Interessen wird ganz deutlich bei den Gründen für das Engagement. Bei der Frage, welche Gründe für sie selbst von Bedeutung sind, wenn sie sich engagieren, überwogen ich-bezogene Motive. Die Hitliste der Engagementmotive wird angeführt durch „weil es mir Spaß macht“, an zweiter Stelle steht „persönliches Interesse“, gefolgt von „eigene Fähigkeiten einbringen“ und „persönlicher Vorteil“. Nur jeweils eine Minderheit findet diese Motive „weniger wichtig“ oder „unwichtig“. Motive, die über sie selbst hinausweisen, werden für nicht so wichtig gehalten. Sich zu engagieren, weil es „wichtig für die Gesellschaft“ ist, steht ganz am Schluss der Hitliste, ebenso das Motiv, dass man sich „wegen der aktuellen Situation“ engagiert. Offenbar will man auch nicht als Mitläufer gelten, denn auch das Motiv „wegen Freunden“ steht ganz hinten.

Interessant ist, dass die deutlich ich-betonte Begründungslage sich offenbar nicht aus der eigenen Betroffenheit speist. Die Jugendlichen halten es im Durchschnitt für ihr Engagement nicht für wichtig, dass sie „selbst betroffen“ sind. Die eigene Betroffenheit, die in den 70er Jahren für politische Bewegungen einen großen Stellenwert hatte, ist offenbar kein Hauptmotiv mehr für das Engagement der Jugendlichen.

Die klassischen Engagementmotive bewegen sich in einem Mittelfeld. Das gilt für den „Einsatz für andere“, für die „Mitverantwortung jedes Menschen“ und für das Motiv „etwas bewegen zu wollen“. Auch das soziale Motiv „neue Leute kennen lernen“ bewegt sich nur im Mittelfeld der Wichtigkeit.

Ein Engagement in Institutionen oder Organisationen wird von den jungen Arbeitnehmern und Arbeitnehmerinnen offenbar nicht mehr so gemieden wie in früheren Zeiten. Das wurde schon beim Engagement in den Gewerkschaften (vgl. 2.2.8.1) betont. Das meiste Engagement zogen Vereine auf sich; über die Hälfte der Jugendlichen hat sich dort schon engagiert. Aber auch in schulischen Arbeitsgemeinschaften oder Jugendeinrichtungen wie z.B. Jugendhäusern engagierte sich fast ein Drittel. Die verbandliche Jugendarbeit und die Jugendarbeit der Gewerkschaften wurden von jeweils ca. 10% als Ort ihres Engagements genannt.

Interessant ist, dass weniger als ein Fünftel der Jugendlichen zugibt, sich bisher noch nicht engagiert zu haben. Dies steht nur scheinbar im Widerspruch zu den Ergebnissen einer Jugendstudie, welche die Tübinger Forschungsgruppe Anfang der 90er Jahre durchführte (vgl. Held u.a. 1996). Damals wurde festgestellt, dass sich *aktuell* nur wenige Jugendliche

engagiert haben. In der früheren Untersuchung wurde nach dem aktuellen Engagement gefragt und in dieser neuen Untersuchung nach dem aktuellen *und* dem bisherigen Engagement. In den Interviews stellte ich fest, dass die Jugendlichen zwar zum Engagement bereit sind, aber in ihrer aktuellen Situation dazu keine Möglichkeit sehen. Ob sich jemand engagiert oder nicht hängt zum einen von den Möglichkeiten ab, die ihm dazu gegeben werden oder die er hat, zum anderen von der Zeit, die er hierfür zur Verfügung hat. Fehlt ihm eins oder das andere oder beides, so ist dies ein Hemmnis für ein aktuelles Engagement.

Wenn Jugendliche sich aktuell nicht engagieren, so liegt das offenbar nicht daran, dass sie bei ihrem früheren Engagement schlechte Erfahrungen gemacht haben. So gaben vier Fünftel an, dass die bisherigen Engagementserfahrungen „eher motivierend“ waren. Die überwältigende Mehrheit stimmte der Aussage zu „wenn man sich engagiert und hartnäckig ist, kann man in unserer Gesellschaft wirklich etwas erreichen“. Die Jugendlichen sind außerdem in ihrer Mehrheit der Meinung, dass man etwas von seiner Zeit opfern sollte, für das Wohl seiner Region oder seines Landes und dass man sich für Menschen, die in Not geraten sind verantwortlich zeigen sollte.

Trotzdem gibt es offenbar auch ein Gefühl der Hilflosigkeit, da eine - wenn auch knappe – Mehrheit der Aussage zustimmt, es bringe nichts, sich über aktuelle Ereignisse oder öffentliche Angelegenheiten Sorgen zu machen, da man selbst ohnehin nichts tun könne. Vielleicht lässt sich der Widerspruch zwischen Engagementbereitschaft und Hilflosigkeit durch Verweis auf die zunehmend globalisierten Verhältnisse auflösen, unter denen politische Eingriffe schwer vorstellbar sind, und sich damit nur noch der engere Nahraum als Engagementfeld anbietet.

2.4. Soziale Einbindungen, Beziehung zwischen den Gruppen

Seit Beginn der 90er Jahre wird in der Jugendforschung hervorgehoben, dass die Individualisierung ein wesentlicher Prozess für Jugendliche ist und dass sie vielfältige Folgen für die Lebensführung hat (z.B. Heitmeyer/Olk, 1990). Individualisierung heißt, dass Jugendliche herausgelöst sind aus traditionellen sozialen Bindungen und Strukturen und dass sie jeweils für sich ihren eigenen Weg finden müssen. Diese universal behauptete Tendenz deckte sich nur bedingt mit unseren Forschungserfahrungen. Neben den Individualisierungsprozessen sahen wir neue Prozesse der sozialen Einbindung und der Milieubildung bei Jugendlichen, die wir „*Segmentierungsprozesse*“ nannten (siehe dazu ausführlich 3.6 und 5.1).

Soziale Segmentierung bedeutet, dass sich in den 90er Jahren Prozesse der sozialen Aufteilung und Spaltung beschleunigt haben und dass diese neuen Aufteilungen, diese neuen Strukturen sozialer Ungleichheit nicht mehr *nur* schichten- und klassenspezifisch verlaufen. Neben Geschlecht, Region und Schulbildung spielt heute vor allem die Ethnisierung eine wichtige Rolle bei der sozialen Aufspaltung (vgl. Held u.a. 1996).

In der IG Metall Jugendstudie wird untersucht, wie es mit der sozialen Einbindung und dem Verhältnis zwischen Gruppen bei den Jugendlichen bestellt ist. Hinweise darauf geben die Fragebogendaten und die Interviews.

Wie sieht es mit der sozialen Selbsteinordnung und der Bindung an die entsprechenden Gruppen aus? Bei dem Kriterium der Ethnisierung wird zwischen Einheimischen, Zugezogenen aus Deutschland, Aussiedlern, Zuwanderern/Migranten und Asylbewerbern/Kriegsflüchtlingen unterschieden. Drei Viertel der Jugendlichen bezeichneten sich in der Umfrage als „Einheimische“, die restlichen verteilen sich auf die übrigen genannten Gruppen. In den Gesprächen und Interviews stellte ich allerdings fest, dass sich

viele zwar als Einheimische bezeichnen, aber nicht als Deutsche. Beides fällt also nicht unbedingt zusammen.

Haben die Jugendlichen zu der Gruppe, der sie sich selbst zuordnen, eine tiefere Bindung, oder sind die Bindungskräfte eher schwach? Die Untersuchungsergebnisse weisen auf eine tiefere Bindung hin. 90% stimmen der Aussage eher zu „ich habe eine tiefe Bindung zu meiner Gruppe“. Groß ist auch die Zustimmung zu der Aussage „wir sind einander ähnlich und unterscheiden uns von den andern Gruppen“. Dagegen wird die Aussage „oft wünsche ich, ich würde zu einer andern Gruppe gehören“ stark abgelehnt.

Nicht nur die Bindung an eine altershomogene Gruppe ist heute wichtig für jugendliche Arbeitnehmer/innen, sondern auch andere soziale Bindungen. Fast alle Jugendlichen (87%) gaben an, dass sie fest in die Familie als soziale Gemeinschaft eingebunden sind. Auch in eine Clique sind mehr als zwei Drittel der Jugendlichen eingebunden. Demnach sind Clique und Familie nicht alternativ oder kompensatorisch zu verstehen.

Die Einbindung in Organisationen ist dagegen offenbar schwach ausgeprägt. Nur eine Minderheit (16%) fühlt sich in eine Organisation fest eingebunden. Bedeutsamer scheint die Verbundenheit mit Jugendszenen. Mehr als ein Drittel der Jugendlichen fühlt sich einer Jugendszene (z.B. HipHop, Skins) verbunden¹¹. Die Jugendszenen stellen allerdings heute nicht mehr sich ausschließende soziale Gruppen dar. Es ist für die Jugendliche durchaus möglich zwei unterschiedliche Szenen anzugehören, die früher absolute Gegensätze darstellten. So gab es Jugendliche, die HipHop und Skins gleichzeitig als ihre Szene angaben – eine Kombination, die in den achtziger Jahren unvorstellbar gewesen wäre, weil beide Lebensstile jeweils an ein anderes Milieu gebunden waren. Mit HipHop identifizierten sich eher Jugendliche mit Migrationshintergrund und/oder einer kritischen sozialen Haltung, dagegen kam die Skinkultur hauptsächlich bei national gesinnten proletarischen Einheimischen vor.

Diese Kombination von Stilen und Kulturen, die uns in verschiedenen Bereichen bei den Jugendlichen begegnete scheint relativ neu zu sein; sie darf nicht mit Eklektizismus oder Bricolage (vgl. Baacke 1999, S.218ff.) verwechselt werden. Sie scheint viel mehr Ausdruck einer allgemein gesteigerten Flexibilität unter den Jugendlichen.

Unter diesem Aspekt ist die Antwort von Gerhard, 20jähriger Bürokaufmann in der Ausbildung, gefragt nach seinem Musikgeschmack, heute nicht mehr atypisch: „*Rock, Flowerpower, Heavy Metal, Pop der achtziger Jahre und ab und zu ein bisschen Klassik, selten, aber Richard Wagner zumindest*“ (Int.12, 246-253). Der Jugendliche erwähnt gleichzeitig Musikrichtungen, die sich von der grundsätzlichen Ausrichtung her, prinzipiell ausschließen. So ist Heavy Metall eine sehr harte Musik, die viele Affinitäten zu düsteren Sichtweisen hat, ja zum Teil auch zu Gewalt, und die im krassen Widerspruch zu Flowerpower steht, die sanfte Musik der friedliebenden Hippies der 60er Jahre.

Die Problematik der Beziehung *zwischen* unterschiedlichen ethnisch definierten Gruppen ist eine bekannte Tatsache, die nicht besonders durch unsere Untersuchung belegt werden muss. Uns interessierte mehr, ob durch Kontakt in der Arbeit oder in der Freizeit zwischen ethnisch definierten Gruppen die Beziehung verbessert wird.

Viele Jugendliche haben in ihrer Arbeit Kontakt „mit Kollegen/innen anderer Nationalität“.

¹¹ Dieser Prozentsatz dürfte dadurch etwas verringert sein, dass die Jugendlichen beim Ausfüllen handschriftlich eintragen mussten, welcher Szene sie sich zugehörig fühlen.

Fast zwei Drittel gaben an, dass sie mit ihnen zusammenarbeiten, und nur ganz wenige hatten in der Arbeit wenig oder keinen Kontakt zu ihnen.

In der Freizeit ist der Kontakt zu anderen Nationalitäten geringer, aber immer noch relativ hoch. Die Hälfte der Jugendlichen gab an, dass Jugendliche anderer Nationalität „zu ihrem Freundeskreis“ gehören. Nur ein Drittel gibt an, dass sie in der Freizeit wenig oder keinen Kontakt zu anderen Nationalitäten haben.

Die Beziehung zu anderen nationalen Gruppen scheint bei der Arbeit besser als in der Freizeit zu funktionieren. Zwei Drittel der Jugendlichen gaben an, dass sie bei der Arbeit mit anderen nationalen Gruppen gut auskommen oder zumindest mit vielen gut auskommen. Probleme äußerte hier nur eine kleine Minderheit. In der Freizeit, gab die Hälfte der Jugendlichen an, kämen sie gut mit ihnen aus, ein Viertel gab an, dass es Probleme gäbe.

Die Kontakte zwischen den verschiedenen sozialen Gruppen sind offenbar wichtig für die Bildung von politischen Orientierungen bei den Jugendlichen. Empirisch stellten wir fest, dass deutsche Jugendliche, die mit Kollegen/innen anderer Nationalität in der Arbeit zu tun haben, sich signifikant weniger nationalistisch und rassistisch und mehr international orientieren als solche, die keinen Kontakt bei der Arbeit haben. Auch die Kontakte in der Freizeit haben hier eine besondere Bedeutung. Deutsche Jugendliche, die mit Jugendlichen anderer Nationalität in der Freizeit zu tun haben, zeigen signifikant geringere nationale und rassistische Orientierungen und auch mehr internationale Orientierungen als solche, die keinen Kontakt an Freizeittorten haben.

Die sozialen Beziehungen in der Freizeit stehen insgesamt in einem engeren Zusammenhang zu politischen Orientierungen als die Kontakte in der Arbeit. Ich habe daraus den Schluss gezogen, dass die Freizeitkontakte für die Bildung politischer Orientierungen bei Jugendlichen wichtiger sein dürften als die Arbeitskontakte. Auch in den Interviews wurden kaum problematische Situationen zwischen den verschiedenen Gruppen in der Arbeit berichtet, aber relativ viele in der Freizeit. Die jungen Arbeitnehmer/innen scheinen in ihrer Bewertung der Beziehungen deutlich zwischen Arbeit und Freizeitbereich zu unterscheiden. Dies hat zweifelsohne mit dem stark verpflichtenden strukturellen Rahmen der Arbeit zu tun. Die Arbeitgeber erwarten eine Konzentration auf die Aufgaben, die sie entlohnen, und haben aus wirtschaftlichen, politischen und Imagegründen kein Interesse an Diskriminierung und Konflikten innerhalb der Betriebe.

Ein zweiter Grund ist das Zusammengehörigkeitsgefühl der Jugendlichen innerhalb eines Betriebes. Alle sehen ihren Arbeitsplatz von der Anstrengung *aller* abhängig, ohne Ansehen von Herkunft, Ethnie oder äußeren Erscheinungsmerkmalen.

Insgesamt kann festgehalten werden, dass Kontakte in beiden Bereichen offenbar für die Entwicklung der politischen Orientierungen bei deutschen aber auch bei nicht deutschen Jugendlichen wichtig sind.

Ich gehe allerdings nicht davon aus, dass sich durch Kontakte ausgrenzende Orientierungen sozusagen automatisch vermindern lassen, auch wenn sich eine statistische Beziehung zwischen politischen Orientierungen und Kontakt nachweisen lässt.

2.5. Zukunft, Lebensprinzipien und Perspektiven

Für Orientierung und Handeln sind nicht nur Gegenwart und erlebte Vergangenheit wichtig, sondern auch – und in besonderem Maße für Jugendliche – die Zukunft. Die bange Frage der Gesellschaft an die Jugend ist immer, ob die Zukunft von ihnen gestaltend angenommen wird, oder ob sich die Jugend von vorhandenen Zukunftsentwürfen abwendet. Hinzu kommt, dass

Zukunftstrends gerne an der Jugend belegt werden. In diesem Sinn sind Jugendforscher Trendforscher und zugleich Trendsetter. Letzteres deshalb, weil sie bestehende Trends durch ihre Untersuchungen unterstützen können. Der Soziologe Ulrich Beck hat sich als Trendforscher hervor getan, indem er ein gutes Gespür für neue Trends bewiesen hat. So hat er z.B. erkannt, dass die eher pessimistische gesellschaftliche Stimmung Ende der 90er Jahre in eine eher optimistische umgeschlagen ist, und dass das in besonderer Weise für die Jugend gilt. Schon 1997 wandte er die von ihm schon früh diagnostizierte Individualisierung für Jugendliche ins Positive. Die Jugendlichen nennt er heute „Kinder der Freiheit“ und diagnostiziert bei ihnen eine „Sehnsucht nach Selbstbestimmung mit der ebenso wichtigen Sehnsucht nach Gemeinsamkeit“. Seine Diagnose: „Moderne heißt demnach: Eine Welt traditionaler Sicherheit geht unter und an ihre Stelle tritt – wenn es gut geht – die demokratische Kultur eines rechtlich sanktionierten Individualismus für alle“ (Beck, 1997, S. 11). Er hofft auf einen „altruistischen Individualismus“ (S. 19).

Auch die letzten Shell Jugendstudien (1997; 2000 und 2002) stellen eine generelle Trendwende fest. Lautete noch 1997 die Hauptdiagnose „die gesellschaftliche Krise hat die Jugend erreicht“ (S.13), so diagnostizierte die Studie des Jahres 2000 in der Grundstimmung der Jugend eine „deutlich gewachsene Zuversicht“ (ebd.), welche sich im Jahr 2002 zu einem klaren Optimismus entwickelt (S. 86ff.). Dieser beschränkt sich dabei auf die persönliche Zukunft. Anders verhält sich die Einstellung zur gesellschaftlichen Zukunft, welche die befragten Jugendlichen nach wie vor eher düster sehen. Daran hat sich seit Anfang der 90er Jahre kaum etwas geändert. Fast alle sind darüber beunruhigt, „dass die Zukunft so unsicher ist“ (78%). Auf Jugendlichen im allgemein bezogen kommt die jüngst erschienene Shellstudie (2002) in dieser Frage auf sehr ähnliche Ergebnisse wie die vorliegende Studie.

Die in der Jugendforschung immer schon konstatierte Diskrepanz zwischen der Bewertung der gesellschaftlichen und der persönlichen Zukunft hat sich offenbar noch vergrößert. Persönlich sehen fast alle optimistisch in ihre Zukunft. Fast alle meinten, dass ihre eigene „Zukunft gut aussieht“ (83%). Sie stimmten auch der Aussage zu „was auch immer passiert, ich kann die gute Seite daran sehen“, und in gleicher Weise scheint ihnen ihr Leben sinnvoll. Eine knappe Mehrheit sieht für sich eher Chancen auf dem Arbeitsmarkt und zwei Drittel eine Perspektive für sich in Deutschland. Es gibt also einen persönlichen Zukunftsoptimismus, der im Widerspruch zu real möglichen und subjektiv auch negativ eingeschätzten gesellschaftlichen Erwartungen steht.

Was ist den Jugendlichen für ihre Zukunft vor allem wichtig? Wir ließen sie fünf Möglichkeiten in eine Rangreihe bringen. Danach steht an erster Stelle „Freundschaft“, dann „Spaß haben“, dann „Erfolg im Beruf“ und dann „viel Geld verdienen“. An letzter Stelle und mit Abstand abgeschlagen wird für „Bildung/Kultur“ plädiert. Nur 2% setzten diese an die erste Stelle dessen, was für die Zukunft wichtig ist.

Das Nachdenken über die Zukunft war für Jugendliche selten charakteristisch. Für eine Jugend, die in Sicherheit und relativem Wohlstand aufwächst, ist die Gegenwart von erhöhter Wichtigkeit. Für die Hälfte der untersuchten Jugendlichen zählt das Heute mehr als die Zukunft. Aus der Vergangenheit will nur ein Fünftel lernen. Entsprechend meinen mehr als die Hälfte der Befragten, dass die Politik sich zuerst um die gegenwärtigen Probleme kümmern solle und nur ein knappes Drittel meint, dass sie sich an der Zukunft ausrichten solle.

Die Lebenseinstellung der jungen Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen ist also mehrheitlich auf das Heute bezogen. Die Hälfte von ihnen bevorzugte die Aussage „für mich zählt vor allem das Heute, die Probleme müssen heute gelöst werden“. Über ein Drittel bekannte sich

zu einer zukunftsorientierten Lebenseinstellung durch die Wahl der Aussage „mein Denken und Handeln ist auf die Zukunft gerichtet, man muss langfristig planen“. Die Diagnose der Shell Jugendstudie im Jahre 2000, dass die Jugend „in der Zukunft angekommen“ (S.13) ist, bedeutet - zumindest für die jugendlichen Arbeitnehmer/innen - nicht, dass sie überwiegend auf die Zukunft orientiert wären. Es bedeutet höchstens, dass sie weniger als noch vor einigen Jahren über die zukünftigen Probleme lamentieren und dass sie für sich selbst heute mehr Chancen sehen, auch weil sie „relativ zuversichtlich und überzeugt von der eigenen Leistungsfähigkeit“ sind (ebd.). Die letzte Aussage verweist darauf, dass die Jugend in der Zukunft ankommen *will*, ohne noch dort angekommen zu sein. Das stimmt überein mit dem, was in dieser Studie als „Wille zur Integration“ diagnostiziert wird (vgl. 3.2).

2.6. Unterschiede zwischen verschiedenen sozialen Gruppen

2.6.1. Die Bedeutung der sozialen Segmentierung

In den bisherigen Kapiteln wurden alle 1.042 Jugendlichen aus West- und Ostdeutschland und alle Interviews einbezogen, um allgemeine Trends zu finden und zu beschreiben, die sich heute bei jugendlichen Arbeitnehmer/innen finden. Schon in den früheren Untersuchungen der Tübinger Forschungsgruppe wurde klar, dass die Jugendlichen nicht einheitlich sind, sondern zwischen Untergruppen vielfältige Unterschiede existieren. Nun könnte man beliebig viele Untergruppen bilden und würde zwischen diesen wohl auch Unterschiede finden. Es kommt aber darauf an, solche Untergruppen zu vergleichen, die auch in der Realität eine wichtige Rolle spielen. Dazu braucht man eine Theorie über die soziale Aufteilung jugendlicher Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen im Prozess der gesellschaftlichen Veränderungen.

Die Segmentierungstheorie geht davon aus, dass im Prozess neoliberaler Internationalisierung und Modernisierung in den reichen westlichen Industrienationen vor allem Verteilungsprobleme entstehen. Diese Verteilungsprobleme verführen dazu, dass aus sozialen Kriterien Gerechtigkeitsnormen werden und sozialen Gruppen ein unterschiedlicher Anspruch auf gesellschaftliche *Anerkennung, Solidarität und Unterstützung* zugesprochen wird. Die Menschen werden unter der neuen Dominanz des Verteilungskonfliktes in einzelne Segmente mit jeweils unterschiedlichem sozialen Status aufgeteilt. Soziale Unterschiede und soziale Ungleichheit insgesamt bekommen dadurch eine neue Bedeutung. Zwar gibt es immer noch die vertikale Aufteilung in „die da oben und die da unten“, also eine hierarchisch angeordnete Ungleichheit, zusätzlich entsteht jedoch eine horizontale soziale Differenzierung. Bestimmte soziale Merkmale entscheiden darüber, welchem Segment jemand zugeordnet wird und diese Zuordnung entscheidet über Status, Position und Zugang zu Ressourcen. Die regional, ethnisch oder nach Geschlecht definierten Gruppen sowie die sozialen Randgruppen bestimmen die neue Struktur sozialer Ungleichheit. Natürlich gab es Unterscheidungen nach Geschlecht, Ethnie und Regionen immer schon, aber sie erhalten nun eine neue entschiedenere Bedeutung.

Für den Segmentierungsprozess spielen Prozesse der Selbstsegmentierung eine wichtige Rolle, durch die sich die verschiedenen Gruppen durch Abgrenzung von anderen einen Vorteil erhoffen, bzw. durch die sie sich gegen ihren sozialen Abstieg absichern wollen. Die Menschen werden also sozial aufgeteilt und sie teilen sich auch selbst auf. In dem raschen Prozess der gesellschaftlichen Veränderung zerfallen nicht nur die alten Strukturen, Traditionen, Normen und Milieus, sondern es bilden sich gleichzeitig neue. An der Schaffung dieser neuen Struktur sind alle beteiligt (ausführlicher in Kap. 3.5 und 5.1).

Für die Jugendlichen hat das eine besondere Bedeutung, da sich ihre eigene Position erst im Prozess des Hineinwachsens in die Gesellschaft, d.h. während ihrer Integration in die Gesellschaft, bildet. Sozialer Vergleich und Intergruppenbeziehungen spielen ohnehin für ihre Entwicklung eine große Rolle und sie sind gleichzeitig die wesentlichen Mechanismen sozialer Segmentierung.

Vor diesem theoretischen Hintergrund werden nun folgende Untergruppen miteinander verglichen:

- Männliche und weibliche Jugendliche.
- Autochthone (Deutsche) und allochthone (nicht-deutsche) Jugendliche.
- Ostdeutsche und westdeutsche Jugendliche.
- Jugendliche mit verschiedenem Bildungsabschluss.

Segmentierte Gruppen haben per se Gemeinsamkeiten oder haben solche ausgebildet, die sie deutlich von anderen Bezugsgruppen unterscheiden. Warum sind solche Vergleiche für die Jugendarbeit im allgemeinen und auch die der Gewerkschaft wichtig?

Für die Gewerkschaft kommt es einerseits darauf an, dass sie die Vielfalt der Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen repräsentiert und dass sie andererseits die soziale Aufspaltung relativiert und durch übergeordnete Ziele überbrückt. Im Interesse der gemeinsamen Ziele wird häufig versucht, soziale Ungleichheiten zwischen den Arbeitnehmern/innen zu ignorieren. Damit wird man aber den Betroffenen letztlich nicht gerecht, weil sie in ihrer Besonderheit nicht mehr wahrgenommen werden. Außerdem wird dadurch das Aushandeln von sozialen Arrangements und die Verminderung latent bestehender sozialer Konflikte unmöglich.

Mit den sozialen Segmenten verbinden sich kulturelle Formen und Vorlieben, die Jugendliche in eine Organisation einbringen wollen und ohne die keine Identifikation mit der Organisation auf Dauer möglich ist.

2.6.2. Männliche und weibliche Jugendliche im Vergleich

Das Geschlecht als Segmentierungslinie und als Kriterium für soziale Ungleichheit ist sicher nicht unumstritten. In den dominierenden Diskursen und Medien wird behauptet, dass es nur auf den persönlichen Einsatz ankomme, um eine hohe Position zu erreichen, und dass dabei Merkmale wie das Geschlecht keine Rolle spielen würden. Festzustellen ist jedoch, dass trotz aller Gleichberechtigungsdiskurse und Gleichstellungsbemühungen weiterhin zwischen jungen Männern und Frauen große Diskrepanzen in der Lebenssituation bestehen. Trotz der Erleichterung der körperlichen Arbeit durch die Technikentwicklung und trotz der Kampagnen „Frauen in Männerberufe“ seit den 70er Jahren sind die jungen Frauen auch heute noch in technischen Berufen und vor allem in höheren Positionen kaum vertreten. In unserer repräsentativ ausgewählten Stichprobe der Jugendlichen in Industrie und Handwerk fanden sich insgesamt nur 20% junge Frauen. Sie konzentrieren sich wiederum auf wenige Berufssparten, die als typische Frauenberufe gelten. Der Dienstleistungssektor und der kaufmännische Bereich sind dabei überrepräsentiert.

In Großbetrieben sind sie dagegen deutlich unterrepräsentiert. Da gerade in Großbetrieben die Gewerkschaften stark vertreten sind, die jungen Frauen aber überwiegend in Klein- und Mittelbetrieben arbeiten, haben sie auch einen geringeren gewerkschaftlichen Schutz. Von den jungen Frauen, die untersucht wurden, sind nur 20% in den Gewerkschaften, gegenüber fast 40% bei den männlichen Jugendlichen.

Trotz der offensichtlichen sozialen Ungleichheit zwischen den Geschlechtern, gibt es keinen Unterschied bei der Berufszufriedenheit. Auch die jungen Frauen gaben zu einem sehr hohen Prozentsatz an, dass ihre Ausbildung ihrem Berufswunsch entspreche und dass sie mit ihrer derzeitigen Arbeits- und Ausbildungssituation zufrieden seien.

Durch ihre gegenwärtige Situation und die damit verbundenen Anforderungen fühlen sich die jungen Frauen signifikant stärker überfordert als die jungen Männer, von denen die Ausbildungssituation eher als Herausforderung erlebt wird.

Die jungen Frauen ziehen sich deshalb aber nicht von ihrer Arbeit und Ausbildung zurück um sich verstärkt der Freizeit zuzuwenden, sondern eher das Gegenteil ist der Fall. Der Stellenwert von Arbeit ist bei ihnen signifikant höher als bei den männlichen Jugendlichen, und entsprechend steht die Freizeit noch stärker als bei den Männern im Hintergrund. Ihre Zukunftsaussichten sehen die jungen Frauen trotz ihrer erhöhten Anstrengung nicht rosiger als die Männer. Sie sind signifikant stärker darüber beunruhigt, „dass die Zukunft so unsicher ist“, und sie stimmen der Aussage stärker zu „ich sehe für mich wenig Chancen auf dem Arbeitsmarkt“.

Die soziale Situation ist also bei den jungen Frauen schlechter als bei den jungen Männern, sie sehen ihre Zukunftschancen düsterer und sie sind in einer ungesicherteren Situation als die jungen Männer.

2.6.2.1. Orientierungen

Es wird – auch innerhalb der Gewerkschaften – immer wieder behauptet, dass die schlechte soziale Lage eine Voraussetzung für die Attraktivität des Rechtsextremismus war und ist. Dementsprechend würde man eigentlich erwarten, dass die jungen Frauen stärker als die jungen Männer anfällig sind für rechte, ausgrenzende Orientierungen.

Auch nach dem Individualisierungstheorem, das heute in der Jugendforschung sehr häufig zur Erklärung von rechten Orientierungen herangezogen wird, müssten die jungen Frauen eigentlich stärker rechte Orientierungen befürworten als Männer, da sie insgesamt in einer unsichereren Lage, ohnmächtiger und wohl auch stärker in diesem industriellen Bereich vereinzelt sind. Statt dessen haben sie im Durchschnitt den eher umgekehrten Weg eingeschlagen, der nicht durch Ausgrenzung von anderen seinen Vorteil sucht.

Gerade die Ergebnisse bei den politischen Orientierungen der jungen Frauen zeigen, dass diese Erklärungen so nicht stimmen können. Offenbar entscheiden nicht äußere soziale Bedingungen über politische Orientierungen, sondern die Zugehörigkeit zu einem sozialen Segment. Innerhalb der sozialen Segmente, Milieus, Freundeskreise und Cliques finden offenbar eigene Diskurse statt, welche die politische Richtung, die eingeschlagen wird, entscheidend beeinflussen.

Die folgenden Ergebnisse zu politischen Orientierungen sind natürlich nur Durchschnittswerte, d.h. sie können nur einen allgemeinen Trend anzeigen und sie sagen nichts über den Standort einzelner Frauen aus. Natürlich gibt es auch rechtsextreme junge Arbeitnehmerinnen, aber sie sind eher selten und sie haben in ihrem sozialen Segment offenbar kaum einen Resonanzboden, der sie unterstützen könnte.

Die Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Jugendlichen sind bei den politischen Orientierungen durchweg signifikant. Die jungen Frauen stimmen deutlich weniger nationalistischen, rassistischen und autoritären Aussagen zu als die jungen Männer. Ihre internationale Orientierung ist deutlich stärker ausgeprägt, ebenso ihre europäische Orientierung.

Bei fast allen Fragen zu nationalen Orientierungen erreichen die jungen Frauen signifikant geringere Werte als die männlichen Jugendlichen.

Das Gleiche gilt in hohem Maße für die Rassismusfragen. So sind die jungen Frauen deutlich stärker der Meinung, dass „die Menschen aus Afrika oder Asien von Natur aus auch nicht anders sind als wir und deshalb genauso geachtet werden sollten“. Vor allem vermeiden die jungen Frauen aber bei allen Fragen, die sich auf Ausländer in Deutschland beziehen eine Unterstützung von Ausgrenzung und dies deutlich, d.h. signifikant stärker als die männlichen Jugendlichen.

Es findet sich auch ein signifikanter Unterschied bei der politischen Standortbestimmung. Die jungen Frauen definieren sich signifikant weniger stark in die Richtung nach rechts als die jungen Männer. Allerdings ist ihr Anteil bei der Aussage „das weiß ich (noch) nicht“ dreimal so groß wie bei den Männern.

Es kann also nicht von einer deutlichen Positionierung der jungen Frauen ausgegangen werden, aber von einem deutlichen Unterschied zu den jungen Männern bei den wesentlichen politischen Indikatoren.

Neben der obigen milieutheoretischen Erklärung gibt es weitere Gründe für den Unterschied zwischen jungen Arbeitnehmern und Arbeitnehmerinnen. Die jungen Frauen stehen in diesem Arbeitsbereich selbst immer in Gefahr ausgegrenzt zu werden und befinden sich dadurch in einer bestimmten Nähe zu anderen, die aus sozialen Gründen ausgegrenzt werden, wie z.B. Menschen ohne deutschen Pass. Sie lassen zudem die Probleme von anderen stärker an sich heran und setzen sie zu den eigenen eher in Beziehung als die jungen Männer. Ein Hinweis darauf ist das Ergebnis, dass die politischen Orientierungen der jungen Frauen denen der jungen Ausländer stärker entsprechen als denen der männlichen deutschen Jugendlichen.

Sicher sind aber auch umfassendere Prozesse zur Erklärung heranzuziehen wie, z.B. die traditionell linke Positionierung feministischer Bewegungen. Nicht nur bei den Orientierungen, sondern auch beim Engagement finden sich sehr viele Unterschiede zwischen weiblichen und männlichen Jugendlichen

2.6.2.2. *Engagement*

Die Begründungsstruktur für Engagement ist bei den weiblichen Jugendlichen deutlich anders als bei den männlichen. Bei den jungen Frauen treten soziale Motive deutlich stärker hervor, d.h. sie setzen sich lieber für andere Menschen ein und fühlen sich als Mensch stärker mitverantwortlich. Die materialistische Orientierung, die das Engagement vom eigenen Vorteil abhängig macht, ist bei ihnen deutlich weniger ausgeprägt, die postmaterialistische Orientierung, die das Engagement mehr von der eigenen Betroffenheit und von der Möglichkeit, sich selbst einzubringen, abhängig macht, aber auch das Spaßhaben wollen, ist bei ihnen stärker ausgeprägt.

Auch die Orte, in denen die Jugendlichen ihre Engagementerfahrungen gemacht haben oder machen, unterscheiden sich zwischen den Geschlechtern. Die jungen Frauen haben hier mehr Erfahrungen in schulischen Arbeitsgemeinschaften, der Schülermitverantwortung und in Bürgerinitiativen und Aktionsbündnissen angegeben, die männlichen Jugendlichen dagegen mehr Erfahrungen in politischen Parteien, in Vereinen und in den Gewerkschaften. Insgesamt gesehen haben sich die jungen Frauen aber bisher weniger engagiert als die jungen Männer.

Auch bei der Beurteilung der Aufgaben, die Gewerkschaften übernehmen, gibt es deutliche Geschlechtsunterschiede. Während die jungen Männer hier eher ein engeres

Gewerkschaftsverständnis zum Ausdruck bringen, in dem sie sich stärker den Kernaufgaben der Gewerkschaften zuwenden, sind die jungen Frauen deutlich stärker an einem Beitrag der Gewerkschaften zu einer demokratischen Kultur (z.B. gegen Rechtsextremismus), an einer Förderung von Umweltschutz und ökologischem Wirtschaften und am „Einsatz für Frieden und Gerechtigkeit, auch international“ interessiert. Sie bringen damit ein weiteres Gewerkschaftsverständnis zum Ausdruck als ihre jungen Kollegen.

Dementsprechend unterscheiden sie sich auch in der Wichtigkeit der Punkte, die in den Gewerkschaften nach ihrer Meinung verändert werden könnten. Sie halten es für deutlich wichtiger als ihre männlichen Kollegen, dass „jeder/jede gleichberechtigt mitentscheiden kann, unabhängig von der Herkunft“. Sie sind folgerichtig auch der Meinung, dass „die Interessen von Frauen mehr berücksichtigt werden sollten“. Aber sie wollen auch, dass für die Kulturarbeit mehr Geld zur Verfügung gestellt wird und mehr Treffen mit Jugendlichen aus anderen Ländern stattfinden.

Interessant ist auch, dass die jungen Frauen alle im Fragebogen aufgeführten Wünsche an die Jugendarbeit der Gewerkschaft stärker befürworten und für wichtig halten als ihre männlichen Kollegen. Dies kann als Hinweis für eine Bereitschaft zu einem gewerkschaftlichen Engagement gedeutet werden.

Auf die Frage, was sie davon abhält, in den Gewerkschaften aktiv zu sein, gibt es zwei signifikante Unterschiede. Die jungen Frauen gaben stärker an, dass sie sich das noch nicht überlegt hätten und dass sie zu wenig über die Gewerkschaften wüssten. Die jungen Frauen sind von ihrer Zahl her deutlich unterrepräsentiert in der Gewerkschaft. Sie sind jedoch auch unterrepräsentiert in Parteien, Verbänden und Vereinen. Ihre Einbindung in Organisationen ist insgesamt deutlich geringer.

2.6.2.3. *Zukunftsperspektiven*

Dass sich die jungen Frauen in einer unsichereren Lage befinden wurde schon erwähnt. Das bringen sie auch in ihren Zukunftsperspektiven zum Ausdruck. Es beunruhigt die jungen Frauen stärker, „dass die Zukunft so unsicher ist“ und sie sehen für sich deutlich weniger Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Sie stimmen auch der Aussage deutlich weniger zu „mein Leben scheint mir sinnvoll“. Bei den sozialen Grundwerten setzen sie weniger stark auf das Leistungsprinzip und deutlich stärker auf das Gerechtigkeitsprinzip und das soziale Prinzip als ihre männlichen Kollegen. Das bringt sie in die Nähe der grundlegenden gewerkschaftlichen Werte.

2.6.3. Allochthone und Autochthone im Vergleich

2.6.3.1. *Zur Begrifflichkeit*

Wenn es ein Problem bei der Migrationsthematik gibt, das wahrscheinlich ungelöst bleiben wird, dann ist es das Problem der Terminologie bzw. der Bezeichnung. Handelt es sich bei den Kindern von Migranten nun um Ausländer, Fremde, ethnische Inländer oder ausländische Mitbürger? Ich habe am Beispiel der Entstehungsgeschichte der Stadt Ludwigsburg schon darauf hingewiesen, dass der Versuch, eine korrekte Terminologie zu entwickeln, um den Status der verschiedenen Menschengruppen im 17. Jahrhundert in Württemberg zu beschreiben, ein so gut wie unmögliches Unterfangen war (Bibouche 1990). Man konnte mit der größten Selbstverständlichkeit gleichzeitig Ausländer und Einheimischer oder Inländer und Fremder sein. Es gab viele andere Kombinationen, welche die klassischen Demarkationslinien Innen/Außen stets gesprengt haben. Seitdem hat sich sehr wenig verändert.

Die Vorschläge, die in der bisherigen Diskussion gemacht worden sind, haben fast alle eine gewisse Berechtigung, unterstreichen allerdings meistens nur Facetten und besitzen zudem in der Regel eine wie auch immer entstandene Konnotation. Hartmut GRIESE zeigt in einem sehr kritischen Beitrag, dass sich „in der Migrations-Soziologie ... ganz bestimmte (historische) Phasen mit einer ganz bestimmten Terminologie nachzeichnen lassen“ (1999, S.277 ff.). Er selber versucht der Definitionsfalle zu entkommen, indem er zur Absicherung auf übertriebene Weise Gebrauch von Anführungszeichen, Klammern und kursiver Schrift macht. Dies vereinfacht die Lage an der Begriffsfront nicht, wie folgender Abschnitt zeigt: „Wissenschaftliche Begriffe im Themenkontext *„Migration und die Folgen“* verändern sich - *idealtypisch* und phasenspezifisch betrachtet - von *gesellschaftskritischen makrotheoretischen Termini* Anfang der 70er Jahre (z.B. „industrielle Reservearmee“, „Migration im Kapitalismus“, „Sub-Proletariat“, „Unterschichtung der Sozialstruktur“, „Gastarbeiter als Lohnpuffer“ – vgl. dazu exemplarisch Geiselberger 1972; Nikolinikos 1974) über leerformelhaft miss(ge)brauchte Mikro-Theoreme der *Sozialisationsforschung* (wie „Integration“, „Defizit“ oder „Identität“) hin zu (meist normativen) *reformpädagogischen Alltagsbegriffen* (wie „Kultur“, „Takt“, „Toleranz“, „Anerkennung“, „Verstehen“, das „Fremde“) in der „Interkulturellen Pädagogik“. Gleichzeitig bzw. parallel dazu wurde aus dem angeworbenen „Gastarbeiter“ der „*ausländische Arbeiter/Arbeitnehmer*“ (die Gewerkschaftsversion), dann der „*ausländische Mitbürger*“ (die caritative Variante) und zuletzt und nunmehr endgültig objektiviert der „*Ausländer*“ bzw. „*Asylant*“ (als Gegensatz zum „Deutschen“) - beides eindeutig *Negativbegriffe* zur Ab- und Ausgrenzung. Zusätzlich wurde das „*Fremde*“ – als Gegensatz zum „eigenen“ – konstruiert und in die wissenschaftliche und öffentliche Diskussion gebracht“ (ebd. S.278).

Die inhaltliche Richtigkeit der Aussagen dürfte durch diese Schreibweise kaum tangiert sein, zumal es sich eher um eine kommentierte Aufzählung als um eine Analyse handelt. Sie zeugt allerdings von einer sehr großen, dabei verständlichen Unsicherheit im Umgang mit den unterschiedlichen Termini.

Diese Unsicherheit wird höchst wahrscheinlich in Zukunft weiter bestehen. Das zwingt zu Kompromissen bei der Suche nach Begriffen, wenn diese einerseits dem Gegenstand entsprechen und andererseits nicht diskriminierend wirken sollen. Ein solcher Kompromiss aus den Niederlanden besteht bei den Begriffen Autochthone (ursprünglicher Einwohner) und Allochthone (von anderer Herkunft). Wobei, wie Rudolf Leiprecht bemerkt, „die Begriffe in diesem Feld nahezu ausnahmslos problematisch sind“ (1994, S.169). Dieses Begriffspaar werde ich bevorzugt verwenden, ohne allerdings die anderen Möglichkeiten zu verwerfen. Wie bereits erwähnt, haben alle Begriffe in bestimmten Zusammenhängen ihre Berechtigung; so ist z.B. juristisch die Bezeichnung Ausländer unabdingbar.

Insgesamt hatten von allen in Deutschland befragten Jugendlichen 14% keine deutsche Staatsangehörigkeit. Diese Zahl täuscht jedoch, da in der ostdeutschen Unterstichprobe alle Jugendlichen die deutsche Staatsangehörigkeit hatten. In Westdeutschland hatten 18% der Befragten keinen deutschen Pass, waren also ausländische jugendliche Arbeitnehmer/innen. In Baden-Württemberg lag ihre Zahl Ende der 90er Jahre bei 20%. Die aufgeführten Anteile an nichtdeutschen Jugendlichen entsprechen also sehr genau den Populationsstatistiken. Da wir die ausländischen Jugendlichen nicht gezielt zur Befragung ausgewählt haben, ist der richtig getroffene Ausländeranteil ein Hinweis auf die gute Repräsentativität der Stichprobe.

Für den folgenden Vergleich wurden nur die Jugendlichen ausgewählt, die keine deutsche Staatsangehörigkeit haben und zwar deshalb, weil sie durch den nichtdeutschen Pass in

bestimmter Weise benachteiligt sind. Hätten wir uns nach der nichtdeutschen Herkunft gerichtet, so wäre der Anteil der „ausländischen“ Jugendlichen wesentlich höher ausgefallen. Ein Drittel aller jugendlichen Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen in Baden-Württemberg ist allochthon, d.h. dass ihre Eltern – zumindest ein Elternteil – aus einem anderen Land kommen.

Unter den Jugendlichen, die eine Ausbildung machen, ist der Anteil ausländischer Jugendlicher geringer. Er lag in Baden-Württemberg Mitte der 90er Jahre bei ca. 15%. Bis Mitte der 90er Jahre ist der Anteil ausländischer Auszubildender kontinuierlich angestiegen, fiel aber dann in den folgenden fünf Jahren wieder ab. Letzteres ist ein Hinweis auf die ins Stocken geratene Integration. Dass ausländische Jugendliche unter den Auszubildenden unterrepräsentiert sind, ist ein Hinweis auf ihre Benachteiligung.

Es ist interessant, dass ausländische Jugendliche ähnliche Orientierungen und Engagementformen zeigen wie die vorher beschriebenen jungen Frauen. Ich nehme an, dass das z.T. mit der Marginalisierung beider Gruppen zu tun hat. Da bei beiden Gruppen Orientierung und Engagement ähnlich sind, werde ich mich im folgenden kurz fassen und vor allem die Besonderheiten dieser Gruppe hervorheben.

Ich hatte befürchtet, dass die ausländischen Jugendlichen in den Gewerkschaften unterrepräsentiert sind, d.h., dass der Anteil der Gewerkschaftsmitglieder bei den ausländischen Jugendlichen geringer ist als bei den deutschen Jugendlichen. Dies hat sich nicht bestätigt, in der westdeutschen Stichprobe liegt er bei beiden Gruppen bei ca. 40%. Die ostdeutsche Stichprobe konnte hier nicht einbezogen werden, weil es dort fast keine ausländischen jugendlichen Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen gibt. Während die jungen Frauen in Gewerkschaften deutlich unterrepräsentiert sind (nur 20% von ihnen sind Gewerkschaftsmitglieder) sind die ausländischen Jugendlichen, d.h. die ohne deutsche Staatsangehörigkeit, *nicht* unterrepräsentiert. Unter den Gewerkschaftsmitgliedern sind übrigens viel mehr ausländische Jugendliche als junge Frauen. Die ausländischen Jugendlichen sind also keine kleine Minderheit.

Im Verhältnis zu Arbeit und Freizeit gibt es nicht viele Unterschiede zwischen ausländischen und deutschen Jugendlichen. Interessant scheint, dass bei den ausländischen Jugendlichen die Arbeit einen noch höheren Stellenwert hat als die Freizeit, dass sie sich aber in der Freizeit deutlich seltener mit Themen ihrer Arbeit beschäftigen als deutsche Jugendliche. Durch ihre gegenwärtige Situation und die damit verbundenen Anforderungen fühlen sich die ausländischen Jugendlichen mehr überfordert als die deutschen Jugendlichen. Dies war bei den jungen Frauen ähnlich.

Dass sich viele ausländische Jugendliche in einer schwierigeren Lage als die Deutschen fühlen, kommt darin zum Ausdruck, dass sie signifikant häufiger der Aussage zustimmen „ich sehe für mich keine Perspektive in Deutschland“. Auch stimmen sie der Aussage „mein Leben scheint mir sinnvoll“ deutlich weniger zu als die deutschen Jugendlichen.

2.6.3.2. *Orientierungen*

Bei den Orientierungen ist es sicher nicht überraschend, dass die ausländischen Jugendlichen im vereinten Europa für sich mehr Vorteile sehen als die deutschen Jugendlichen, dass sie sich weniger mit der Region verbunden fühlen, in der sie leben, und dass sie sich eher vorstellen können, später in einem anderen Land zu leben.

Verständlicherweise plädieren die ausländischen Jugendlichen stärker als die deutschen für Multikulturalität in Deutschland und äußern sich durchweg positiver, wenn es um Ausländer in Deutschland geht. Da das Verhältnis zu Ausländern in Deutschland in den Nationalismusindex eingeht, ist es kein Wunder, dass ausländische Jugendliche – in dieser Definition – eine geringere nationale Orientierung aufweisen. Sie grenzen sich jedoch auch signifikant stärker von rassistischen Tendenzen ab, ebenso wie von autoritären. Sie sind insgesamt signifikant stärker international, stärker global und europäisch orientiert als die deutschen Jugendlichen. In der demokratischen Orientierung unterscheiden sich die beiden Gruppen nicht, auch nicht in der Selbsteinordnung auf der rechts/links Skala. In den Interviews fiel mir auf, dass sich die Jugendlichen ohne deutschen Pass sehr wenig für die Politik in Deutschland interessieren und dass entsprechend ihr Informationsniveau erschreckend gering ist. Solange sie von der politischen Mitgestaltung weitgehend ausgeschlossen bleiben, wird sich daran wohl auch wenig ändern.

2.6.3.3. *Engagement*

Beim bisherigen oder derzeitigen Engagement finden sich nur wenige Unterschiede. Ausländische Jugendliche haben sich weniger in schulischen Arbeitsgemeinschaften engagiert, was sicher daran liegt, dass der Anteil an Hauptschülern bei ihnen doppelt so hoch ist wie bei den deutschen Jugendlichen. In den Hauptschulen werden in der Regel weniger Arbeitsgemeinschaften angeboten. Das Engagement in den Gewerkschaften wird von den deutschen Jugendlichen mit 11% angegeben, bei den ausländischen Jugendlichen mit 13%, der Unterschied ist unbedeutend (statistisch nicht signifikant).

Keiner der zwölf abgefragten Gründe für das Engagement wird von den ausländischen Jugendlichen (für sich selbst) für wichtiger gehalten als von den deutschen Jugendlichen, wobei die postmaterialistischen Motive von den deutschen Jugendlichen stärker favorisiert werden.

Bei der Teilnahme an gewerkschaftlichen Veranstaltungen gibt es keine Unterschiede zwischen den beiden Gruppen. Allerdings unterscheiden sich ausländische und deutsche Jugendliche in der Gewichtung der gewerkschaftlichen Aufgaben. Für ausländische Jugendliche ist ein weiteres Gewerkschaftsverständnis charakteristisch als für die deutschen Jugendlichen. Bei der Beurteilung der Wichtigkeit der Aufgaben, die Gewerkschaften übernommen haben, gibt es also viele signifikante Unterschiede. Dies entspricht weitgehend dem Votum der weiblichen Jugendlichen.

Es wird oft behauptet, dass die ausländischen Jugendlichen sich stärker in ihren Gruppen abschließen als deutsche Jugendliche und dass sie eine tiefere Bindung zu ihrer Gruppe haben. Dies scheint nicht der Fall zu sein, zumindest stimmten ausländische Jugendliche nicht stärker zu, dass sie eine tiefe Bindung an ihre Gruppe haben und dass sie einander ähnlich sind und sich von anderen Gruppen unterscheiden. Ich beobachtete vor allem im Arbeitsbereich, dass ausländische Jugendliche bestrebt sind, sich nicht als Sondergruppe herauszustellen. Bei der Fallanalyse dokumentierte ich exemplarisch, dass ein ausländischer Jugendlicher, der Jugendvertreter geworden ist, seine Herkunft nicht thematisiert, obwohl sie in der Freizeit für ihn wichtig ist (Int.26).

2.6.4. Ostdeutsche und westdeutsche Jugendliche

Der Anteil der ostdeutschen Jugendlichen an der Gesamtstichprobe beträgt 20% und entspricht damit dem Anteil an den jugendlichen Arbeitnehmern und Arbeitnehmerinnen in Deutschland. Ich achtete zwar bei der Umfrage auf eine repräsentative Verteilung, führte aber keine Interviews und keine Fallanalysen durch. Der Grund für diese Reduzierung des Forschungsprogramms in Ostdeutschland liegt daran, dass es mir in der verfügbaren Zeit nicht möglich war, eine subjektwissenschaftliche Analyse durchzuführen, d.h. die Orientierungen und das Engagement der Jugendlichen von ihrem Standpunkt aus zu rekonstruieren. In den Gesprächen mit ostdeutschen Jugendlichen wurde schnell deutlich, dass sie gegenüber einer Forschung aus Westdeutschland skeptisch waren. Hinzu kam, dass ich ein Forscher nicht deutscher Herkunft bin und dies von den Jugendlichen in besonderer Weise registriert wurde. Bei der Befragung der Jugendlichen in den ostdeutschen Bundesländern herrschte in manchen Betrieben teilweise ein Klima, das auf mich bedrohlich wirkte.

Im Folgenden geht es vor allem darum aufzuzeigen, dass die Jugendlichen in den beiden vereinten Teilen Deutschlands zu unterschiedlichen sozialen Segmenten gerechnet werden müssen. Einen ersten Hinweis darauf entstand bei dem Vergleich der Jugendlichen aus verschiedenen Bundesländern. Während zwischen den westdeutschen Bundesländern keine Unterschiede feststellen werden konnten, gab es gravierende zur ostdeutschen Stichprobe.

2.6.4.1. Arbeit und Freizeit

Bei den Jugendlichen, die Arbeit haben und eine Ausbildung machen, gibt es zwischen Ost und West keine signifikanten Unterschiede in der Zufriedenheit mit der Arbeits- und Ausbildungssituation. Auch die ostdeutschen Jugendlichen gaben in hohem Maße an die Ausbildung entspreche ihrem Berufswunsch, und sie zeigten sich ähnlich zufrieden mit ihrer derzeitigen Arbeits- und Ausbildungssituation wie die westdeutschen Jugendlichen. Bei genauerer Nachfrage entstand jedoch ein widersprüchliches Bild. Die ostdeutschen Jugendlichen äußerten deutlich häufiger, dass sie nach ihrer Ausbildung „eine andere Ausbildung anstreben“. Gleichzeitig waren sie mit dem Verhältnis zwischen Ausbildern und Auszubildenden zufriedener, fühlten sich aber in ihrem Betrieb weniger stark respektiert. Insgesamt fühlten sich die ostdeutschen Jugendlichen „durch die gegenwärtige Situation und die damit verbundenen Anforderungen“ mehr herausgefordert als die westdeutschen Jugendlichen. Entsprechend gaben weniger an, dass sie sich überfordert oder unterfordert fühlen.

Die ostdeutschen Jugendlichen arbeiteten zu einem höheren Prozentsatz in kleinen Mittelbetrieben (unter 1000 Beschäftigte) und weniger als die westdeutschen Jugendlichen in Großbetrieben. Ihre Betriebe gehörten häufiger der Sparte Handwerk oder Dienstleistung an und weniger häufig dem industriellen Bereich, es gab dort deutlich seltener eine Jugend- und Ausbildungsvertretung und ihre Mitgliedschaft in der Gewerkschaft war signifikant niedriger.

Da die Jugendarbeitslosigkeit in Ostdeutschland sehr viel höher ist als in Westdeutschland verwundert es nicht, dass sich die ostdeutschen Jugendlichen Sorgen über ihre Zukunft machen. Sie stimmen der Aussage „ich sehe für mich wenig Chancen auf dem Arbeitsmarkt“ signifikant mehr zu und ebenso der Aussage „ich sehe für mich keine Perspektive in Deutschland“ als die jungen westdeutschen Arbeitnehmer/innen.

In einem „Europa ohne Grenzen“ sehen sie stärker eine Gefahr als die westdeutschen Jugendlichen. Auch einem „multikulturellen Deutschland“ stimmen sie signifikant weniger zu.

In allen weiteren Fragen zu Zukunft und Lebensprinzipien fanden sich keine signifikanten Unterschiede zwischen west- und ostdeutschen Jugendlichen.

Nicht nur die Daten, sondern auch die Gespräche mit ostdeutschen Jugendlichen ergaben ein relativ einheitliches Bild, das sie von der derzeitigen gesellschaftlichen Situation haben. Sie sehen sich eher von Arbeitslosigkeit und der globalen Entwicklung bedroht und machen dafür in hohem Maße die offenen Grenzen verantwortlich.

Sie stimmten keiner Frage zu, bei der das Wort Ausländer vorkam. In diesen Fragen war der Unterschied zwischen west- und ostdeutschen Jugendlichen immer signifikant. Die reflexartige Ablehnung von „Ausländern“ ist deshalb besonders paradox, weil es in den ostdeutschen Ländern kaum Ausländer gibt. Die ostdeutschen jungen Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen sind viel stärker als die Westdeutschen der Ansicht, dass Ausländer „den Deutschen Arbeitsplätze wegnehmen“. Dabei gibt es in den Betrieben der befragten ostdeutschen Jugendlichen kaum ausländische Jugendliche, ich fände in unserer ostdeutschen Stichprobe nicht einen. Es kann also auf keinen Fall an schlechten Erfahrungen liegen, wenn von ostdeutschen Jugendliche gegen Ausländer in Deutschland argumentiert wird. Es fehlt ihnen paradoxerweise vielleicht genau die Erfahrung des alltäglichen Umgangs mit Ausländern in Arbeit und Freizeit.

Für diese Jugendlichen scheint es nahe liegend, eine Lösung für die gesellschaftlichen Probleme - zumindest teilweise – darin zu sehen, dass man sich im nationalen Rahmen abschottet. Darauf verweist die deutlich stärker ausgeprägte lokale Orientierung der Jugendlichen in Ostdeutschland und ihre Kritik an der europäischen Entwicklung. Sie können sich auch persönlich viel weniger vorstellen, später in einem anderen Land zu leben als die westdeutschen Jugendlichen und sind auch viel stärker der Meinung, dass es nicht notwendig sei, Fremdsprachen zu lernen, „weil ich fast überall mit Deutsch durchkomme“. Bei der letzten Aussage wird der Begriff „überall“ möglicherweise auf die deutschsprachigen Länder und ihre unmittelbaren Nachbarn reduziert. Dies steht in Übereinstimmung mit der starken lokalen Orientierung und der stärkeren Ablehnung des europäischen Gedankens.

2.6.4.2. *Politische Orientierungen*

Nun komme ich zu den politischen Orientierungen im engeren Sinn. Allen ausgrenzenden Orientierungen stimmten die ostdeutschen Jugendlichen signifikant stärker zu als die westdeutschen Jugendlichen. Das gilt für die nationale, die rassistische und die autoritäre Orientierung. Die Unterschiede zwischen den westdeutschen und ostdeutschen Jugendlichen sind allerdings im Mittelwert nicht sehr groß und es finden sich gleiche Trends bei beiden Gruppen. Bei beiden Gruppen hat der von uns sogenannte expansive Nationalismus seit Anfang der 90er Jahre zugenommen. Der Aussage „der Rüstungsexport sollte nicht beschränkt werden, um unseren Wohlstand nicht zu gefährden!“ stimmten sowohl in Westdeutschland als auch in Ostdeutschland die Jugendlichen im Durchschnitt eher zu. Hier ist der Unterschied zwischen den beiden Gruppen auch nicht signifikant.

Es soll nun nicht der Eindruck entstehen, es wären die befragten Jugendlichen in Ostdeutschland durchweg und einheitlich nationalistisch, rassistisch und autoritär, während die Jugendlichen in Westdeutschland gegenteilige Tendenzen aufweisen würden. Der

Indexwert für nationale Orientierung liegt zwar auf der Zustimmungseite der Skala, allerdings sehr nahe am Mittelwert, und die einzelnen Items, die zu ihnen gehören, wurden recht unterschiedlich beantwortet. Der Mittelwert des Rassismusindex liegt bei beiden Gruppen deutlich auf der Ablehnungsseite, wenn auch bei den ostdeutschen Jugendlichen weniger deutlich als bei den westdeutschen. Die größte Zustimmung erreichte der Autoritarismusindex. Sein Mittelwert liegt auf der Zustimmungseite und zwar bei beiden Gruppen.

Der demokratischen Orientierung wurde von beiden Gruppen im Durchschnitt eher zugestimmt, hier gibt es keinen signifikanten Unterschied. Die ostdeutschen Jugendlichen waren signifikant stärker lokal bzw. regional orientiert. Sie stimmten der Aussage „trotz aller Zeitungs- und Fernsehberichte scheinen nationale und internationale Ereignisse selten so interessant wie Ereignisse, die in der Region stattfinden, in der man lebt“ stärker zu.

2.6.4.3. *Engagement*

Wie sieht es nun mit dem Engagement und dem Verhältnis zu den Gewerkschaften aus, welches sind die Unterschiede zwischen westdeutschen und ostdeutschen Arbeitnehmern und Arbeitnehmerinnen?

Im Bereich des Engagements gibt es nur sehr wenige Unterschiede zwischen west- und ostdeutschen Arbeitnehmer/innen. Bei den zwölf Engagementmotiven, die wir den Jugendlichen vorgelegt wurden und die sie nach ihrer Wichtigkeit für sich selbst beurteilen sollten, gab es nur drei signifikante Unterschiede. Für die Westjugendlichen war es wichtiger, sich für andere Menschen einzusetzen, und sie fanden es wichtiger sich zu engagieren, „weil jeder/jede als Mensch mitverantwortlich ist“. Ostdeutsche Jugendliche fanden es wichtiger, ihre persönlichen Interessen zu verwirklichen.

Erstaunlicherweise sind auch das Ausmaß des Engagements und ihr Ort nicht verschieden. Dass ostdeutsche Jugendliche sich weniger in der Schülermitverantwortung und in verbandlichen Jugendgruppen engagieren, hat damit zu tun, dass es diese beiden Einrichtungen in Ostdeutschland nur selten gibt.

Auch in ihrem Gewerkschaftsverständnis, d.h. in der Wichtigkeit der Aufgaben, die Gewerkschaften übernommen haben, finden sich kaum signifikante Unterschiede. Der einzige Unterschied liegt darin, dass die ostdeutschen Jugendlichen die Aufgabe „Beitrag zu einer demokratischen Kultur (z.B. gegen Rechtsextremismus)“ für weniger wichtig halten als die westdeutschen.

Auch bei den Wünschen an die Gewerkschaften gibt es nur bei dem Wunsch einen Unterschied, einen Bezug zu Menschen aus dem Ausland herzustellen.

Auch halten es die ostdeutschen Jugendlichen für weniger wichtig, dass in der Gewerkschaft „jeder/jede gleichberechtigt mitentscheiden können soll, unabhängig von der Herkunft“.

Auch finden sie Treffen mit Jugendlichen aus anderen Ländern nicht so wichtig und auch Veranstaltungen zu gesellschaftlichen Themen, „z.B. Umwelt, Frieden, Rechtsextremismus“, werden von ihnen signifikant für weniger wichtig gehalten.

Alles, was mit dem Zurückdrängen des Rechtsextremismus zu tun hat, wird von den ostdeutschen Jugendlichen generell für weniger wichtig gehalten.

Im übrigen ist das Verhältnis zu den Gewerkschaften ganz ähnlich wie bei den westdeutschen Jugendlichen. Das ist insofern erstaunlich, da die Jugendlichen in Ostdeutschland ja nur zu einem sehr geringen Prozentsatz (12%) Mitglied in einer Gewerkschaft sind gegenüber 40%

der westdeutschen Jugendlichen. Dadurch entsteht der Eindruck, dass die ostdeutschen Jugendlichen die konventionellen Vorstellungen über Aufgaben und Sinn der Gewerkschaften übernommen haben, ohne dass dies Folgen für eine Mitgliedschaft gehabt hätte.

Der wesentliche Unterschied zwischen den westdeutschen und ostdeutschen Jugendlichen ist wie gesagt die bedeutsam größere Ablehnung von Kontakten zu Menschen aus anderen Ländern. Auf die Frage „wie schätzt du deine sozialen Beziehungen zu Gruppen anderer nationaler Herkunft bei der Arbeit und in der Freizeit ein“, gaben die westdeutschen Jugendlichen in beiden Bereichen ein besseres Verhältnis an, d.h. die ostdeutschen Jugendlichen gaben hier ein schlechteres Verhältnis an, obwohl (oder weil?) sie bisher so gut wie keine entsprechende Kontakte hatten.

2.6.5. Jugendliche mit unterschiedlichen Bildungsabschlüssen

Die Jugendlichen wurden gefragt, welche Schule sie besucht haben, dabei wurde zwischen Sonderschule, Hauptschule, Realschule und Gymnasium unterschieden. Im Anschluss fasste ich die ersten drei Schultypen zusammen und verglich sie mit dem Gymnasium. Ich gehe damit davon aus, dass die Segmentierungslinie Schulabschluss zwischen Gymnasium und den darunter liegenden Schulabschlüssen verläuft. Damit befinde ich mich in Übereinstimmung mit den Aussagen von vielen Lehrern, mit eigenen Beobachtungen und früheren Untersuchungen.

Ich werde mich im Folgenden auf einen Vergleich der Orientierungen konzentrieren, da die anderen Ergebnisse eigentlich zu erwarten waren. So war zu erwarten, dass die Arbeit für die Jugendlichen mit niedrigerem Schulabschluss stärker im Vordergrund steht, da sie in ihrer Ausbildung mit den anderen konkurrieren müssen, und dass sie sich entsprechend eher überfordert fühlen als Gymnasiasten. Auch ist es nicht verwunderlich, dass sie eher der Aussage zustimmen „ich sehe für mich wenig Chancen auf dem Arbeitsmarkt“ als die Gymnasiasten. Jugendliche mit geringerem Schulabschluss haben weniger Optionen für ihre zukünftige berufliche Entwicklung. Darin gleichen sie den ostdeutschen Jugendlichen.

In einem weiteren Bereich gleichen sie den ostdeutschen Jugendlichen, nämlich in der deutlich stärkeren Tendenz zu rechten politischen Orientierungen. Sowohl beim Rassismusindex als auch beim Nationalismus und Autoritarismus haben sie deutlich höhere Zustimmungswerte. Im Unterschied zu den ostdeutschen Jugendlichen haben sie jedoch auch bei der internationalen Orientierung und der demokratischen Orientierung deutlich geringere Zustimmungswerte als die Gymnasiasten. Das stimmt mit den Erfahrungen vieler Lehrer überein, die in Sonderschulen, Hauptschulen und Realschulen unterrichten und über große Probleme mit Rechtsextremismus berichten.

Woher kommt diese offensichtlich größere Anfälligkeit für rechte Orientierungen im Vergleich zu den Gymnasiasten? Wir gehen in der Tübinger Forschungsgruppe von einer sozialen Segmentierung in Bildungsmilieus aus. Diese haben jeweils ihre eigenen Diskurse und in den Diskursen des niedrigeren Bildungsniveaus dominieren konventionalistische Vorstellungen, die anfällig für simplifizierende Diskurse und Stammtischparolen machen. Gerade in diesem Milieu sind populistische Kampagnen der Politik und der Medien besonders erfolgreich. Die soziale Zugehörigkeit spielt in diesem Milieu eine große Rolle und die konventionellen Diskurse unterstützen das Gefühl der Gemeinsamkeit.

Für diese These gibt es in unserer Untersuchung einen Hinweis. Wir fragten die Jugendlichen, welches Verhältnis sie zu der Gruppe haben, der sie sich selbst zuordnen. Die Jugendlichen

aus dem niedrigeren Bildungsmilieu stimmten signifikant mehr der Aussage zu „ich habe eine tiefe Bindung zu meiner Gruppe“ und ebenso der Aussage „wir sind einander ähnlich und unterscheiden uns von den anderen Gruppen“. Dieser starke Bezug auf das eigene Milieu scheint für diese Gruppe charakteristisch. Die Jugendlichen aus dem niedrigeren Bildungsmilieu stimmen auch der Aussage signifikant mehr zu „man sollte sich wieder mehr nach den bei uns anerkannten Regeln und Normen richten!“. Auch die aggressive Variante, die sich gegen Abweichler richtet, wird von ihnen signifikant mehr befürwortet; sie ist in der folgenden Aussage ausgedrückt: „Kriminalität, sexuelle Unmoral und Störungen der öffentlichen Ordnung zeigen, dass wir härter mit abweichenden Gruppen und Störern umgehen müssen!“.

Dieses Bildungsmilieu, das besonders anfällig für rechte Tendenzen scheint, ist kein spezifisches Milieu für deutsche Jugendliche. In dieser Gruppe gibt es sogar signifikant mehr Jugendliche mit ausländischer Herkunft als beim Gymnasialmilieu.

Der Anteil an Gewerkschaftsmitgliedern ist in beiden Gruppen gleich hoch. Auch die Vorstellungen von den Aufgaben der Gewerkschaften unterscheiden sich kaum, mit einer einzigen Ausnahme: Die Jugendlichen aus dem niedrigeren Bildungsmilieu finden „politische Bildung“ noch unwichtiger als die aus dem höheren Bildungsmilieu. Dies ist ein Hinweis darauf, dass man mit einfachen Bildungsmaßnahmen und Informationen an Jugendliche aus dem niedrigeren Bildungsmilieu nicht herankommt. Ihre Orientierungen werden sozial gestützt und sozial abgesichert. Es handelt sich also weniger um ein Bildungsmilieu im eigentlichen Sinn, sondern eher um ein konventionalistisches Milieu, das die neuen gesellschaftlichen Verunsicherungen durch gegenseitige Bestätigung konventionalistischer und traditioneller Ansichten und durch soziale Bindung zu bewältigen versucht.

2.6.6. Vergleich von jungen Gewerkschaftsmitgliedern und Nichtmitgliedern

Ein gutes Drittel aller Jugendlichen, die befragt wurden, war Mitglied in einer Gewerkschaft; meistens in der IG Metall, da in dieser Untersuchung ein Schwergewicht auf Industrie und Handwerk gelegt hatten. Vergleicht man die Mitglieder mit den Nichtmitgliedern so fällt generell auf, dass es in Orientierung und Engagement, aber auch im Verhältnis zu Arbeit und Freizeit kaum Unterschiede zwischen diesen beiden Gruppen gibt. Dies trifft für die Fragebogenuntersuchung, aber auch – und zwar in besonderem Maß – für die Interviews zu. Der größte Unterschied besteht wohl darin, dass die Gewerkschaftsmitglieder mehr aus größeren Betrieben des Industriebereichs kommen, und dass diese Jugendlichen eher im technischen Bereich eine Ausbildung machen.

Entgegen unserer Annahme sind Jugendliche, die keine deutsche Staatsangehörigkeit haben oder deren Eltern aus einem anderen Land kommen, bei den Gewerkschaftsmitgliedern nicht unterrepräsentiert. Es gibt also keinen signifikanten Unterschied zwischen Gewerkschaftsmitgliedern und Nichtmitgliedern in Bezug auf den Anteil der Staatsangehörigkeit.

Wenden wir uns nun den Hauptthemen unserer Untersuchung zu, nämlich den Orientierungen und Engagementformen:

2.6.6.1. Politische Orientierungen

In den 90er Jahren kamen verschiedene Jugenduntersuchungen unabhängig von einander zu dem Ergebnis, dass gewerkschaftlich organisierte Jugendliche stärker für rechte politische Orientierungen anfällig waren als Nichtmitglieder. Auch die Tübinger Forschungsgruppe fand zu dieser Zeit heraus, dass die jugendlichen Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen in allen Indikatoren für politisch rechte Orientierungen signifikant stärker zu rechten Orientierungen neigten (vgl. Held et al 1996). Wir überprüften jetzt in der IG Metall Jugendstudie dieses Ergebnis, indem wir den Jugendlichen die gleichen Fragen wie zu Anfang der 90er Jahre stellten.

Zu unserer eigenen Überraschung fanden sich im Jahr 2000 kaum mehr Unterschiede zwischen Gewerkschaftsjugendlichen und Nichtmitgliedern. Bei keiner einzigen Frage zu den politischen Orientierungen wichen die Gewerkschaftsjugendlichen von den Nichtmitgliedern signifikant ab. Auch bei den Gesamtindizes zur nationalen Orientierung, zur rassistischen Orientierung und zur autoritären Orientierung gab es keinen signifikanten Unterschied zwischen Gewerkschaftsmitgliedern und Nichtmitgliedern. Auch in der politischen Standortbestimmung zwischen rechts und links unterschieden sich die beiden Gruppen nicht voneinander. In beiden Gruppen bezeichnen sich ca. 15% als eher links oder als links und ca. 30% als rechts oder eher rechts. 1993 waren es noch 25%, die sich als rechts oder eher rechts bezeichneten, wobei auch damals der Unterschied zwischen Gewerkschaftsmitgliedern und Nichtmitgliedern nicht signifikant war.

Was hat sich genau verändert seit Mitte der 90er Jahre und wie erklären sich die Veränderungen?

Es ist nicht so, dass sich die Werte der Gewerkschaftsjugendlichen durchweg den etwas günstigeren der Nichtgewerkschaftsmitglieder angenähert hätten, im Gegenteil. Bei der nationalen Orientierung, die ja eher nationalistische Tendenzen erfasst, haben sich die Werte der Nichtgewerkschaftsmitglieder den ungünstigeren der Gewerkschaftsmitglieder inzwischen angenähert. D.h., dass sich die nationale Orientierung der jungen Gewerkschaftsmitglieder von 1993 zu 2000 kaum geändert hat, geändert hat sich vielmehr die der Nichtgewerkschaftsmitglieder. Anders ist es bei der rassistischen Orientierung und der autoritären Orientierung. Hier haben sich die Werte der Gewerkschaftsmitglieder denen der Nichtgewerkschaftsmitglieder angeglichen, d.h., dass die rassistischen und autoritären Orientierungen bei den Gewerkschaftsmitgliedern zurückgegangen sind.

Auch bei den nicht-rechten politischen Orientierungen, nämlich der europäischen Orientierung und der demokratischen Orientierung, fanden sich im Jahr 2000 keine Unterschiede zwischen Gewerkschaftsmitgliedern und Nichtmitgliedern. Der einzige Unterschied, der nachgewiesen werden konnte, liegt bei der sogenannten internationalen Orientierung vor. Die Gewerkschaftsjugendlichen sprachen sich signifikant weniger als die Nichtmitglieder für internationale Orientierung aus.

Diese Ergebnisse könnten nun in der gewerkschaftlichen Jugendarbeit als Beruhigung aufgefasst werden, da sich ja die Gewerkschaftsjugendlichen offenbar nicht mehr von den Nichtgewerkschaftsmitgliedern unterscheiden. Dabei muss jedoch beachtet werden, dass sich die politischen Orientierungen insgesamt verschoben haben. Die nationale Orientierung hat bei west- und ostdeutschen Jugendlichen von 1993 bis 2000 signifikant zugenommen, ebenso die autoritäre Orientierung. Dabei lag die autoritäre Orientierung auch 1993 schon auf der Zustimmungseite. Nur die Sensibilität für rassistische Äußerungen scheint seit 1993

gewachsen zu sein. Die Jugendlichen sprachen sich im Jahr 2000 noch stärker als 1993 gegen rassistische Orientierungen aus.

Es ist schwer erklärbar, warum die Unterschiede zwischen Gewerkschaftsmitgliedern und Nichtmitgliedern bei den Jugendlichen inzwischen verschwunden sind. Offenbar hat sich der Ausgrenzungsdiskurs inzwischen verallgemeinert und gleichzeitig spezifiziert.

Die in den 90er Jahren dominierende Standortdebatte wurde von der Globalisierungsdebatte abgelöst. Die internationale Konkurrenz hat sich zu einem Problem *für alle* entwickelt und nicht nur für die Jugendlichen in größeren Betrieben. Diese Jugendlichen sind häufiger gewerkschaftlich engagiert und waren deshalb von der Standortdebatte in besonderer Weise betroffen. Die nationale Lösung als Antwort auf die Globalisierungsprobleme scheint heute für jugendliche Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen *generell* relativ attraktiv. Was geschieht, wenn sich die nationale Lösung als Illusion herausstellt, wird die Zukunft zeigen.

Die Gewerkschaften sind Teil der politischen Kultur und sie sind deshalb sowohl von politischen Entwicklungen als auch von politischen Orientierungen ihrer Mitglieder in besonderer Weise betroffen. Die Zuwendung oder Abwendung von den Gewerkschaften hängt auch von der Einschätzung der politischen Gesamtsituation ab. Mag diese auch von Jugendlichen nur unklar wahrgenommen werden, so prägt sie doch das Verhältnis zu Organisationen und vor allem zu den Gewerkschaften. Es scheint mir deshalb unverzichtbar, dass auch in den Gewerkschaften mit den Jugendlichen die politischen gesellschaftlichen Veränderungen diskutiert werden. Auch wenn die Jugendlichen die „politische Bildung“ ganz ans Ende ihrer Wunschliste setzen, so scheint sie doch notwendiger denn je. Auf das Problem der politischen Bildung werde ich unter Punkt 3.2 zurückkommen und im sechsten Kapitel sogar insistieren, weil es zum Dreh und Angelpunkt der demokratischen Entwicklung werden könnte.

2.6.6.2. *Engagement*

Die gewerkschaftlich organisierten Jugendlichen haben sich signifikant häufiger engagiert als die nicht gewerkschaftlich organisierten. Daraus kann jedoch nicht geschlossen werden, dass sie sich generell stärker in Organisationen engagieren. Sie haben sich in verbandlichen Jugendgruppen sogar signifikant seltener engagiert als die Nichtmitglieder. Das Engagement in Bürgerinitiativen und Aktionsbündnissen ist generell bei den Jugendlichen Arbeitnehmern und Arbeitnehmerinnen niedrig (5% engagieren sich hier oder haben sich engagiert) und es gibt hier keinen Unterschied zwischen jungen Gewerkschaftsmitgliedern und Nichtmitgliedern.

Gibt es zwischen den beiden Gruppen Unterschiede in den subjektiven Gründen für ihr Engagement? Wir gaben den Jugendlichen Motive zur Auswahl, die sie in bezug auf die Wichtigkeit für ihr Engagement beurteilen sollten. Dabei unterschieden wir zwischen neun Engagementmotiven, die sich in Pflichtmotive und Selbstverwirklichungsmotive aufteilen lassen. Zugleich versuchten wir zu überprüfen, ob die Motive eher von einem materialistischen oder von einem postmaterialistischen Wertehintergrund beeinflusst sind.

Es gibt bei zwei Motiven einen signifikanten Unterschied, der sehr interessant ist. Das eine Motiv steht für materialistische Wertorientierung, das andere für postmaterialistische Wertorientierung. Der wesentliche Unterschied zwischen Gewerkschaftsmitgliedern und Nichtmitgliedern ist hier, dass die Gewerkschaftsmitglieder das materialistische Engagementmotiv stärker bevorzugen und das postmaterialistische deutlich weniger als Nichtmitglieder. Das materialistische Motiv lautet: „Ich engagiere mich, weil ich mir denke,

dass es mir einmal von Vorteil sein wird“. Das postmaterialistische Motiv lautet: „Ich engagiere mich, weil ich so meine persönlichen Interessen verwirklichen kann“. Die Verwirklichung persönlicher Interessen war den Gewerkschaftsmitgliedern weniger wichtig als den Nichtmitgliedern, dagegen war der eigene Vorteil deutlich wichtiger. Bei den übrigen Motiven gibt es keine signifikanten Unterschiede.

Die deutlichsten Unterschiede gab es zwischen Gewerkschaftsmitgliedern und Nichtmitgliedern bei der Beurteilung der Wichtigkeit der von den Gewerkschaften übernommenen Aufgaben. Vor allem die klassischen Aufgaben der Gewerkschaften waren für die Gewerkschaftsmitglieder wichtiger als für die Nichtmitglieder. Bei den folgenden Aufgaben war der Unterschied zwischen den beiden Gruppen signifikant:

1. „Aushandeln von Arbeitsbedingungen (z.B. Löhne/Arbeitszeit)“,
2. „Verbesserung der Qualität der Ausbildung“,
3. „individueller Schutz vor Willkür im Betrieb (z.B. Rechtsschutz)“,
4. „Organisation von Streiks“,
5. „Jugendarbeit“,
6. „Gegenmacht zu mächtigen Wirtschaftsinteressen“.

In dieser Reihenfolge beurteilten die Jugendlichen auch die Wichtigkeit dieser Aufgaben mit Ausnahme der Jugendarbeit, die noch *vor* der Organisation von Streiks rangierte.

Zusätzlich gab es zwei Aufgaben der Gewerkschaften, welche die Gewerkschaftsmitglieder für weniger wichtig hielten als die Nichtmitglieder, das ist zum einen die „politische Bildung“ und zum anderen „das Einsetzen für Frieden und Gerechtigkeit, auch international“.

Auch wenn bei den politischen Orientierungen zwischen Mitgliedern und Nichtmitgliedern kaum Unterschiede festzustellen waren, so gibt es offenbar doch Unterschiede bei der Beurteilung der Gewerkschaften selbst. Dies weist darauf hin, dass durch die Mitgliedschaft selbst schon eine genauere Vorstellung von den Aufgaben der Gewerkschaften erzeugt wird, allerdings eben nur bei den Mitgliedern.

Es könnte natürlich auch sein, dass diejenigen, die von vornherein ein engeres Gewerkschaftsverständnis haben, bevorzugt in die Gewerkschaften eintreten. Man könnte auch vermuten, dass Jugendliche, die eher politisch rechts orientiert sind, von vornherein ein engeres Gewerkschaftsverständnis haben, dass sie also wünschen, dass sich die Gewerkschaften auf ihre eng definierten Aufgaben beschränken. Dies hat sich eindeutig *nicht* bestätigt. Es fanden sich keine statistischen Zusammenhänge zwischen der Wichtigkeit der eng definierten Aufgaben und rechten politischen Orientierungen.

Ich verglich auch die Jugendlichen, die sich selbst als „rechts“ positionierten mit denen die sich „links“ positionierten und konnte auch auf diesem Weg keine Bevorzugung der Gewerkschaftsaufgaben im engeren Sinn bei den rechts Positionierten feststellen. Diejenigen, die ein engeres Gewerkschaftsverständnis zeigen, sind eher demokratischer orientiert. Hier gab es signifikante Zusammenhänge.

Die insgesamt für nicht so wichtig gehaltenen Aufgaben der Gewerkschaften, die zugleich ein breiteres Gewerkschaftsverständnis beinhalten, stehen allerdings alle im Zusammenhang mit eher linken politischen Orientierungen. Das gilt für folgende Aufgaben der Gewerkschaften: Einwirkung auf die Politik (z.B. Mitbestimmungsrechte), Beitrag zu einer demokratischen Kultur (z.B. gegen Rechtsextremismus), Einsetzen für Frieden und Gerechtigkeit, auch international, Förderung von Umweltschutz und ökologischem Wirtschaften. Ein breites Gewerkschaftsverständnis ist also vor allem für solche Jugendlichen charakteristisch, die sich

als international, antirassistisch, demokratisch und europäisch orientiert positionieren. Interessant ist, dass diejenigen, die sich selbst „links“ positionieren, gewerkschaftliche Jugendarbeit signifikant für wichtiger halten als diejenigen, die sich „rechts“ positionieren.

Alle Jugendlichen wurden danach gefragt, was sie innerhalb der Organisation verändern würden, wenn sie könnten und welche Art von Angebot sie sich für die gewerkschaftliche Jugendarbeit vor allem wünschen. In beiden Fällen gab es keine Unterschiede zwischen gewerkschaftlich organisierten und nichtorganisierten Jugendlichen, mit einer kleinen Ausnahme: die Gewerkschaftsmitglieder fanden es weniger wichtig als die Nichtmitglieder, dass „die Interessen von Frauen mehr berücksichtigt werden“.

Was hält Jugendliche davon ab, in der Gewerkschaft aktiv zu werden? Zwei Drittel der Jugendlichen meinte dazu „ich weiß zu wenig über die Gewerkschaften“. Auch hier gibt es einen signifikanten Unterschied zwischen Gewerkschaftsmitgliedern und Nichtmitgliedern. Zwar ist bei den Gewerkschaftsmitgliedern dieses Nichtwissen weniger ausgeprägt, es ist aber immer noch sehr hoch. Die Hälfte der Mitglieder gab an, dass sie nicht aktiv sind, weil sie zu wenig über die Gewerkschaften wissen.

Ob ein Jugendlicher in die Gewerkschaft eintritt oder nicht, ist offenbar nicht nur abhängig von zufälligen Kontakten und Werbestrategien der Gewerkschaften. Die jungen Gewerkschaftsmitglieder unterscheiden sich von den Nichtmitgliedern dadurch, dass sie auch in anderen Organisationen Mitglied sind, so sind mehr auch in einer Partei, einem Verband oder einem Verein. Die Mehrfachmitgliedschaft ist also bei den Gewerkschaftsjugendlichen ausgeprägter.

Interessant ist auch, dass die Gewerkschaftsmitglieder insgesamt fester in soziale Gemeinschaften eingebunden sind als die Nichtmitglieder. Hier gibt es deutliche signifikante Unterschiede. Mehr Gewerkschaftsmitglieder als Nichtmitglieder gaben an, dass sie fest in eine Organisation, in eine Clique und in die Familie eingebunden sind. Diese Einbindung in eine soziale Gemeinschaft könnte sogar ein Grund sein für die Mitgliedschaft in der Gewerkschaft. Bei den aktiven Gewerkschaftern, die ich intensiver befragte und beobachtete, hatten alle einen gewerkschaftlich engagierten Vater. Auch andere Jugendliche berichteten mir, dass sie von ihren Eltern zum Gewerkschaftsbeitritt angeregt wurden. Die höhere Cliqueneinbindung könnte auch als Hinweis darauf verstanden werden, dass das Milieu immer noch eine wichtige Rolle für die Mitgliedschaft in der Gewerkschaft spielt.

Unsere Daten liefern also Hinweise darauf, dass Familie und Milieu weiterhin eine wichtige Voraussetzung für den Beitritt in die Gewerkschaft sind, und die Jugendlichen nicht unabhängig und völlig individuell entschieden haben.

Die heutigen Jugendszenen (z.B. Hipp Hopp, Skins) sind für die Jugendlichen offenbar keine Alternative für die Mitgliedschaft in Organisationen. Die jungen Gewerkschaftsmitglieder waren sogar signifikant stärker mit einer Jugendszene verbunden als die Nichtmitglieder. Über ein Drittel (ca. 40%) der Gewerkschaftsmitglieder fühlen sich mit einer Jugendszene verbunden, dagegen nur ca. 30% der nicht gewerkschaftlich Organisierten.

Die Jugendlichen unterscheiden aber deutlich zwischen Szene und Organisation. In den Interviews wurde die Gewerkschaft nie als eine eigene kulturelle Szene genannt und einige sprachen sich sogar definitiv dagegen aus.

Die gewerkschaftlich organisierten Jugendlichen halten offenbar weniger große Distanz zu Kollegen und Kolleginnen anderer Nationalität als die Nichtmitglieder. Sie betonten signifikant stärker, dass sie bei der Arbeit und auch in ihrer Freizeit mit Kollegen/innen

anderer Nationalität zu tun haben. Im Unterschied zu den Nichtmitgliedern gaben sie an, dass sie positivere Erfahrung mit anderen Nationalitäten bei der Arbeit als in der Freizeit gemacht haben. Die Beziehungen zu Gruppen anderer nationaler Herkunft sind insgesamt bei der Arbeit signifikant besser als in der Freizeit. Das gilt für Mitglieder und Nichtmitglieder. Es ist ein Hinweis darauf, dass negative Haltungen gegenüber Gruppen anderer nationaler Herkunft eher in der Freizeit als in der Arbeit erworben werden.

2.6.6.3. *Zukunftsperspektive*

Orientierung und Engagement werden bei Jugendlichen nicht nur durch ihre bisherigen Erfahrungen, durch die gegenwärtige Situation und ihre sozialen Einflüsse bestimmt. Wichtig für ihr Denken und Handeln ist auch die Zukunftsperspektive.

Auch hier verglichen wir die gewerkschaftlich organisierten Jugendlichen mit den Nichtmitgliedern. Es fanden sich dabei kaum signifikante Unterschiede. Ein signifikanter Unterschied besteht darin, dass es die Gewerkschaftsjugendlichen stärker beunruhigt, „dass die Zukunft so unsicher ist“. Einige andere Umfrageergebnisse weisen darauf hin, dass die Gewerkschaftsmitglieder etwas kritischer eingestellt sind als die Nichtmitglieder. Das zeigte sich deutlich in den Interviews. Der schon konstatierte persönliche Zukunftsoptimismus der Jugendlichen insgesamt ist zwar bei den Gewerkschaftsmitgliedern etwas weniger ausgeprägt, aber dieser Unterschied ist nicht signifikant.

In den generellen Werteorientierungen gibt es kleine Unterschiede. Die gewerkschaftlich Aktiven neigen stärker dem Gerechtigkeitsprinzip zu als die Nichtaktiven und deutlich weniger dem Leistungsprinzip. Auch das soziale Prinzip wird von ihnen etwas stärker befürwortet, aber die Unterschiede sind nicht signifikant, können also nicht über unsere Befragten hinaus verallgemeinert werden.

Wir haben nun die jungen Gewerkschaftsmitglieder mit den Nichtmitgliedern verglichen. Hätten wir die Jugendlichen, die sich in den Gewerkschaften engagieren oder schon engagiert haben mit denen verglichen, die nicht in der Gewerkschaft sind, so wären die Unterschiede durchweg größer ausgefallen. Das bedeutet, dass die gewerkschaftlich aktiven Mitglieder zwar eine Sondergruppe der Mitglieder darstellen, dass sie sich aber nur im Ausmaß, nicht aber in der Tendenz, von den nicht-aktiven Gewerkschaftsmitgliedern unterscheiden.

3. Der zweite Blick: Neue Orientierungen und Engagementformen von Jugendlichen

In diesem Kapitel werden sich die Aussagen stärker auf qualitative Daten (Interviews, Gruppendiskussionen, Gespräche und Beobachtungen im Feld) berufen, welche allerdings ihr empirisches Pendant in den statistischen Fragebogenergebnissen haben. Gemäß unserer „kritisch dialogischen Auswertungsmethode“, werde ich auch in der Darstellung fortwährend zwischen den qualitativen und den quantitativen Daten springen. Dabei wird - wie im ersten Kapitel schon beschrieben – bei der Kombination von quantitativer und qualitativer Methode die jeweils unterschiedliche Logik der Methoden beachtet.

Außerdem unternehme ich in diesem Kapitel den Versuch, die theoretische Kohärenz der Ergebnisse herzustellen, indem ich die einzelnen Befunde in eine theoretische Beziehung zu einander setze. Es handelt sich natürlich bei diesen Befunden nur um allgemeine Trends. Zu jedem vorherrschenden Trend fanden sich auch gegenteilige Tendenzen und - wie wir noch sehen werden - bei derselben Person sind oft beide zu beobachten (Siehe 3.2.3.). Interessant ist, dass besondere bzw. gegenteilige Tendenzen oft auch die vorherrschenden einschließen, speziell bei den politischen Orientierungen.

Als erstes kläre ich, wie ich bei dieser Untersuchung mit dem sehr relativen Begriff „neu“ umgegangen bin, dann werde ich vor diesem Hintergrund die Befunde vorstellen und theoretisch einordnen und anschließend versuchen, ein Gesamtbild von den neuen Orientierungen und Engagementformen von Jugendlichen darzustellen.

3.1. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen

Was neu ist und als solches bezeichnet werden kann, muss natürlich bei so einem Projekt erst geklärt werden. Bei meiner Beschäftigung mit Jugendkulturen oder politischen Orientierungen musste ich immer wieder feststellen, dass viele scheinbar neue Erscheinungen in Wirklichkeit entweder Variationen einer älteren Erscheinung oder oft nur neue Kombinationen alter Elemente sind. Dieses Phänomen, das die Strukturalisten seit Levi-Strauss Bricolage nennen, also Bastellei, begegnete mir ständig (vgl. Baacke 1999, S.218 ff.). Aus diesem Grund ist das Neue nicht immer evident und muss erst im richtigen Kontext als solches erkannt werden. Erst das richtige Licht lässt die Konturen erkennen oder es muss, wie bei einem Palimpsest zunächst die obere Schicht entfernen werden, um das wirkliche Objekt erscheinen zu lassen. Das richtige Licht entsteht erst im richtigen sozioökonomischen Kontext, der heute vorherrscht, und den gilt es zu beschreiben. Die obere Schicht, die entfernt werden muss, ist die szenen- oder milieubedingte Uniformität der äußeren Erscheinungen im Auftritt, in der Sprache und im Verhalten der Jugendlichen. Diese zum Teil auch vom Markt und vom öffentlichen Diskurs verordnete, geförderte und geformte Uniformität verdeckt bei der ersten Betrachtung oft die Differenzen. Die Freilegung geschieht mittels der wissenschaftlichen Auswertungsmethoden, die im ersten Kapitel beschrieben worden sind.

Ein anderes Problem bestand darin, den Zeitrahmen zu bestimmen, der den Begriff „neu“ heute (zu Zeiten der Jahrtausendwende) plausibel erscheinen lässt. Ab wann ist das Neue neu und wie lange? Für unser Anliegen erschien mir der Zusammenbruch des Ostblocks mit dem Fall der Mauer in Berlin als adäquater Zeitpunkt für die Bestimmung der *neuen Rahmenbedingungen*. Ab da konnten sich neue Phänomene explosionsartig entwickeln:

Phänomene, welche – manche seit Menschengedenken – schon existierten, deren Entwicklung aber bis dahin auf Grund der Aufteilung der Welt in zwei Blöcke gebremst war. Insofern ist das Neue an ihnen, um eine Formulierung von Reinhart Kreckel zu übernehmen, „dass sie erst in jüngster Zeit als gesellschaftlich und politisch relevante Probleme allgemein wirksam und bewusst geworden sind“ (1992, S.18; vgl. auch Butterwegge/Hentges 2000 und Loch/Heitmeyer 2001).

Die drei wichtigsten Phänomene der neueren Zeit, welche sowohl einen mittelbaren als auch einen unmittelbaren Einfluss auf die Orientierungen und Engagementformen von Jugendlichen haben, sind die Globalisierung und ihre Korrelate, nämlich die Internationalisierung in vielen gesellschaftlichen und vor allem ökonomischen Bereichen sowie die Mediatisierung derselben.

3.1.1. Die Globalisierung

Nach der Auflösung der Blöcke scheint die wichtigste Entwicklung die Globalisierung zu sein. „Globalisierung verweist auf solche Prozesse, die weltweit wirken, nationale Grenzen durchschneiden, Gemeinschaften und Organisationen in neuen Raum-Zeit-Verbindungen integrieren und miteinander in Beziehung setzen und die Welt real wie in der Erfahrung stärker miteinander verbinden“ (Hall 1999, S.424). Das bedeutet natürlich nicht, dass der Nationalstaat im Begriff ist zu verschwinden, aber, dass „signifikante Rekonfigurationsprozesse in der Beziehung von Staat, Territorialität, Souveränität und Identität“ (Berking 2001, S.108) im Gange sind. Und wie Helmuth Berking weiter erläutert, „ist die neue Geographie der Macht beides zugleich: sie ist inklusiv und sozialräumlich diversifiziert; sie kennt viele Akteure, die simultan in lokalen, regionalen, nationalen und globalen Kontexten und Organisationsstrukturen agieren. Sie erzwingt nicht nur elementare Deterritorialisierungen, sondern ebenso elementare Reterritorialisierungsprozesse in Bezug auf kulturelle Identität, auf lokale und transnationale Vergemeinschaftungsformen“ (ebd.). Die internationale Wettbewerbsfähigkeit wird im eigenen Land durch Deregulierung, Abbau von Sozialleistungen und allgemeine Sparpolitik begünstigt.

Die Quintessenz des Neoliberalismus als Ideologie der Globalisierung kann man folgenderweise zusammenfassen: der Markt soll sich selbst regulieren, und in seinem Fahrwasser die sozialen Verhältnisse. Dieses Bekenntnis war seinerzeit das Credo von Margret Thatcher, der Prophetin des entfesselten Marktes. Dabei müssen die Risiken eines solchen Prozesses nicht gleich verteilt sein. Ulrich Beck beschreibt es mit der prägnanten Formel „Not ist hierarchisch, Smog ist demokratisch“ (1986, S.48).

Die Folgen sind in fast allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens zu spüren und, wie wir in diesem Kapitel sehen werden, prägen sie auch die Jugendlichen in ihren Handlungsweisen und Einstellungen.

Selbstverständlich waren Globalisierungstendenzen schon immer vorhanden und wurden spätestens mit dem Aufkommen der Großindustrie überall sichtbar. So schreiben Marx und Engels im kommunistischen Manifest schon im Jahre 1848: „Die Bourgeoisie hat durch ihre Exploitation des Weltmarkts die Produktion und Konsumtion aller Länder kosmopolitisch gestaltet... Die uralten Industrien sind vernichtet worden und werden noch täglich vernichtet. Sie werden verdrängt durch neue Industrien, deren Einführung eine Lebensfrage für alle zivilisierten Nationen wird“ (DGB-Bildungswerk, 1998, S. 50). Sieht man vom alten Sprachstil ab, könnte dieser Satz heute geschrieben worden sein. So gesehen sind die Globalisierungstendenzen dem Kapitalismus immanent und immer da gewesen. Die *sehr*

starke Beschleunigung der letzten zehn Jahre ist aber in diesem Ausmaß einmalig in der Weltgeschichte.

3.1.2. Die Internationalisierung

Der im vorderen Abschnitt zitierte Satz von Marx/Engels erwähnt explizit die *kosmopolitische* Gestaltung der Produktion und der Konsumtion *aller* Länder. Also war die Internationalisierung damals schon gut wahrnehmbar. Sie ist auf verschiedene Weisen und verschiedenen Ebenen auch das unabdingbare Korrelat der Globalisierung.

Zunächst wegen der Migrationsbewegungen, die es natürlich schon immer gegeben hat, welche sich aber im Zuge der neuen Entwicklungen in der Welt, zum Beispiel dem Wegfall des eisernen Vorhangs, sehr beschleunigt haben, und die, vor allem, rein quantitativ viel mehr Menschen betreffen als vorher. Diese Migrationsbewegungen haben unterschiedliche Gründe, unterliegen aber insgesamt der Schub- und Sog-Logik (vgl. Galtung 1998). Das heißt, dass es in den Herkunftsländern der Migranten jeweils Faktoren gab, die sie zur Auswanderung animierten oder zwangen. Es handelte sich meistens um Probleme des Erwerbsangebotes und/oder um politische Repression. Gleichzeitig gab es auf der anderen Seite jeweils Länder, die ihnen attraktiv genug erschienen, um dorthin in die Immigration zu gehen. Die Wahrscheinlichkeit, dass Schub- und Sogfaktoren in eine reale Migration übersetzt werden, wird durch „die zunehmende Entgrenzung der nationalen Ökonomien, die Vermehrung und Verdichtung transnationaler Interaktionen und die durch die WTO (World Trade Organization) beschleunigte Öffnung der Grenzen für Güter, Kapital, Dienstleistungen und Kommunikationsmedien“ (Nuscheler 2000, S.22) dramatisch erhöht.

Vereinfacht werden die Wanderbewegungen durch die Revolutionierung des Verkehrswesens, und der Sogfaktor wird durch die weltweite, penetrante Präsenz der Medien der Länder des Zentrums auf dem ganzen Erdball drastisch vergrößert, in dem ständig Bilder des besseren Lebens vermittelt werden, und die „neben gewollten Effekten des Wertetransfers und der Konsumreize auch ungewollte Migrationsanreize erzeugen“ (ebd. S.23).

In der Globalisierung wird gemäß der Fragmentierungslogik nicht nur die Produktion von Gütern funktional aufgeteilt, d.h. internationalisiert, sondern auch die Menschen geraten auf allen gesellschaftlichen Ebenen in vielfältigen internationalen Austausch. Fachkräfte aus allen Bereichen, auf allen Lohn- und Gehaltsniveaus werden von international agierenden Konzernen und Organisationen durch die ganze Welt geschickt. Ob Wirtschaft, Wissenschaft, Diplomatie, karitative Arbeit, religiöse Mission, Kultur oder einfach Sport, es gibt kaum ein Feld, das zur Internationalisierung des Alltags nicht beiträgt. Ausdruck dieser Entwicklung sind unter anderem die Pendler und die transnationale Migration, der Last-Minute-Tourismus etc. Aber auch sonst im Alltag wird diese Internationalisierung des Lebens sichtbar: im Stadion, im Fernsehen, überhaupt in der Unterhaltungsindustrie und überall auf den Straßen der urbanen Zentren.

Manche Autoren diagnostizieren in diesem Zusammenhang eine „Lockerung der Kongruenz von Flächen- und Sozialraum, also von Territorialstaat und Lebensraum, sowie das Anwachsen ‚transnationaler sozialer Räume‘“ (Pries zit. nach Nuscheler 2000, S.22). Das ist ein wenig dramatisches Bild von dem, was real, zumindest in größeren urbanen Zentren, geschieht. Die interkulturellen Kontakte bleiben dort oft funktional, instrumentell, oberflächlich, was für die fraktionierte Realität auch angemessen sein dürfte. Die Migranten mit der selben Herkunft bleiben in der Regel unter sich und haben zum Teil mehr Kontakte mit dem Herkunftsland als mit der nächsten Gruppe im Stadtteil. Die ethnischen Gruppen bilden zusammen keinen transnationalen Raum in der Lebenswelt sondern eher ein

Segmentenpatchwork. In der Systemwelt (Ökonomie, Politik, Recht, Bildung etc.) spielen dagegen die Herkunft, die Religion und sonstige askriptive Merkmale keine entscheidende Rolle, weil dort in erster Linie formale Kriterien für die Inklusion von Belang sind (vgl. Bukow u.a. 2001, S.42f.). Dieses Phänomen der Segmentierung in den großen modernen Städten setzt offensichtlich sehr früh an. So beschreibt Richard Sennett diese Tendenzen in Paris, London und Chicago¹² des 19. Jahrhunderts. Er spricht hier, in Anlehnung an die verwendete Begrifflichkeit damals bekannter Stadtforscher wie Louis Wirth und Robert Park, auch von *Segmentierung* oder Herausbildung gesellschaftlicher „Moleküle“ (Sennett 1986, S.176ff.).

3.1.3. Die Mediatisierung des Alltags

Die Globalisierung ist ohne eine kommunikative Vernetzung der Welt nicht vorstellbar. Diese ist Voraussetzung für eine weltweite und schnelle Koordination der fragmentierten Produktion und für eine reibungslose Distribution. Darüber hinaus ist sie das Instrument der Werbung par excellence, mit der die Produkte und die Diskurse weltweit verbreitet werden. Die neuen Informationstechnologien führten nicht nur zu einer sich verselbständigenden Medienwelt, sondern ermöglichten auch eine neue Produktionsweise. Sie flexibilisierten die Produktion von Waren und Dienstleistungen und damit auch die Arbeitenden, sie tragen dadurch nicht nur zu mehr Kommunikationsmöglichkeiten bei sondern auch zu zunehmender Fragmentierung der Arbeits- und der Lebenswelt, und tragen so zur Beschleunigung des Globalisierungskarussells samt Internationalisierung des Lebens bei.

Auch bei diesem Phänomen sind Ausmaß, Beschleunigung und qualitative Veränderungen in den letzten zehn Jahren von besonderer Bedeutung. Mit der Trennung von Kommunikation und Transport, mit der Befreiung der Kommunikation von den Zwängen der Geographie, fingen auch die Medien als Überwindung von Zeit und Raum an zu wirken. Gerade dieser letzte Effekt wird zum zentralen Parameter für Ethnisierung und Selbstethnisierung, weil dadurch die oben erwähnten Kontakte der Migranten mit den Herkunftsländern leichter aufrechterhalten bleiben können (vgl. auch Hall 1999). Ob dies als Erklärung für die vermeintliche Indifferenz gegenüber Integrationsbemühungen seitens der Migranten reicht, ist zu bezweifeln, muss aber als Faktor unbedingt berücksichtigt werden (vgl. Schiffauer 1999).

Hermann Bausinger beschreibt in seinem nachhaltig rezipierten Artikel „Alltag, Technik, Medien“, wie durch die neuen Medien „eine spezifische Semantik des Alltags entsteht: Die Technologien werden vom Alltag absorbiert und bekommen eine unauffällige Omnipräsenz“ (1986, S.25). Diese Omnipräsenz ist vor allem für Jugendliche von sehr großer Bedeutung. Während der Untersuchung habe ich bei jeder befragten Gruppe, die im Durchschnitt aus 15-20 Jugendlichen bestand, gefragt, ob jemand *kein* Handy besitze. Es waren maximal 3 Jugendliche pro Gruppe, die diese Frage bejahen konnten, im Osten waren es so gut wie keine. Neben Handys sind für die Jugendlichen auch Musikanlage, Fernseher und zum Teil auch Computer unabdingbar.

Zwei interessante Aspekte bei den neuen Medien sind zum einen die Möglichkeit, eigentliche Botschaften unter völliger Missachtung ihrer ursprünglichen Form zu schneiden, löschen, zeitlich neu anzuordnen oder zu überspringen, und weiter die Vielfalt der Medien und die

¹² Es ist logisch, dass sich in den Städten mit der längsten Erfahrung von „Molekülebildung“ auch dort die neuesten Formen entwickeln. So wurde Anfang August des Jahres 1997 in Chicago das erste gay neighbourhood in den USA offiziell anerkannt und bekam alle Rechte wie andere ethnische neighbourhoods (Greektown, Chinatown, Germantown etc.), was zu einer Welle der Entrüstung bei den ethnischen Minoritäten führte (nach Berking 2001, S. 105f.).

Kombinationsmöglichkeiten ihrer verschiedenen Elemente: Multimedia als Zusammenwirken verschiedener Medientypen wie Text, Bild, Grafik, Geräusch, Sprachanmerkung, Animation (Petzold 2000). Eine Botschaft technisch verändern zu können bedeutet, Macht über die Information zu haben. Es ist ein Leichtes, Zugang zu diesen Techniken zu bekommen und selber Erfahrung in der Veränderung von Botschaften zu sammeln. Dies tun viele Jugendliche, sie experimentieren damit und bekommen dadurch eine höhere Sensibilität bei der Wahrnehmung von elektronischen Informationen, was vor allem im politischen Bereich nicht gerade dazu beitragen dürfte, mehr Vertrauen in die Botschaften zu entwickeln.

Als letzte Erscheinung in der Medienlandschaft soll das Internet erwähnt werden, bei dem man von parasozialer Kommunikation spricht, weil die Menschen, die miteinander kommunizieren, sich nicht unbedingt kennen oder treffen müssen. Im Freizeitverhalten der Jugendlichen spielt dies eine wichtige Rolle bei Netzpartys, welche zum Standard der Freizeitgestaltung bei männlichen Jugendlichen mit höheren Bildungsabschlüssen gehören. Auch bei Segmentierungsprozessen von ethnischen Gruppen spielt das Internet eine wichtige Rolle, da durch die nationalen Chatrooms und die Informationen aus der Heimat die Isolation der ethnischen Gruppen möglicherweise eher vorangetrieben wird.

3.1.4. Fazit

Globalisierung, Internationalisierung und Mediatisierung, die natürlich eng mit einander verwoben und kaum noch von einander zu trennen sind, sind also meiner Meinung nach die drei wirklich neuen gesellschaftlichen Entwicklungen, die als Hintergrund, als Bühnenbild, für neue Orientierungen der jugendlichen Akteure besonders relevant sind. Sie sind einerseits unmittelbar relevant und beeinflussen andererseits Bedingungen, die auch eine Rolle für die Orientierungen im Jugendalter spielen: Herkunft und Milieuzugehörigkeit, öffentliche und private Diskurse, Sozialisation sowie - im Sinne von Pierre Bourdieu - die Kapitalsorten, die den Jugendlichen zur Verfügung stehen - also soziales, ökonomisches oder kulturelles Kapital (vgl. Bourdieu 1983; Ausführlich im 5. Kapitel). Damit wären wir bei den Jugendlichen selbst und den dazu gehörenden empirischen Befunden.

3.2. Der Wille zur Integration bestimmt Arbeit und Freizeit

3.2.1. Vorherrschende Tendenzen

Mit den neuen gesellschaftlichen Entwicklungen hat sich auch der Modus der Integration der Jugendlichen in die Gesellschaft verändert. Die mit der Globalisierung und Internationalisierung einhergehende Standortdebatte, die das ganze Jahrzehnt der 90er Jahre bestimmte, drohte permanent mit Arbeitslosigkeit. Das Hineinwachsen in die Gesellschaft war davon überschattet. Die in diesem Klima sozialisierten Jugendlichen zogen nicht die Konsequenz des „Aussteigens“, das die Generation der 70er Jahre unter der Losung „no future“ vergeblich versucht hatte, sondern eher die umgekehrte Konsequenz des „Einsteigens“ in die Gesellschaft.

Dieser Wille, dazu zu gehören, es schaffen zu wollen und dafür auch einen hohen Einsatz zu leisten, war deutlich in den Gesprächen und Interviews mit den jungen Arbeitnehmern und Arbeitnehmerinnen zu spüren. „Viele Menschen fühlen sich heute in ihrer gesellschaftlichen Einbindung generell gefährdet, und zwar weil man fürchtet, den Anschluss an zentrale Bereiche der Gesellschaft zu verlieren (Inklusionsproblematik)“ (Bukow u.a. 2001, S.87). Desintegration ist insofern Synonym für ein Scheitern der Integrationsbemühungen. In der subjektiven Wahrnehmung der Jugendlichen gibt es immer eine Chance zur Integration, daher

der Wille dazu, auch wenn es aus gesellschaftstheoretischer Sicht für manche Jugendlichen faktisch ausgeschlossen sein wird, den Anschluss an die Gesellschaft zu bekommen, so wie sie ihn sich vielleicht vorstellen.

Doch bevor eine vollständige Desintegration stattfindet, gibt es immer noch die Alternative des Integrationsversuchs in ein ethnisches, religiöses oder sonstiges Milieu, auch wenn die Integration in die Gesellschaft dabei nur scheinbar gelingt.

Deshalb scheint mir nicht „Desintegration“ für die Jugendlichen heute charakteristisch, sondern der starke Wille zur Integration. Denn dieser ist nicht nur bei drohender, sondern auch bei bestehender Desintegration immer noch vorhanden.

Im Folgenden werden die Handlungsstrategien und Orientierungen der Jugendlichen kurz erläutert, die Ausdruck dieses Integrationswillens sind, und die - vor allem mit den qualitativen Daten – nachgewiesen werden können.

3.2.2. Professionalität als Wert an sich

Die Jugendlichen nehmen ihre Arbeit im allgemeinen sehr ernst. Was sie machen, wollen sie professionell machen. Die Inhalte sind dabei nicht so wichtig, denn diese wechseln häufig. So wird Professionalität zu einem Wert an sich.

Nicht politisches Bewusstsein, kritische Haltung, gesellschaftliches Engagement sind angesagt, sondern Kommunikationsfähigkeit, sicheres Auftreten, Präsentation, Lebensstil und Flexibilität. Diese Schlüsselqualifikationen wurden zu den Säulen der Professionalität. Sie haben weniger mit der „Profession“, also mit den Inhalten und Zielen einer langfristigen Aufgabe zu tun als viel mehr mit ihrer (Re-)Präsentation.

Eine unkritische Professionalität wird der Schlüssel zum Erfolg. Maria, eine junge Sachbearbeiterin, die in ihrer Freizeit Gedichte und kritische Raps schreibt und sie auf der Bühne singt, eine Radiosendung von Jugendlichen für Jugendliche moderiert, ändert ihre Diktion, sobald sie von ihrer Firma redet: „...*Wir sind Händler, wir handeln überwiegend mit Ölen und oleochemischen Erzeugnissen, vertreiben diese auf der ganzen Welt... und dadurch, dass wir auch ständig mit Maklern zusammenarbeiten, kommen wir natürlich auch an die besseren Preise ran, was uns wiederum im Wettbewerb dann auch viel attraktiver macht... wir haben eine sehr große Produktpalette... wir sind da sehr flexibel und sehr variabel...*“ (Int.29, 30-42). Man könnte bei dieser Aussage meinen, sie wäre die Pressesprecherin der Firma und nicht eine Sachbearbeiterin ohne große Verantwortung.

Maria wechselte ein halbes Jahr nach dem Interview in eine ganz andere Branche und konnte sich genauso mit dem neuen Beruf identifizieren.

Ich stellte bei aktiven und engagierten Jugendlichen eine außerordentliche Konzentration und Präzision in der Arbeit fest, gleichgültig, ob es sich um die Filmarbeit, um die Vorbereitung von Veranstaltungen, Demonstrationen oder um ihre jeweiligen Jobs handelte.

Diese hohe Professionalität ist ein Schlüssel für die Integration in die Arbeitswelt, wenn auch nicht der Einzige.

3.2.3. Pragmatismus statt Idealismus

Zum Integrationswillen gehört auch eine durchgängig zu beobachtende pragmatische Einstellung der Jugendlichen. Diese kam am deutlichsten in ihrem Verhältnis zur Arbeit und zur Gewerkschaft zum Ausdruck, obgleich sich der Pragmatismus auch durch viele andere Bereiche wie ein Leitfadens zieht. Bereits die quantitativen Ergebnisse sprechen für die pragmatische Einstellung der jugendlichen Arbeitnehmer/innen. Dazu passt, dass für sie die Arbeit wichtiger ist als die Freizeit.

Die Gründe für den Eintritt in die Gewerkschaft waren in der Regel nicht idealistischer Natur, sondern durch pragmatische Nutzenerwägungen bestimmt. So sagten mir auch sehr engagierte, zum Teil langjährige Jugendvertreter, dass sie Gewerkschaftsmitglied wurden wegen der „Absicherung“ (Int.22, 317)), „der „unbefristeten Übernahme“ (Int.28, 240)), „erst in der konkreten Notsituation“ (Int.25, 18) oder um sich gegen unfaire Vorgesetzte zu schützen (Int.26, 38-51).

Von allen 17 Gewerkschaftsmitgliedern die interviewt wurden, hat nur eine einzige Person keine pragmatischen Gründe genannt, sondern den Beitritt mit der eigenen Familientradition begründet, in der es selbstverständlich war zu demonstrieren, sich in der Kirche zu engagieren und Umweltgruppen zu unterstützen (Int.27, 24-34).

Ein weiterer Hinweis auf den Pragmatismus von jungen Arbeitnehmer/innen sind die individuellen Zukunftspläne. Kein einziges Mal wurde mir ein ernsthafter Traum vom großen Geld, von der überragenden Karriere oder gar von Berühmtheit geschildert, immer handelte es sich um ganz realistische, nachvollziehbare Zukunftspläne, die alle nichts utopisches an sich haben, etwa um eine Ausbildung oder ein Studium, also halbwegs kontrollierbare und sehr pragmatische Wege in der Gestaltung der eigenen Zukunft. Auch die Vorstellung eines normalen Familienlebens ohne Extravaganzen scheint für die Meisten ein Ideal zu sein.

Die Leitgedanken der Jugendlichen bei diesen pragmatischen Orientierungen waren naturgemäß rationale Überlegungen, bei denen keine Ideologie und kein Idealismus festzustellen war. Die Entscheidungen werden sachlich begründet und nie einer höheren Macht, Idee oder sonstigen hochfliegenden Idealen untergeordnet.

3.2.4. Flexibilität und Diskontinuität

Der Beruf als Berufung scheint bei Jugendlichen der romantischen Vergangenheit anzugehören, einer verklärten Erinnerung der Alten, die mit moderner Realität nichts zu tun hat. Man hat einen Beruf, will diesen aber meist nicht lange Jahre ausüben. Andere Entwicklungsmöglichkeiten außerhalb des jetzigen Berufes werden grundsätzlich nicht ausgeschlossen. Lange an einem Platz zu bleiben wird als Stillstand und lähmende Stagnation empfunden. Die hohe Flexibilität im Beruf korrespondiert mit Flexibilität auch in den anderen Lebensbereichen.

Die sogenannte Patchworkbiographie scheint zur Regelbiographie zu werden. Unsere Ergebnisse zeigen, dass sie von Jugendlichen als das Modell der Zukunft betrachtet werden. Die lebenslange, lineare, kontinuierliche Entwicklung wird kaum noch als realistisch oder wünschenswert empfunden: Diskontinuität als Zukunftsorientierung. Das erinnert an den von Richard Sennett so eindrucksvoll beschriebenen flexiblen Menschen. Obwohl sich nur eine kleine Minderheit unzufrieden mit der derzeitigen Arbeits- bzw. Ausbildungssituation zeigt, plant die Mehrheit einen Wechsel nach der Ausbildung, ein Fünftel sogar eine andere Ausbildung, ohne dafür eine negative Prognose für die eigene Zukunft aufzustellen, denn „nach den Losungen der neuen Zeit sind Abhängigkeiten eine Sünde“ (Sennett 1998, S.191). Gefragt nach seiner Zukunft, antwortet Bümi, ein 19-jähriger Kfz-Mechaniker in der Ausbildung: „Auslernen, Abitur machen, Studieren, Auswandern, ein Geschäft aufmachen“ (Int.4, 147)). Diese Aussage ist in ihren klaren chronologischen Vorgaben zwar ungewöhnlich, widerspiegelt aber in kompakter Form die individuellen Zukunftspläne vieler Jugendlicher.

Eine Prophezeiung der bekannten Anthropologin Margaret Mead aus dem Jahr 1971 scheint sich bei diesen Jugendlichen zu bewahrheiten. Sie sprach von den „präfigurativen Kulturen“ als letzte Stufe der zivilisatorischen Entwicklung, in der niemand in der Lage wäre, annähernd die Zukunft seiner Kinder vorherzusagen und dementsprechend zu lenken (vgl. Mead, 1971).

Es sieht so aus, als ob die Jugendlichen der Tatsache, dass die Zukunft mittlerweile undurchsichtig für alle zu sein scheint, aktiv Rechnung tragen, indem sie sich dementsprechend auch nicht festlegen. Immerhin antworten 78% der von uns Befragten, „dass die Zukunft so unsicher ist“. Damit lässt sich auch erklären, warum die Jugendlichen sich viele Optionen offen halten, die sie allerdings nur mit einer gewissen Flexibilität wahrnehmen können.

Im allgemeinen nehmen die Jugendlichen die gesellschaftlich propagierte Flexibilität und biographische Diskontinuität positiv an, ohne ihre persönlichen Kosten und die Widersprüche zu anderen persönlichen Interessen zu reflektieren. Die Flexibilität kollidiert zum Beispiel deutlich mit dem von ihnen geäußerten Wunsch nach einem abgesicherten Familienleben mit Kindern.

3.2.5. Temporäre Identifikation

Der „flexible Mensch“ (Sennett) muss in der Lage sein, stets neue Aufgaben in neuen Bereichen bei neuen Arbeitgebern zu übernehmen. Die Flexibilität als neue Schlüsselqualifikation verträgt sich nicht mit dauerhaften Identifikationen im Berufsleben. Man weiß, dass die Bindung nicht von Dauer sein wird bzw. man will selber eine berufliche Mobilität. Und trotzdem fühlt man sich im Rahmen der neuen Professionalität verpflichtet, sich mit der momentanen beruflichen Situation zu identifizieren. In diesem Sinne entstehen temporäre Identifikationen, die allerdings jeder Zeit revidierbar bzw. ersetzbar sind.

So war es relativ selbstverständlich für Gregor, der neben seiner betrieblichen Ausbildung als Barkeeper jobbte, die jeweilige Bar in der er arbeitete als die „coolste“ zu preisen¹³. Auch die oben erwähnte Sachbearbeiterin Maria wechselte die Branche während des Projektes und sprach von dem jeweiligen Betätigungsfeld sehr positiv, solange sie dort arbeitete.

Die quantitativen Ergebnisse sind in diesem Sinne auch eindeutig, so ist die große Mehrheit der Jugendlichen mit ihrer jetzigen Situation zufrieden, fühlt sich integriert und respektiert.

3.2.6. Zufriedenheit mit Beruf und Ausbildung

Die temporäre Identifikation kann man angesichts der qualitativen Daten nicht als rein äußerliche Anpassung interpretieren. Sie widerspiegelt auch eine echte Zufriedenheit mit der momentanen Lage, auch wenn sie nicht als Lebensperspektive angesehen wird. Da, wo mir die Jugendlichen negative Eindrücke von ihrer Arbeit/Ausbildung vermittelten, handelte es sich in der Regel um Konflikte mit einzelnen Menschen, meist mit den direkten Vorgesetzten. Ansonsten wurde die Frage nach der Zufriedenheit im Betrieb in der Regel positiv beantwortet. Bümi (s.o.) bringt es auf den Punkt, indem er auch die negativen Aspekte berücksichtigt: „Also, es ist eigentlich ganz korrekt, voll interessant, ehm zwar teilweise gottesanstrengend, aber man lernt viel, des tut's eigentlich“ (Int.4, 60-61). Obwohl anstrengend, ist ihm seine Arbeit wichtig und er scheint damit richtig zufrieden zu sein. Auch wenn betont wird, dass es sich nicht um den Traumberuf handelt, den man gerade hat, zeigen sich viele Jugendliche zufrieden, denn es gibt in ihrer Vorstellung immer noch eine

¹³ Bei drei Treffen innerhalb von vier Monaten waren es immerhin drei Kneipen.

zukünftige Optionsvielfalt, und außerdem unterstützt die zur Schau gestellte Zufriedenheit den eigenen Integrationswillen.

3.2.7. Beruf wichtiger als Freizeit, aber keine starke Trennung von beiden

Die Fun-Generation, die sich zu einer Generation „kick.de“¹⁴ entwickelt habe, könnte ich bei der Untersuchung nicht finden. Die Arbeit bleibt wichtiger als die Freizeit und es gibt keine starke Trennung mehr zwischen beiden. Der Grund dafür ist bei den einen, dass sie die Arbeit so interessant finden und sie sich deshalb auch außerhalb der Arbeitszeiten freiwillig damit beschäftigen, bei den anderen, dass die Anforderungen so hoch sind, dass sie es tun müssen. Bei den Ersteren finden wir die oben diagnostizierte Zufriedenheit und Identifikation wieder. Die Arbeit wird nicht als Belastung empfunden. Auch nicht bei der „gottesanstrengenden“ Arbeit von Bümi (s.o.), denn, so fährt er fort: *“...ich habe mich eigentlich schon früher für Autos interessiert, und da hab’ ich gedacht, hmm Kfz-Mechaniker ist immer korrekt...”* (Int.4, 63). Wie bei Bümi hat häufig die Wahl der Ausbildung mit den Interessen oder Hobbys der Jugendlichen zu tun. Aber auch wenn die Jugendlichen ihrer Wunschausbildung nicht nachgehen konnten, sagen sie in der Regel, dass die Arbeit wichtiger als die Freizeit sei: *„bei mir geht Arbeit vor“* ist mit Abstand die häufigste Antwort auf die Frage, ob Arbeit oder Freizeit wichtiger seien und stimmt damit mit den quantitativen Ergebnissen überein. Die Integration in die Gesellschaft wird von den Jugendlichen offenbar immer noch primär über die Arbeit zu erreichen versucht

3.2.8. Wandel des Freizeitverhaltens

Die Jugendlichen beschwerten sich wenig über die Arbeit bzw. die Aufgaben in der Arbeit selbst. Wie schon erwähnt entstehen die Probleme eher mit den Vorgesetzten. Nichtsdestoweniger sind viele Jugendliche mit hohen Berufsanforderungen konfrontiert, welche sich auch auf ihr Freizeitverhalten auswirken. Wie viel die Freizeit mit den beruflichen Anforderungen zu tun hat, ist mir erst bei den Interviews aufgefallen. So stellte ich fest, dass Jugendliche mit hohen Berufsanforderungen ihre Freizeit entweder auffallend anspruchslos oder verdichtet gestalten.

Sie hängen entweder mit Freunden herum, gehen in die Disko und schrauben an Autos herum, z.B. im Rahmen einer Clubmitgliedschaft, oder sie gehen Freizeittätigkeiten nach, die nur in ihrer intensiven Variante genossen werden wie z.B. ein ganzes Wochenende Rollen-, Strategie- oder sonstige Spiele¹⁵ organisieren.

Benji (s.o.): *“...Strategiespiele, da sind wir immer so 10 Leute, treffen wir uns dann irgendwo, nehmen die ganzen Computer mit und dann machen wir so ein Wochenende nur durchzocken, nehmen wir einen Schlafsack mit und wenn einer müde ist, schläft er eben zwei Stunden, die anderen spielen weiter...”* (Int.23, 218-225). Ein angehende Bürokaufmann, 20 Jahre alt, beschwert sich über zu wenig Freizeit, denn: *“...meine Interessen brauchen viel Zeit, das ist das Problem...ich spiele gerne komplexe Spiele...meistens sind das Spiele, die vier, fünf Stunden lang gehen. Manchmal sogar das ganze Wochenende, ein Spiel“* (Int.12, 102-112).

Diese Art von Freizeit scheint allerdings für männliche Jugendliche spezifisch zu sein. Von den weiblichen Jugendlichen erwähnte keine Einzige diese Art von intensiven Netzwerkpartys oder Rollenspielen, die sich zu einem interessanten Zweig der Spielindustrie entwickelt haben, mit eigenen Läden, die auch als Treffpunkte für die Spieler fungieren.

¹⁴ Dies ist ein Titel von K. Farin, 2001, der den Eindruck vermittelt, Jugendliche würden sich nur nach dem „Kick“ orientieren, und dies vorzugsweise neumodial.

¹⁵ Rollenspiele: Das schwarze Auge, Shadowrun, Ars Magica u.a.; Netzwerkspiele: Quake 3, Counterstrike, Starcraft u.a.; Miniaturenspele: Warhammer, Armalion, Battletech etc.

Der Gang zur Disko braucht sich heute auch nicht mehr auf einen Abend zu beschränken. Jede Techno-, House-, Gabber- oder Goaparty muss anscheinend mindestens 24 Stunden dauern, damit die Jugendlichen in die richtige Stimmung kommen¹⁶.

Zur intensivierten bzw. verdichteten Freizeit gehören auch gefährliche Sportarten und Aktionen. Diese reichen von Wildwasserkanu über Bungeejumping bis zum einfachen Autorennen. Hier kann in kurzer Zeit ein Maximum an emotionalem Erleben erreicht werden.

Ganz wenig vertreten sind Freizeitaktivitäten, denen man individuell nachgehen kann, und selten fand ich eine anspruchsvolle Freizeitgestaltung im Sinne des klassischen Bildungskanons. Ein einziger Interviewpartner erwähnte Werke aus der klassischen Literatur als Lektüre in seiner Freizeit, er war als Ausnahme ein eher älterer und im übrigen sehr engagierter Gewerkschafter (Int.25, 446-455).

Eine interessante Variante für die Freizeitgestaltung bildet die hohe Zahl von männlichen Jugendlichen, die bei der freiwilligen Feuerwehr auf dem Land in Süddeutschland aktiv sind. Die Variante der anspruchslosen Freizeit ist die häufigste Form der Freizeitgestaltung bei weiblichen Jugendlichen. Einfach Kaffee trinken mit Freunden/innen oder nur shoppen waren sehr häufige Antworten, erstaunlicherweise auch bei sehr engagierten jungen Frauen wie Birgit, 24-jährige Automechanikerin (siehe zu Birgit 3.2.1. und 4.3.), die man ohne weiteres als Prototyp der bewussten und engagierten Frau bezeichnen könnte. So antwortet sie auf die Frage nach ihrem Freizeitverhalten:

- *Birgit: Eigentlich nichts. Wenn man das jetzt genau betrachtet: fortgehen, Geldausgeben, solche Sachen, dass es den Leuten gut geht. Aber, dass man irgendwelche ernsten Themen...(lachen) ich habe eigentlich noch selten etwas ernstes geschwätzt. Wenn, dann sind es immer die normalen Themen. Was hast du die Woche über gemacht? Erzähl doch mal? Aber ernste Sachen nicht.*

- *Interviewer: Also Berichte über den Alltag?*

- *Birgit: Genau. Das ist ein schönes Wort.*

- *Interviewer: Und konsumieren?*

- *Birgit: Mhm, genau.*

- *Interviewer: Tanzen?*

- *Birgit: Ne, gehen wir nicht.*

- *Interviewer: Wo trefft ihr euch?*

- *Birgit: Wenn ich mich mit meiner Freundin treffe gehen wir meistens in eine Kneipe und trinken was und schwätzen. Aber speziell ...ich würde sagen, dass wir schon ziemlich langweilig geworden sind. Vielleicht liegt das auch am Alter, dass man in jüngeren Jahren...da sind wir jedes Wochenende in der Disco gewesen, gehüpft, getanzt, ausgeflippt. Mittlerweile treffen wir uns zum Tee trinken Kaffee und essen Torte (Lachen) (Int.27, 556-572).*

Diese Freizeitverhalten steht, wie schon angedeutet, in keinem sichtbaren Zusammenhang mit den anderen Aktivitäten von Birgit, die bei der Arbeit im Betrieb und in der Gewerkschaft ganz im Gegenteil durch sehr anspruchsvolle Vorstellungen von internationaler Solidarität, gewerkschaftlichen Aktivitäten etc. auffällt.

Sowohl bei den anspruchslosen als auch bei den intensivierten Freizeitaktivitäten sind zwei Motive sehr wichtig: Freunde und Spaß.

¹⁶ Diese unendlichen Partys sind auch die einzigen, die ich nicht selber besucht habe. Ausführliche Berichte von Jugendlichen und Sekundärliteratur schienen mir vollkommen ausreichend, um sie mir vorstellen zu können.

Was hat nun das beschriebene Freizeitverhalten mit dem Willen zur Integration zu tun? Es wurde deutlich, dass sowohl die anspruchslöse als auch die intensiviertere Freizeitgestaltung die Funktion der Kompensation zum Arbeitsleben haben. Selten hatte bei den Arbeitnehmerjugendlichen die Freizeit einen selbständigen Stellenwert, sie diente nur selten der personalen und kulturellen Entwicklung. Eine Ausnahme dazu stellen aktive Jugendkulturszenen dar. Sie betreffen aber nur einen ganz kleinen Teil der von mir befragten jungen Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen.

3.2.9. Starke Bindung an die Herkunftsfamilie

Für Jugendliche bedeutete über lange Zeit emanzipatorisches Verhalten auch eine Emanzipation von der Herkunftsfamilie. Die Suche nach Autonomie fing mit der Loslösung von der Herkunftsfamilie an. Kaum etwas davon fand ich bei heutigen Jugendlichen. In den Interviews betonen fast alle, wie wichtig die Herkunftsfamilie für sie ist. Eine Trennung von ihr ist keine Voraussetzung mehr für Unabhängigkeit. *„Ich könnte mir, ehrlich gesagt, nicht vorstellen, ohne meine Eltern grad im Moment auszukommen. Sie gehören einfach zu meinem Leben“* (Int.26,381-382). *„Na, Familie ist ganz wichtig. Familie ist irgendwie ein Rückhalt“* (Int.28, 476). *„Familie ist sehr wichtig“* (Int.3, 308).

Noch deutlicher formuliert es Rolf, 21-jähriger Bekleidungsschneider in der Ausbildung:

- Rolf: Die Familie ist sehr wichtig. Ich würde sagen, meine Familie ist alles. Das beste Beispiel ist, sie sind die einzigen, die für einen da sind wenn man irgendwelche Probleme hat. Die Eltern sind eigentlich die besten Freunde. Wenn meine Beziehung kaputt geht, stehen die Eltern zu einem. Freunde kommen und gehen (Int.8, 230-234).

In keinem der Interviews habe ich eine Distanzierung von der Herkunftsfamilie mitbekommen. Ganz im Gegenteil waren die meisten Aussagen ähnlich den oben zitierten. Dabei ist, wie in Kapitel 2.4. schon erwähnt, diese Bindung keine Alternative zur Clique oder zum Freundeskreis, und auch umgekehrt gilt dies nicht. Vielmehr sind beide Bezugsgruppen gleich wichtige Subsysteme der Lebenswelt der Jugendlichen.

Diese starke Orientierung an der Herkunftsfamilie ist Ausdruck von zwei Tendenzen, die ich im Laufe dieser Arbeit genauer untersuche: Der Wille zur Integration bei den Jugendlichen und die allgemeinen gesellschaftlichen Segmentierungstendenzen. Die Integration in die Gesellschaft braucht offensichtlich zunächst die Integration in die Familie, die selbst das Glied eines gesellschaftlichen Segmentes, zumindest in ethnischer Hinsicht darstellt, und damit für die Jugendlichen eine Zugangsmöglichkeit zum Segment bedeutet.

In einer Zeit, in der sich alles beschleunigt und unvorhersehbar zu ändern scheint, in der Mobilität und Flexibilität lebensbestimmend werden, brauchen Jugendliche offenbar einen festen Bezugspunkt einen Rückhalt und ein Rückzugsgebiet, ohne das sie die neue Lebensweise kaum realisieren könnten.

Auch sehr wichtig in den Zukunftsvorstellungen der Jugendlichen ist die Familie, die sie selber gründen wollen. Bei den Interviews war dies eine Standardantwort. Eine interessante Variante fand ich bei der 17-jährigen Mechanikerin in Ausbildung, Cindy. Die Frage ob sie sich eine Familie für die Zukunft wünscht, bejaht sie, wird dafür gleich kategorisch bei der Frage nach den Kindern: *„Nein. Die politische Situation heute und dann noch Kinder in die Welt setzen. Es gibt sowieso schon zu wenige Ausbildungsplätze und das Geld wird immer weniger, also...“* (Int.31, 213-214).

3.2.10. Fazit

Eine Betrachtung aller vorhergehenden Punkte zusammen vermittelt uns das Bild von Jugendlichen mit hohem Integrationswillen - ein Integrationswille, der sowohl die Arbeit als auch die Freizeit bestimmt.

Die Jugendlichen beschweren sich nicht über die Arbeit, finden sie meistens interessant, auch wenn sie wissen, dass sie später etwas anderes machen werden. Damit vermeiden sie jede Art von Marginalisierung, eine Haltung die ich auch noch bei politischen Orientierungen diskutieren werde (siehe Kap. 3.2.).

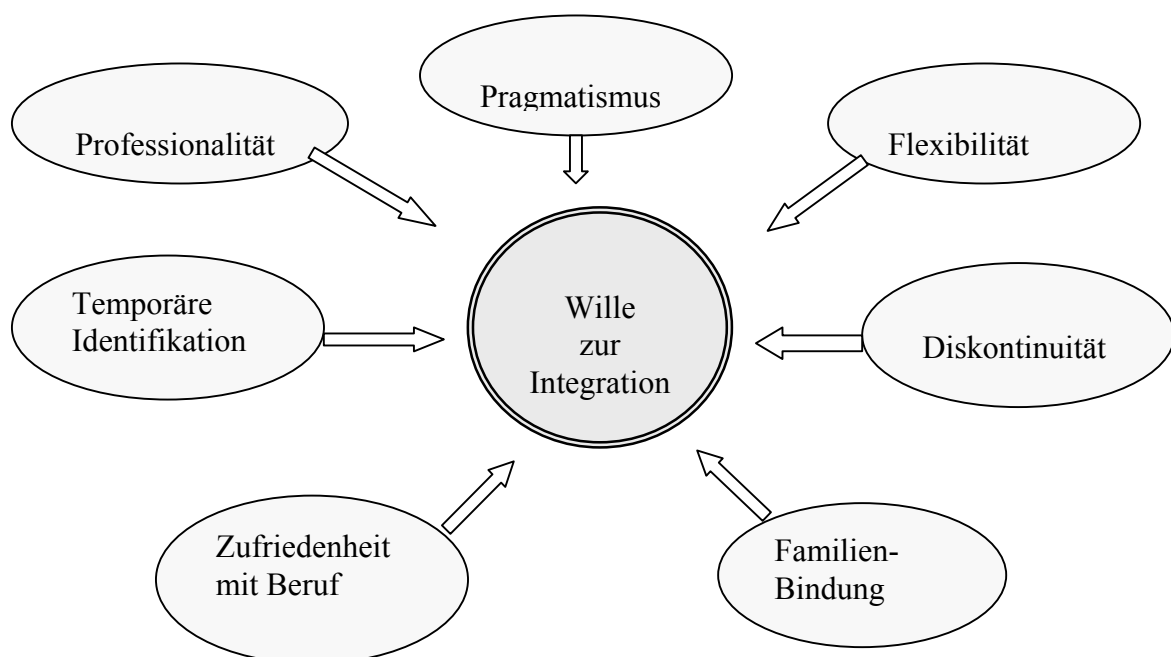
Professionalität und Pragmatismus sind Instrumente der Integration und keine Merkmale der Desintegration. Genauso ist die überall festgestellte Flexibilität ein Trumpf der Jugendlichen, um neuen Situationen gewachsen zu sein, die in dem schnellen gesellschaftlichen Wandel und einer ungewissen Zukunft ständig entstehen.

Sich dieser Realität, dieser Zukunft bewusst zu sein und keine Angst davor zu haben (siehe Kap. 2.5.) zeugt von einer subjektiven Sicherheit, die der prekären Lage fundamental zu widersprechen scheint. Die Jugendlichen fühlen sich in dieser Situation offenbar eher herausgefordert als überfordert. Dies drücken sie, wie wir schon gesehen haben, z.B. in ihrem Verhältnis zur Arbeit sehr deutlich aus

Die Zuversicht in die eigene Zukunft gründet in dem Willen sich zu integrieren und persönlich Erfolg zu haben, vor allem dann, wenn parallel dazu die gesellschaftliche Zukunft als düster eingeschätzt wird.

Die folgende Abbildung stellt die verschiedenen Komponenten des Willens zur Integration dar, die wir bei unserer Jugendstudie fanden:

Abbildung 10: Der Wille zur Integration



Die geschilderten Aspekte des Willens zur Integration gelten sicher nicht für alle jugendlichen Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen. Ich kann auch nicht behaupten, dass es sich dabei um die Mehrheit der Jugendlichen handelt, auch wenn es bei unseren Interviews so war. Aber auf jeden Fall sind das typische und „erfolgreiche“ Umgangsweisen mit einer gesellschaftlichen Situation, die durch Globalisierung, Internationalisierung und Mediatisierung bestimmt wird. Es gibt auch Gegenteilstendenzen und ebenso Phänomene der Desintegration. Diese bleiben aber der Haupttendenz untergeordnet und bilden eher Ausnahmen, die vorerst nur die Regel bestätigen.

3.3. Wandel des politischen Bewusstseins

3.3.1. Politikverständnis

Die Jugendlichen werden heute oft pauschal als „politikverdrossen“ bezeichnet. Der Begriff der Politikverdrossenheit legt eine grundlegende Ablehnung des politischen Systems, der Demokratie und der Verfassung nahe. Er setzt voraus, dass die Jugendliche sich mit Politik beschäftigt haben, bevor die Verdrossenheit entstand. Sind sie auf Grund eigener Erfahrungen verdrossen geworden, oder reproduzieren sie ein verbreitetes Gefühl politischer Unzufriedenheit, das nicht auf Erfahrungen beruht? Speist sich die Unzufriedenheit in erster Linie aus den gegenwärtig dominanten Politikern und Parteien, wie einige Jugendforscher meinen? (Janas/Preiser 1999, S.96). Ich bin dieser Frage nachgegangen und kam zu differenzierten Ergebnissen.

Durchweg fiel mir bei den Interviews auf, dass die Jugendlichen ein sehr enges Politikverständnis haben. Politik beschränkt sich heute offenbar tatsächlich für Jugendliche auf das, was Politiker machen.

Von dem weiten Politikverständnis, das sich seit den 60er Jahren etabliert hatte, ist offenbar kaum etwas geblieben. „Alles ist politisch“ war noch in den 80er Jahren eine typische Parole aus der 68er Zeit. Im damaligen Kontext handelte es sich keineswegs um eine Floskel, sondern um eine wichtige und sehr wohl erfolgreiche Waffe im emanzipatorischen Kampf. So ist es zum Beispiel der Frauenbewegung erst durch die Aussage „alles ist politisch“ gelungen, die Trennung zwischen Öffentlichem und Privatem zu problematisieren und die bis dahin allgemein als natürlich geltenden Geschlechterrollen in Frage zu stellen. Wenn auch das Private politisch wird, dann steht es zur Disposition, genießt nicht mehr die Legitimität des Natürlichen und mutiert dadurch automatisch zum Kulturellen. Die Veränderbarkeit der Verhältnisse ist damit eingeleitet. Im Anschluss daran wurden viele neue Themen wie Sexualität, Kindererziehung, häusliche Arbeitsteilung angesprochen. Man ging so weit, dass sogar Krankheit generell als gesellschaftspolitisches Produkt betrachtet wurde, weil „Krankheit die einzige mögliche Form des Lebens im Kapitalismus ist“ (Sartre, 1972, S.5).

All diese Themen waren selbstredend bis weit in die 80er Jahre hinein politisch. Ähnliche Entwicklungen konnte man bei vielen sozialen Bewegungen wie die der Schwulen/Lesben, der Behinderten, Migranten, Friedensaktivisten etc beobachten. Die Politisierung aller Bereiche des gesellschaftlichen Lebens schien gleichzeitig der Schlüssel zu deren Veränderungsmöglichkeiten zu sein. Für Ältere charakterisiert das auch heute noch das Politikverständnis. So sagte z.B. Günter Grass in einem Interview: „Die Politik ist überall, sie belastet sogar die Träume“ (Die Zeit, 04.10.01).

Heute konstatieren wir, dass man mit der Erklärung, alles sei politisch, bei den Jugendlichen höchstens ein Kopfschütteln hervorruft.

Die Entpolitisierung der Öffentlichkeit, die inzwischen stattgefunden hat, scheint auch das Verhältnis junger Arbeitnehmer/-innen zur Politik zu bestimmen. Kaum ein Jugendlicher brachte zum Ausdruck, dass er sich für politische Fragen interessiere. Da diese Zurückhaltung und Abwehr sich kaum mit negativen Erfahrungen begründen bzw. erklären lässt, sprechen wir im Folgenden nicht von „Politikverdrossenheit“, sondern – nach einem Ausdruck von Ulrich Beck (1997) - von „Politikverleugnung“.

Die verschiedenen Formen der Politikverleugnung, die ich im Weiteren untersuchen will, beruhen auf einem engen Politikverständnis, das ich als Rückkehr zum Politikverständnis der 50er Jahre bezeichnet habe. Danach gehört Politik zur Sphäre der Parteien und ist nur das, was Politiker tun, und gerade davon halten die meisten Jugendlichen nicht viel.

3.3.2. Die Verleugnung des Politischen

„Politikverleugnung“ (Beck 1997) begegnete mir in den meisten Interviews. Bei näherem Hinschauen stellt man allerdings bei den Jugendlichen interessante Unterschiede fest. So drückt sich diese Verleugnung auf diverse Weise aus und hat unterschiedliche Motive bzw. Hintergründe, welche ebenfalls sehr interessant sind.

Ulrich Beck bezeichnet die jetzige Generation als „Kinder der Freiheit, die eine hochpolitische Politikverweigerung praktizieren.(...) Sie bleiben einfach weg. (...) Kinder der Freiheit finden und erkennen sich wieder in einer bunten Rebellion gegen Stumpsinn und Pflichten, die ohne Gründe, ohne dass man sich damit identifizieren kann, ausgeführt werden sollen“ (Beck, 1997, S.14). Die Politikverleugnung reduziert sich bei Ulrich Beck auf einen positiven Aspekt, den ich in dieser Form bei den vielen Interviews nicht vorfand. Nach meiner Meinung wird mit seinem positiven Begriff nur die bewusste Distanzierung von Politik (s.u.), und auch die nur teilweise erklärt. Außerdem wenden sich nicht alle von der Politik ab. Weiterhin gibt es nach wie vor eine Minderheit von Jugendlichen, die sich selbst als politisch bezeichnen. Auf diese Gruppe werde ich später eingehen.

In der Gruppe der Politikverleugner habe ich drei relativ unterschiedliche Motive ausgemacht, die ich im folgenden einzeln vorstelle. Was ist passiert, was bringt Jugendliche dazu, sich auf diese unterschiedlichen Weisen von der Politik abzugrenzen?

Was mir bei den qualitativen Ergebnissen stark auffiel, ist zunächst die Verleugnung eines politischen Standpunktes. Man will sich nicht festlegen und schon gar nicht auf einer links-rechts Skala positionieren. Es ist erstaunlich, mit welcher Hartnäckigkeit und in welchen Variationen sich die Absage an die Politik in den Interviews wiederholte. Auf die Frage, wo sie sich zwischen links und rechts einordnen würden, folgte meist eine spontane Ablehnung gegen diese und z.T. gegen jede politische Positionierung.

Das trifft in bestimmter Weise sogar für Jugendliche mit hohem politischen Bewusstsein und Engagement zu. So sagt mir Birgit: *„Politisch halte ich mich eher zurück. Ich bin in diesem Sinne nicht politisch engagiert“* (Int.27, 507-508). Die Aussage wirkt zumindest ungewöhnlich, wenn man erfährt, dass diese junge Frau seit Jahren, nämlich seit Beginn ihrer Ausbildung, in der Gewerkschaft aktiv ist, dass sie antirassistische Demonstrationen besucht, dass sie sogar einen Protestbrief an den Oberbürgermeister ihrer Kleinstadt schreibt, wenn die rechte Partei der Republikaner dort die städtische Halle für eine Veranstaltung bekommt. Nichtsdestotrotz bleibt diese engagierte Frau bei der Aussage, ihr Einsatz sei nicht politisch. Das Einzige, was Birgit bei dem Interview zugesteht, ist die Tatsache, dass die Gewerkschaftsarbeit *„... schon politisch orientiert ist“* (509) um gleich wieder hinzuzufügen: *„Aber dass ich irgendwelche Wahlveranstaltungen besuche oder mich da auch engagiere, das*

mache ich überhaupt nicht“ (510-511). Auf die Frage „Ist Politik ein Thema in deinem Freundeskreis?“ betont sie „überhaupt nicht, überhaupt nicht“ (540).

Birgit steht nicht für alle Jugendlichen, da sie einen politischen Standpunkt hat, diesen nur nicht so benannt haben will.

Welche Formen der Verleugnung des Politischen habe ich festgestellt? Sehen wir uns drei Varianten genauer an:

3.3.2.1. Politische Verwehrlosung

Der Ausdruck der Verwehrlosung mag ein bisschen stark erscheinen, er drückt meiner Meinung nach aber durchaus den Zustand des politischen Bewusstseins vieler Jugendlicher aus. Mit folgendem Interviewausschnitt möchte ich zeigen, dass der Begriff der Verwehrlosung in manchen Zusammenhängen wohl doch keine große Übertreibung darstellt. Das Interview wurde mit drei 16- bis 18-jährigen weiblichen Auszubildenden in der Textilindustrie durchgeführt:

- *Interviewer: Würdet ihr euch politisch eher rechts oder eher links einordnen?*

- *Azubi 1: Das weiß ich nicht*

- *Azubi 2: Was ist recht, was ist links?*

- *Interviewer: Versuche, es an Parteien festzumachen!*

- *Azubi 2: Also ich würde zu den Republikanern rüber.*

- *Interviewer: Warum?*

- *Azubi 2: Ich weiß nicht. Ich muss dazu sagen, dass ich noch nicht viel von den Republikanern gehört habe. In gewisser Weise tun die mir leid. Sie sind auch zum Wählen da und haben immer die wenigsten Stimmen.*

- *Azubi 1: Darum denkst du, dass du auch für sie stimmen musst.*

- *Azubi 2: Genau. Und die Dümmeren, die bekommen immer die meisten Stimmen.*

- *Interviewer: Vertreten die Republikaner gute Sachen?*

- *Azubi 2: Also, ich habe noch nichts Genaueres gehört, aber ich nehme mal an, dass sie... ich weiß nicht. Kein Mensch ist perfekt. Aber ich nehme an, dass sie die Sache etwas besser machen würden als die CDU.*

- *Interviewer: Sprichst du von einer bestimmten Sache?*

- *Azubi 2: Nee.*

- *Interviewer: Also, generell?*

- *Azubi 2: Ja... vorgestern habe ich, nur als Beispiel, eine Frau von der SPD kennen gelernt, die einen ziemlich hohen Stand hat. Sie hat bei uns eingekauft. Eine Frau um die 70. Und ich muss sagen, dass sie auf mich einen guten Eindruck gemacht hat. Sie war freundlich (Int.15, 142-163).*

Und so geht das Interview weiter, indem zusammenhangslose bzw. widersprüchliche Aussagen aneinander gereiht werden. Wir konstatieren hier eine fast nicht vorhandene politische Bildung, die mich zum Begriff der Verwehrlosung animiert hat. Azubi 2 ist kein Einzelfall, obgleich diese extreme Form nicht so häufig vorkommt.

Ich konnte beobachten, dass solche Jugendlichen ihre Unkenntnis durch markige Sprüche gegen die Politiker tarnen und eine begründete Politikverdrossenheit vortäuschen. Ablehnung der Politik und mangelnde Auseinandersetzung mit politischen Fragen bedingen sich gegenseitig und begünstigen eine Form von Unkenntnis, die ich provokativ politische Verwehrlosung nannte.

3.3.2.2. *Distanzierung von Politik*

Birgit könnte als typisches Beispiel für parteipolitische Distanzierung stehen. Ihre Aktivitäten stuft man normalerweise als politisch ein, beispielweise das Demonstrieren gegen Arbeitgeber, die Unterstützung von Landlosen Bewegung gegen Großgrundbesitzer oder auch den schon erwähnten Protest gegen die Veranstaltung einer rechten Partei. Birgit behauptet aber, nicht politisch zu sein. Anders als bei den Jugendlichen, die einfach uninformiert sind und die ich als politisch verwahrlost eingestuft habe, wissen die Jugendlichen, die sich von der offiziellen Politik distanzieren, wohl um die Parteienlandschaft, um die politischen Verhältnisse, und wofür oder wogegen sie sind. Nichts läuft allerdings unter dem Prädikat Politik.

Max, seit einigen Jahren in der Elektroindustrie tätig und aktives Gewerkschaftsmitglied, der bei jeder Demonstration dabei ist, antwortet auf die Frage, ob er sich für Politik interessiere: „Für Politik? Muss ich zugeben, seit ich jetzt eben auch gewerkschaftlich aktiver geworden bin, ja. Nicht jetzt so, dass ich mir jeden Tag die Zeitung durchlese, was da jetzt Neues passiert, weil mich alles auch nicht interessiert, aber es gibt schon ab und zu Schlagzeilen, wo ich dann auch mal nachlese“ (Int.28, 287-290). Es klingt nach einer Entschuldigung und ist es in gewisser Weise auch, wie er ein paar Sätze später verdeutlicht: „Aber, also richtiges Interesse, richtiges Interesse für Politik hab ich bestimmt nicht“ (304-305). Und auf die Frage, wo er sich politisch einordnen würde, antwortet er: „Muss ich mich irgendwo einordnen? Das will ich eigentlich gar nicht, mich irgendwo einordnen. Hm, nö, weiß ich nicht, wo ich mich da einordnen sollte“ (323-324).

Als aktiver Gewerkschafter ist er auf politische Informationen angewiesen, nimmt an politischen Handlungen teil, formuliert politische Aussagen zu den Themen Europa, Steuerreform etc, verweigert aber für sich selbst die Bezeichnung „politischer Mensch“.

3.3.2.3. *Exterritorialisierung der Politik*

Die dritte Kategorie der Politikverleugnung habe ich Exterritorialisierung der Politik genannt. Auch bei dieser Kategorie behaupten die Jugendlichen, nichts mit Politik zu tun zu haben. Ich stellte allerdings im weiteren Verlauf der Interviews fest, dass sie die Politik in Deutschland meinten, nicht aber die Politik grundsätzlich, denn diese Jugendlichen waren über die politischen Verhältnisse in anderen Ländern gut informiert und zum Teil sogar dort aktiv. Hier entsteht die Verleugnung nicht aus Unwissenheit oder aus Distanzierung wie bei den vorherigen Kategorien, sondern auf Grund einer bewussten Fokussierung ihres politischen Interesses und Handelns auf Bereiche, die außerhalb der bundesrepublikanischen Wirklichkeit existieren.

Ein Auszug aus einem Interview mit einem 18jährigen Auszubildenden aus dem Ruhrgebiet, kann das verdeutlichen:

- Interviewer: *Wie würdest du dich bezeichnen?* (gemeint ist rechts oder links)

- Aslan : *Ich bin gar nichts.*

- Interviewer: *Gar nichts, also weder rechts noch links?*

- Aslan: *Mitte, also gar nichts, auch nicht Mitte, mich interessiert so was nicht.*

- Interviewer: *Heißt das, dass du dich gar nicht für Politik interessierst?*

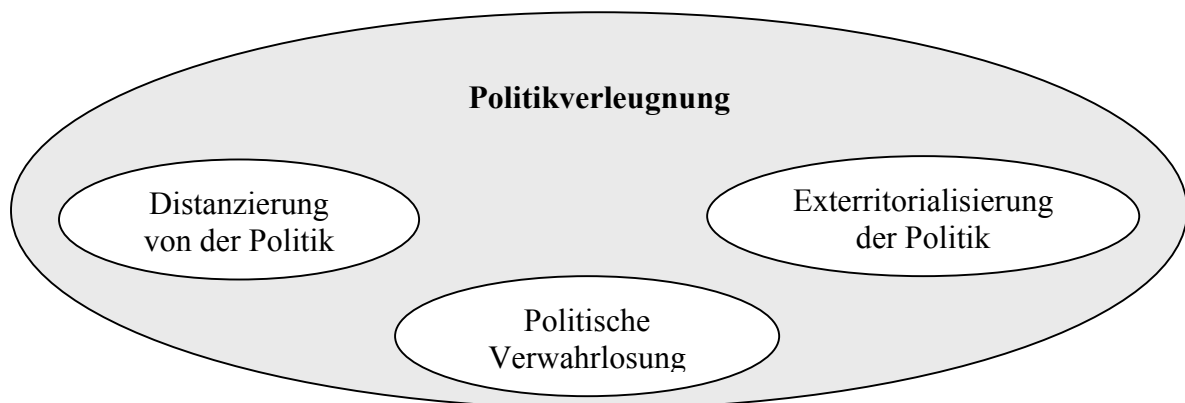
- Aslan: *Ich interessiere mich für Politik, ich interessiere mich für mein Land...* (Int.30, 124-129).

Aslan ist also doch politisch interessiert, besser noch, es stellt sich heraus, dass Aslan sehr aktiv in einer rechten türkischen Gruppe ist ¹⁷ (129-133). Er will aber mit der Politik des Landes, in dem er lebt, nichts zu tun haben.

Nicht nur bei Jugendlichen mit einem Migrationshintergrund stellte ich diese Art von Exterritorialisierung der Politik fest. Auch deutsche Jugendliche wenden sich von der Politik in Deutschland ab und interessieren sich nur für internationale Geschehnisse. So zwei Verkäuferinnen aus dem Süddeutschen Raum, die Unisono mitteilen: „*Ausland ist interessanter, weil in Deutschland, da kommt sowieso nichts Gescheites*“ (Int.6, 215-216).

Die drei beschriebenen Formen der Politikverleugnung stellen nicht Eigenschaften von Jugendlichen dar, für die sie alleine selbst verantwortlich wären, sondern diese Formen werden subjektiv funktional für sie in einer gesellschaftlichen Situation, in der sich Diskussionskultur und politische Öffentlichkeit an der Basis zersetzen und in die Medien hineinverlagern. Nicht einzelne Jugendliche sind demnach politisch „verwahrlost“, sondern die politische Kultur ist es, in der sie sich und an der sie sich orientieren.

Abbildung 11: Die Politikverleugnung



Die vorgestellten drei Varianten der politischen Verleugnung stellen zusammen Haupttendenzen bei der politischen Orientierung von jugendlichen Arbeitnehmern/innen dar.

Ich traf bei der Untersuchung selbstverständlich auch Jugendliche, die sich explizit als politisch bezeichneten. Es handelte sich dabei hauptsächlich um engagierte Jugendliche, die dem linken Spektrum angehören. Rechte Orientierungen kann ich nur mit den quantitativen Daten beschreiben, da offensichtlich von den rechts orientierten Jugendlichen niemand zu einem Interview bereit war, und in den östlichen Bundesländern ausführliche Interviews nicht möglich waren.

3.3.3. Linke Formen des politischen Bewusstseins

Bei Jugendlichen, die sich explizit politisch links positioniert haben, fanden sich die folgenden vier typischen Formen:

¹⁷ Aus diesem Grund einen allgemeinen „Fundamentalismusverdacht“ gegen Migrantenjugendliche auszusprechen, wäre mehr als unseriös (vgl. ausführlich dazu Bukow/Ottersbach 1999).

3.3.3.1. *Traditionsbewusstes politisches Bewusstsein*

Klaus Dörre verweist in seiner Untersuchung über junge Gewerkschafter/innen (1995) auf engagierte Jugendliche, für die eine Rückbesinnung auf traditionelle politische Orientierungen charakteristisch scheint. Dies können wir mit unseren Ergebnissen bestätigen. Dazu ein Beispiel:

Franz interessiert sich für die Geschichte der Arbeiterbewegung und vertritt traditionsreiche linke Positionen. Er definiert politische Positionen durchweg im Bezug auf die Parteienlandschaft. Auf die Frage, ob auch seine Kollegen links seien, antwortet er: *„Die sind nicht so wie ich. Die stehen zu SPD, CDU, in den ländlichen Regionen. Teilweise hast du es auch mit den Republikanern zu tun, also Republikaner-Wähler. Aber doch die Mehrheit ist CDU-Anhänger“* (Int.25, 328-330).

Franz definiert politische Orientierungen nicht nach grundsätzlichen politischen Kategorien sondern nach Parteizugehörigkeit oder Wahlverhalten. Auf die Frage nach politischen Positionen bei den jungen Gewerkschaftern meint er: *„Schätze ich jetzt mal, da sind ein Großteil SPD, wenige Grüne und einige ja PDS. Also von den Aktiven, sag ich jetzt mal. Also von den gewerkschaftlichen Mitgliedern wissen wir, dass sich auch da Leute vorstellen können, rechts zu wählen und die wählen auch CDU, ist ja klar“* (334-337).

Obwohl Franz mir aufgrund seiner sehr breiten Bildung auffiel, erwähnt er nichts Kulturelles, auch aktuelle Themen wie Ökologie, Globalisierung, neue Armut fallen nicht unter seine politischen Prioritäten. Er trägt einen roten Stern als Pin und T-Shirts mit linken politischen Parolen. Zu seinen Freizeitwünschen und seiner Lektüre teilt er mit: *„Mich reizen viele Länder, wo ich gerne mehr wissen würde, also Kuba würde mich interessieren... solange es den Fidel gibt möchte ich dort gewesen sein... ich lese Bernd Engelmann, Romane von Zola oder so, das sind so Lieblingsbücher von mir. Lese auch mal so Medicus oder philosophische Bücher, wenn ich Zeit dazu habe“* (334-349).

Franz möchte zu einem der letzten Länder des real existierenden Sozialismus fahren und liest die Urgesteine der Arbeiterbewegung Emil Zola und Bernd Engelmann. Er repräsentiert beruflich, politisch und privat den Typus des traditionsbezogenen linken Gewerkschafters. Dieser Typus scheint der Garant für Kontinuität und historische Legitimität in der gewerkschaftlichen Jugendarbeit zu sein. Er schafft den Bezug zur Tradition und sorgt für eine solide, weil auch erprobte Basisarbeit. Ich habe ein Jahr lang immer wieder bei unterschiedlichen Veranstaltungen die Aktivitäten von einigen Jugendlichen beobachtet. Dabei fiel mir immer wieder bei Franz auf, dass er in gewisser Weise einen Pol darstellte, der für Sicherheit, Solidität und Zuverlässigkeit stand. Eigenschaften, die, auf seinem entsprechenden politischen Hintergrund zu den traditionellen Tugenden der Gewerkschaftsbewegung gehören und sicher auch heute unverzichtbar sind.

3.3.3.2. *Radikal kritische basisdemokratische Orientierung*

Unter den Jugendlichen mit einem klar artikulierten politischen Bewusstsein trifft man auch einen Typus, der zur politischen Landschaft der letzten Dekaden gehört. Er versteht sich nicht als Teil einer politischen Bewegung, sondern eher als autonomer Akteur. Insofern besteht eine Nähe zu den sogenannten Autonomen. James, Zimmerer im ersten Ausbildungsjahr, scheint mir diesen Typus zu verkörpern.

Natürlich bezeichnet er sich als Linken und präzisiert ohne Schwierigkeiten seine Position. Der Vorgesetzte ist für ihn *„... Scheiße. Der ist halt ein Sklaventreiber, ich mein, der lässt*

mich halt den letzten Scheiß machen, macht mich wegen allem zur Sau, dabei macht er selber genau dieselbe Scheiße falsch“ (Int.7, 23-29).

Man wird den Eindruck nicht los, nicht zuletzt wegen der akzentuiert unflätigen Sprache, dass der Meister vor allem aufgrund seiner hierarchischen Position so negativ dargestellt wird. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn man feststellt, dass James jede Art von hierarchischen Strukturen ablehnt. Dies ist wohl auch einer der Gründe, weshalb er deutsche Gewerkschaften ablehnt: *„...es ist ganz okay sich zu organisieren oder auch wichtig, aber die Gewerkschaften in Deutschland find ich eigentlich eher so einen Witz, weil sie nicht so richtig was verändern, sondern sie sind eigentlich nur da, um halt die Basis ruhig zu halten“ (81-83).*

Die richtige Gewerkschaft wäre für ihn basisdemokratisch organisiert, so *„... dass es keine Gewerkschaftsfunktionäre gibt, die irgendwie ihren Scheiß mit irgendwelchen Arschlöchern aushandeln, sondern dass die halt weisungsgebunden sind und dass es nicht nur darum geht, dass die Löhne nicht absolut in den Keller sinken“ (98-102).*

Sein Vorbild sind die *„...syndikalistischen Gewerkschaften in Spanien und Schweden. Die sind wenigstens noch basisdemokratisch und wollen nicht, hier irgendwas, irgendwelche Leute beruhigen, sondern streben halt eine Veränderung der Gesellschaft an...“ (4-87).*

In der selben Logik lehnt er den Nationalstaat ab *„...weil es eher so ein Konstrukt ist“ (156)* und deswegen *„... dient diese EU eigentlich eher dazu, irgendwelche Wirtschaftskonglomerate zusammenzuschließen“ (164-165).*

James informiert sich politisch über *„...die TAZ, Jungle World, ja wobei die TAZ eigentlich Scheiße ist, aber grade noch so, ist halt eine der besseren Zeitungen“ (145-146).*

Ihm ist also auch die linke TAZ nicht links genug, nur die radikale Jungle World bleibt akzeptabel. Am Ende des Interviews meint James *„...dass die Zukunft Deutschlands ziemlich finster aussieht und die der EU auch und dass das ziemlich gut ist für die Welt“ (251-252).*

James knüpft mit der letzten Aussage an traditionelle linke Imperialismustheorien an, die Armut in der Welt auf die Ausbeutung durch die Länder des Zentrums zurückführen und sich von ihrer Schwäche eine Verbesserung für die Peripherie versprechen. Dabei unterscheidet sich diese Position kaum von der traditionsbewussten von Franz. Allerdings ist die Veränderungsstrategie eine andere, viel radikaler, und vor allem „skandalisierend“ (vgl ausführlich dazu Paris 2000).

3.3.3.3. Sozial-liberale Haltung

Daniela, angehende Automobilkauffrau, ist 27 Jahre alt und bezeichnet sich selber als linksorientiert. Sie bringt dies zum Ausdruck, indem sie ihre Meinungen öffentlich kundtut, auch als Vorsitzende eines evangelischen Jugendvereins. Für sie geben Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung keinen großen Anlass zur Kritik, sie selbst *„...möchte später in die große Wirtschaft gehen. Also nicht in einem kleinen Betrieb hängen bleiben“ (Int.2,79).* Allerdings findet sie das Problem der sozialen Benachteiligung wichtig und macht sich Sorgen um die Entwicklung im Osten beim Zusammenwachsen Europas. Daniela ist zwar in keiner Gewerkschaft, hat aber auch keine konkreten Gründe sie abzulehnen, vielmehr sagt sie: *„... ich würde es mir halt wünschen, (von der Gewerkschaft) vertreten zu werden“ (103).*

Auch Daniela geht eindeutig auf Distanz zur etablierten Politik und zu den Politikern, denn *„...sie (tun) nix, also wenn du dir gerade anguckst...Politiker mit ihrem Übergangsgeld...schaffen nichts und kriegen mehr als jeder andere in seinem ganzen Leben verdient“ (131, 138-139).*

In Danielas politischem Bewusstsein ist auch ein stark liberales Moment. Dies drückt sich bei ihr wie folgt aus: „*Respekt verdient jede Person, weil jede Person für sich eine eigene ist und niemand hat das Recht über eine andere irgendwie schlecht zu urteilen und schlecht zu reden*“ (160-161).

Insgesamt scheint Daniela eine typische Repräsentantin der sozialliberalen Reformbewegung zu sein. Auch in diesem Fall haben wir es mit einem bekannten politischen Muster aus dem demokratischen Spektrum zu tun.

3.3.3.4. *Pragmatische ökologisch-alternative Orientierung*

Ende der 70er Jahre tauchte in der politischen Landschaft unter dem Label alternativ eine neue politische Tendenz auf. Sie war undogmatisch in Abgrenzung zu den damals sich aus ideologischen Gründen unendlich spaltenden sogenannten K-Gruppen und wurde stark von spirituellen Bewegungen geprägt. Anfang der 80er Jahre pflanzte sich noch das Prädikat ökologisch darauf auf. Diese Tendenz, die sich bald zur Bewegung entwickelte, und aus der die Grünen entstanden, ist nach wie vor bei Jugendlichen mit politischem Bewusstsein anzutreffen. Natürlich wich die Spiritualität einem Pragmatismus, der die Teilnahme an der Macht mit allen Konsequenzen ermöglichte. Ursprüngliche Grundmomente der Bewegung sind aber bei Jugendlichen an der Basis noch unverkennbar vorhanden.

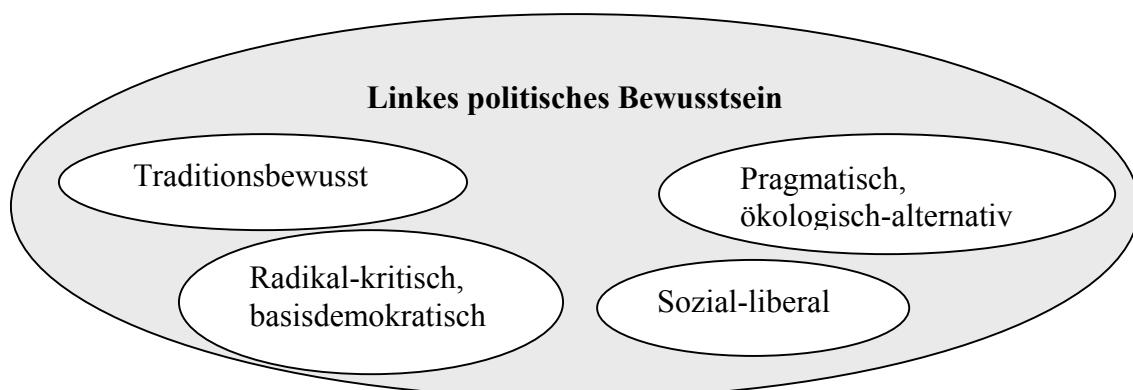
Jürgen, ein 22-jähriger Industriemechaniker in der Ausbildung, passt in das Bild des ökologisch-alternativ orientierten Jugendlichen. Seine Mitgliedschaft in der Gewerkschaft zeugt von besagtem Pragmatismus. Er lässt sich auch zum Jugendvertreter wählen, sich aber nicht mit den Kategorien links oder rechts titulieren, er ist eben alternativ.

Pragmatischerweise setzt er auch Vertrauen in die Politik der Rot-Grünen-Regierung, die seiner Meinung nach wichtige ökologische Ziele wie z.B. den Ausstieg aus der Atomenergie eher als andere politische Kräfte verwirklichen und „... dann halt im gleichen Zusammenhang die Förderung von alternativ Energien - Solarenergie, Windenergie, die Richtung ist schon okay“ (Int.3, 274-276).

Die Globalisierung wird von Jürgen eher negativ beurteilt, aber nicht aus sozialen oder ökonomischen Gründen, sondern weil „... man ist erreichbar, man kann alles erhalten, alles regeln von dort aus... finde ich eigentlich ein bisschen schade irgendwie so...es gibt kein stilles Örtchen mehr - sag ich mal - wo man sagen kann, das ist vollkommen geschützt vor allem oder vor jedem. Das ist eigentlich so, ja, ein bisschen schade - finde ich“ (396-399).

An dieser Stelle schimmert wieder die Spiritualität der Anfänge in der alternativen Bewegung durch, aber vor allem die starke Sehnsucht nach Geborgenheit, Integration, Überschaubarkeit.

Abbildung 12: Linke politische Orientierungen



3.3.3.5. *Fazit*

Auch wenn die Verleugnung des Politischen und der Politik die vorherrschende Tendenz darstellt, gibt es nach wie vor Jugendliche mit einem explizit politischen Bewusstsein. Bei den in dieser Untersuchung diagnostizierten Formen handelt es sich auf den ersten Blick um klassische politische Positionen. Bei einer genaueren Betrachtung stellen wir allerdings sehr wohl Unterschiede zu früher fest. Zum Beispiel, dass auch bei den politisch bewussten Jugendlichen die Tendenzen zur Politikverleugnung eine Rolle spielen. So wie bei Franz, aber auch bei Daniela ein enges Politikverständnis ein Aspekt ihres politischen Bewusstseins ist. Auch andere vorherrschende Tendenzen wie der Wille zur Integration und der Lokalpatriotismus sind bei politisch bewussten Jugendliche oft zu erkennen.

Das eindeutig Neue ist aber das, was im aktuellen Diskurs der Globalisierungsgegner die „Multitude“ (Vielheit) genannt wird: Eine politische Position führt nicht automatisch zur Ausgrenzung oder Ablehnung der Andersdenkenden. Es herrscht vielmehr eine Art friedliche Koexistenz der Meinungen im linken Spektrum, weil es nicht mehr um einen ideologisch verfestigten politischen Protest geht, sondern um einen „schwachen Dissens“¹⁸, eine Form des Protestes, die sich entlang der Jugendsubkulturen seit den 70er Jahren entwickelt hat (vgl. ausführlich Paris 2000). Da der schwache Dissens als Vorzug (und Mangel) eine Verallgemeinerbarkeit gar nicht beansprucht und weder Einmischung noch Ergebnisse verlangt, bleibt er flexibel und hält sich Optionen offen (Paris 2000, S.59). Diese Flexibilität, die zwar unterschiedlich ausgeprägt ist aber heute für Jugendliche charakteristisch zu sein scheint, erlaubt auch bei entwickeltem politischen Bewusstsein mehr Gelassenheit und Akzeptanz gegenüber andere Orientierungen.

3.3.4. Rechte Orientierungen

3.3.4.1. *Was sind rechte Orientierungen?*

Die Polizei und teilweise auch die Jugendarbeit unterscheiden zwischen Rechtsradikalismus und Rechtsextremismus. Rechtsradikal kann das Weltbild, das Denken und Meinen, d.h. die Orientierung als innere Ausrichtung sein. Rechtsextremismus meint dagegen das extreme, meist strafbare Handeln. Diese Unterscheidung zwischen Orientierung und Handeln hat einen praktischen Sinn, beide sind aber psychologisch nicht voneinander zu trennen, da ohne Orientierung Handeln unmöglich wäre. Beides gehört also zusammen. In der Politikwissenschaft wird der Begriff *Rechtsradikalismus* in Frage gestellt. „Weil die Bezeichnung 'radikal' (von lat. Radix, die Wurzel) in der Aufklärung und der bürgerlichen-demokratischen Revolution eine positive Bedeutung hatte, nämlich meint, das Übel an der Wurzel zu packen und auf diese Weise gesellschaftliche Missstände zu beseitigen, sollte man auf den Begriff 'Rechtsradikalismus' lieber verzichten. Statt dessen hat sich der Ausdruck 'Rechtsextremismus' eingebürgert.“ (Butterwegge 1996, S.26). Beim Rechtsextremismus wird die Einstellungs- und die Handlungskomponente unterschieden (Stöss 1999, S.20f). Rechtsextremismus stellt eine Zuspitzung rechter Orientierung/Handlung dar, eine extreme Ausprägung auf einer kontinuierlichen Skala.

¹⁸ „Schwach verstehe ich hier nicht primär im Gegensatz zu stark, sondern eher im Sinne von abgeschwächt oder geringer dosiert; insofern ist damit auch kein abwertendes Präjudiz verbunden. Vielmehr soll auf die Vorteile, gleichsam die Stärken der Schwäche, besonderes Augenmerk gerichtet werden.“ (Paris 2000, S. 54)

Die Tübinger Forschungsgruppe erforscht keinen Rechtsextremismus, d.h. dass wir keine isolierten Extremgruppen untersuchen, sondern die ganze Bandbreite politischer Orientierungen von jugendlichen Arbeitnehmer/innen. Unter ihnen fanden wir auch Rechtsextreme. Uns fiel dabei auf, dass Rechtsextreme ein Umfeld haben und brauchen, das ähnliche Orientierungen hat und das sie trägt. Darin unterscheidet sich der jugendliche Rechtsextremismus deutlich von linken Szenen, die sich eher über Kritik und Abgrenzung von der Mehrheit definieren. Die Rechtsorientierten sehen sich eher als Vollstrecker des von ihnen angenommenen Volkswillens. In einem entsprechenden Umfeld können sie deshalb ein großes Selbstbewusstsein entwickeln, sie leiden also nicht - wie oft unterstellt wird - unter Verunsicherung, Vereinzelung und Ohnmachtsgefühlen.

Die Differenzierung von rechten Orientierungen in die Komponenten Nationalismus, Rassismus und Autoritarismus ist empirisch entstanden, wie auch die Differenzierung von Nationalismus in die Kategorien expansiver, ausgrenzender und völkischer Nationalismus¹⁹. Der Nationalismus als zentrale Komponente des Rechtsextremismus kommt auch in gemäßigter Form in den etablierten Parteien vor. „Doch kann beim Rechtsradikalismus der Nationalismus (...) als politisch-ideologischer Kern betrachtet werden“ (Loch/Heitmeyer 2001, S.15f). Die Nation ist für Rechtsextremisten „der oberste Integrationswert“ (Schwagerl 1993, S.109), weil sie gleichzeitig ein Territorium definiert und als Identifikationsangebot eine Tradition, eine Kultur, eine Sprache und neben viele Mythen auch einen Gründungsmythos zu bieten hat (vgl. Klönne 1984 für die Tradition und Hall 1999 für die Funktion von Mythen).

Der Nationalismus hat sich im Laufe der Geschichte stark differenziert und nimmt regelmäßig neue Formen an, so redet man je nach historischem, gesellschaftlichem oder politischem Zusammenhang vom aggressiven Nationalismus, Standortnationalismus, defensiven Nationalismus etc (vgl. Kühnl 1986). Auch wir von der Tübinger Forschungsgruppe haben drei Komponenten in unseren Untersuchungen ausgemacht: Die nationalistische Orientierung setzt sich - nach unseren Forschungen - aus dem ausgrenzenden Nationalismus, dem völkischen und dem expansiven Nationalismus zusammen. Der ausgrenzende Nationalismus betont die Ablehnung von „Ausländern“, der völkische Nationalismus überhöht sogenannte deutsche Tugenden, und der expansive Nationalismus will den deutschen Einfluss über die Landesgrenzen hinaus ausdehnen. Nationale Überheblichkeit bedeutet hier gleichzeitig Abwertung von Anderen.

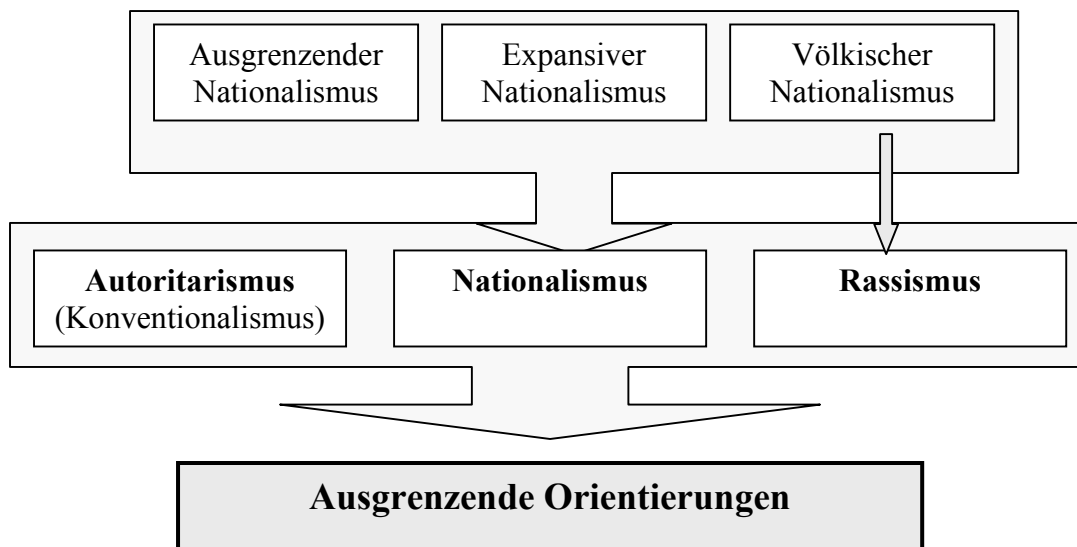
Eine autoritäre Orientierung liegt dann vor, wenn jemand Schutz und Sicherheit bei übergeordneten Instanzen sucht und sich gleichzeitig als Vollstrecker der herrschenden Ordnung versteht. Es herrscht die Ansicht, dass gegen diejenigen, die von der Normalität abweichen, hart vorgegangen werden soll. Die Unterordnung unter konventionelle Normen und die aggressive Durchsetzung dieser Normen gegenüber von der Norm Abweichenden ist für Jugendliche heute mehr charakteristisch als die Sehnsucht nach einem Führer.

Auch Rassismus dient der Ausgrenzung von anderen, wobei das Ausgrenzungskriterium in äußeren Merkmalen wie z.B. der Hautfarbe besteht. Der völkische Nationalismus kann auch als eine Variante des Rassismus gesehen werden, weil ein Überhöhen der eigenen Tugenden implizit eine Abwertung der „Anderen“ bedeutet.

¹⁹ Die Tübinger Forschungsgruppe legte Jugendlichen Anfang der 90er Jahre eine größere Sammlung von politische rechten Äußerungen zur Bewertung auf einer sechsstufigen Skala vor. Die statistischen Interkorrelationen wurden Faktorenanalysen unterzogen. So kam es zu den obigen Komponenten.

Die folgende Abbildung zeigt die verschiedenen Komponenten ausgrenzender, rechter Orientierungen als Übersicht:

Abbildung 13: Dimensionen der Ausgrenzung



Ein Blick über die Grenzen zeigt, dass ausgrenzende Orientierungen in vielen Ländern zunehmen. Es handelt sich offenbar um eine internationale Entwicklung mit nationalen Besonderheiten. In Zeiten der Globalisierung finden offenbar weltweit ähnliche Prozesse statt und selten solche, die sich auf ein einzelnes Land beschränken. Deshalb müssen globale Entwicklungen in die Erklärung von Rechtsextremismus einbezogen werden (vgl. ausführlich Loch/Heitmeyer 2001).

3.3.4.2. Zunahme von nationalen und autoritären Orientierungen

Eine zunächst unerwartete Entwicklung bei dieser Untersuchung stellt die signifikante Zunahme von nationalen und autoritären Orientierungen seit Anfang der 90er Jahre dar (vgl. Kap. 2). Ich sehe das im Zusammenhang mit dem politischen Klima der 90er Jahre und nicht als autonome Tendenz bei Jugendlichen. Der bei dieser Studie in Bezug auf Arbeit und Freizeit festgestellte Integrationswille der Jugendlichen kann auch die Integration ins Gemeinwesen d.h. in die Nation bedeuten. Wie immer konstruiert sie sein mag, stellt sie nach wie vor, oft in Verwechslung mit dem Staat, das größte ernst zu nehmende Gefüge für die Jugendlichen dar.

Dieser Integrationswille erklärt auch die Zunahme von autoritären Orientierungen. Ich habe schon unter Punkt 3.2.2. darauf hingewiesen, dass die neue Professionalität sich kaum mit Kritik, Opposition oder gar Protest verträgt. Ganz im Gegenteil ist die Akzeptanz der Autorität eine unabdingbare Voraussetzung für reibungslose Abläufe in der Berufswelt sowie für persönliche Aufstiegschancen.

Hinter dieser Entwicklung vermute ich ein weiteres Phänomen, das ich „politische Agoraphobie“ nennen möchte. Agoraphobie ist die Angst vor der großen, freien, offenen Fläche. Ganz besonders im Osten, aber durchaus auch in der ganzen Republik, entsteht im Zuge der Globalisierung ein gewisses Unbehagen, das im direkten Zusammenhang mit der Unberechenbarkeit der Zukunft, der Unsicherheit der ökonomischen Entwicklung und vor allem der scheinbaren Auflösung der Grenzen oder der realen Entgrenzung steht. Mit einem

Mal sieht es so aus, als ob die Entscheidungszentren nicht mehr im eigenen Lande wären, sondern überall auf der Welt. Die Internationalisierung des Alltags und die Opazität der Zukunft lässt den Eindruck des allzu Offenen entstehen, und die Grenzen innerhalb Europas fallen ja auch tatsächlich. Michael Zürn schlägt vor, in diesem Zusammenhang nicht von Globalisierung sondern von gesellschaftlicher Denationalisierung zu sprechen, die als Folge die Auflösung der Kongruenz von politischen und sozialen Räumen hat (2001, S.111ff.). Die „politische Agoraphobie“ ist dann eine erklärbare Reaktion auf diese Auflösung. Auch die Ablehnung des Fremden könnte Teil dieser Angst sein.

Ein 21-jähriger Bekleidungsschneider in der Ausbildung formuliert es deutlich: „...*Ich habe Angst davor, dass sich die Kulturen vermischen, dass es keine eigene mehr gibt. Es heißt dann nicht mehr, wir leben in Griechenland oder Italien, sondern wir leben in Europa...*“ (Int.8,169-172).

Die Nation übernimmt die Rolle des schützenden Gefüges gegen die Auflösung der klaren und im Bewusstsein der Jugendlichen besser handhabbaren traditionellen Grenzen. Der Autoritarismus könnte dann das Instrument für die energische Schaffung eines überschaubaren Gemeinwesens sein.

Dies bedeutet jedoch nicht, dass persönliche Verunsicherung und Angst vor einer ungewissen Zukunft für rechte Orientierungen verantwortlich gemacht werden können. Die Ergebnisse der früheren Untersuchungen, nach denen persönliche Verunsicherung und Zukunftsangst nicht automatisch zu rechten Orientierungen führen (vgl. Held et al. 1996), haben sich wieder empirisch bestätigt. Es fand sich kein signifikanter Zusammenhang zwischen der Beunruhigung über die unsichere Zukunft und rechten Orientierungen. Es besteht sogar ein signifikanter Zusammenhang zwischen der Zustimmung zu der Aussage „meine Zukunft sieht gut aus“ und der nationalen sowie der autoritären Orientierung. Zukunftsoptimismus scheint also nicht gegen rechte ausgrenzende Orientierungen zu immunisieren, er kann sie sogar fördern.

3.3.5. Die rettende Mitte

„*Weder rechts noch links*“, „*ich bin immer neutral*“, „*also ich bin gut zwischendrin*“, solche und ähnliche Aussagen zum Thema politische Positionierung bekomme ich sehr oft zu hören. Alles scheint zur Mitte als Ort der vermeintlichen Unabhängigkeit zu drängen, wo eine undogmatische Haltung möglich erscheint. Jede Positionierung auf der politischen Links-rechts-Skala kommt einer zwanghaften Festlegung gleich. Dieses Bild spiegelt nicht zufällig die offizielle politische Diskussion um die Mitte. Alle etablierten Parteien der Bundesrepublik tummeln sich entweder in der Mitte oder definieren sie für sich um als dem einzigen Punkt, von dem aus Demokratie, Innovation und Fortschritt möglich sind. Jede Art von Abweichung kommt einer Ideologisierung gleich und wird deswegen verpönt. In einer Welt ohne politische Blöcke ist man eben weder rechts noch links, man ist viel mehr vorne. Politiker der großen Parteien werden nicht müde zu betonen, dass links und rechts überholte Konzepte seien, und dass es in der Politik nur um richtige oder falsche Ansätze ginge, also nicht um rechte oder linke.

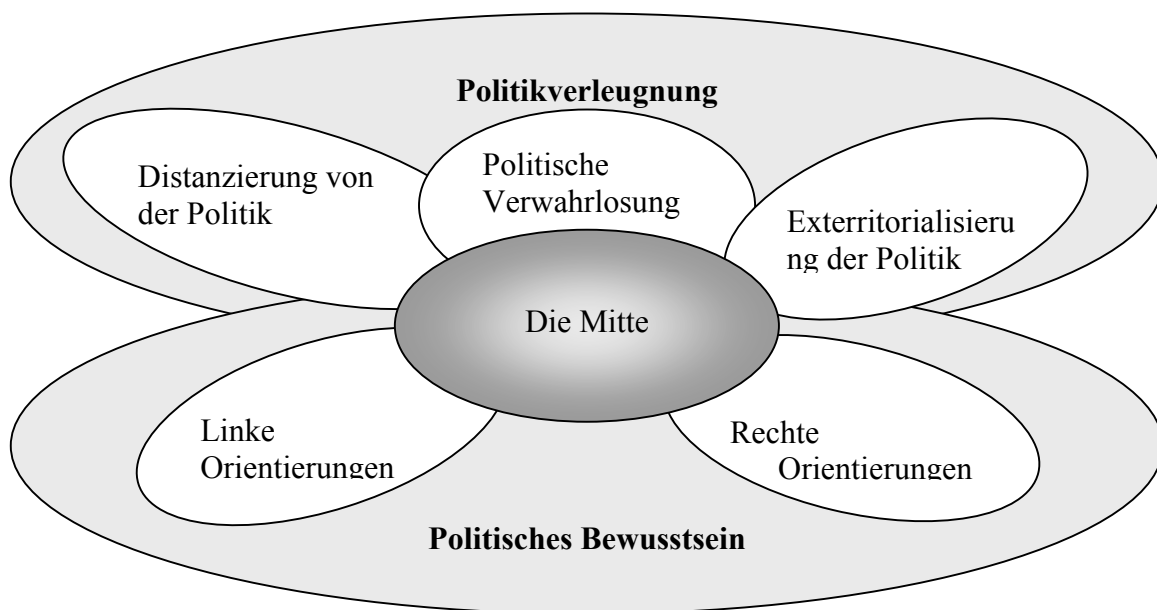
Die Jugendlichen passen sich dieser Entwicklung an, weil sie integriert sein wollen und sich alle Optionen offen halten möchten. Von einer „bunten Rebellion“, so wie sie Beck (1997, S.14) diagnostiziert, kann nicht die Rede sein. Denn die selben Jugendlichen, die sich von der Politik und den Politikern distanzieren, akzeptieren Gesellschaftsordnung, Konsumwelt, das politische System und all das, was sonst noch die gesamtgesellschaftliche Bühne ausmacht,

auf der sie sich bewegen. Kritische Haltungen sind bis auf eine Minderheit kaum zu entdecken. Das scheint uns eine Folge des beschriebenen Integrationswillens zu sein.

Die informationstechnologische und biotechnologische „Revolution“, verbunden mit einer neoliberalen Globalisierung, verbreiten ein Aufbruchgefühl. Politisches Engagement und Kritik sind dabei nur störend. Das brachte wohl eine konsequente Entpolitisierung in weiten Bereichen des gesellschaftlichen Lebens mit sich, die zudem stets als überfällige Entideologisierung präsentiert wurde.

Eine graphische Darstellung der politischen Orientierungen von jugendlichen Arbeitnehmer/innen in Deutschland ergibt das folgendes Gesamtbild:

Abbildung 14: Politische Orientierungen und die Mitte



Aus der Mitte der Gesellschaft, auf der Mitte der politischen Skala, sind alle Richtungen offen, ebenso die Entwicklungschancen. Diese Option scheint heute für die jugendlichen Arbeitnehmer/innen – und nicht nur für sie – besonders attraktiv.

3.3.6. Widersprüchlichkeit der politischen Orientierungen

Widersprüche waren nie etwas ungewöhnliches bei politischen Orientierungen, allerdings gab es erkennbare zusammenhängende Grundtendenzen, die einem Außenstehenden ermöglichten, die grobe politische Orientierung von Individuen zu charakterisieren. Die Achse war und ist in der Regel die Links-rechts-Achse. Heute können wir zunehmend - zum Teil eklatante - Widersprüche bei den einzelnen Elementen einer politischen Orientierung ausmachen. So ist offenbar eine demokratische Orientierung durchaus mit einer autoritären Einstellung zu vereinbaren. Oder es werden soziale Einstellungen und expansiver Nationalismus von der selben Person vertreten. Mit der entsprechenden Flexibilität sind selbst diese Orientierungen, ob widersprüchlich oder nicht, jederzeit revidierbar. Die „Bricolage“ macht auch vor dem Politischen nicht halt.

Gerade ihr Misstrauen gegenüber der Politik und der Politiker scheint die Jugendlichen in ihrer demokratischen Orientierung zu bestärken. Es geht für sie darum, die Möglichkeit zu haben, sich zu wehren. So ist es kein Zufall, dass das Recht auf Demonstrationen von einer überwältigenden Mehrheit als sehr wichtig betrachtet wird. Jugendliche wollen dank demokratischer Strukturen den Zugang zu den Entscheidungsinstrumenten haben. Nur so ist ihnen, wenngleich unter einem theoretischen Aspekt und ihrer subjektiven Sicht, eine Teilnahme an den gesellschaftlichen Entscheidungsprozessen möglich. Es scheint den Jugendlichen nicht unbedingt darum zu gehen, von diesen Möglichkeiten Gebrauch zu machen, sondern vielmehr darum, zu wissen, dass es sie gibt.

Allerdings setzt für die Jugendlichen das Recht auf Teilhabe an demokratischen Entscheidungsprozessen die Inklusion im Gemeinwesen voraus, daher die hohe Zustimmung zur Frage nach der kulturellen Anpassung von Ausländern in Deutschland sowie das Verlangen der Rückkehr zu deutschen Tugenden wie Fleiß, Ordnung und Sauberkeit. Aus dieser Perspektive relativiert sich der Kontrast zwischen der sehr signifikanten Zustimmung für demokratische Orientierungen und für autoritäre und nationalistische Orientierungen der Jugendlichen. Außerdem muss die ständige Widersprüchlichkeit der sonstigen politischen Orientierungen insgesamt berücksichtigt werden.

3.3.7. Politische Kultur

Die Verleugnung der Politik drückt sich im Alltag oft in allgemeinen Beschimpfungen derselben und der Politiker aus. Das sollte man nicht mit kritischem politischen Bewusstsein verwechseln. Die Ablehnung wird nicht argumentativ und schon gar nicht politisch begründet, sondern rein emotional und moralisch. Es handelt sich mehr um stereotype Floskeln als um Argumente. Das Schimpfen ist hier mehr „ein Medium der selbstreferentiellen Erzeugung von... Wut“ (Paris, 2000, S. 57) als eine reflektierte Reaktion.

Cindy, 17-jährige Mechanikerin in der Ausbildung, antwortet auf die Frage ob sie sich für Politik interessieren würde: *„Politik, es geht. Es ist nicht besonders viel...nur bei Kohl...da habe ich mich ziemlich aufgeregt, der hat die ganze Zeit in seine eigenen Taschen reingeschaufelt und wir müssen immer mehr Steuern zahlen. Wir jetzt nicht, aber unsere Eltern müssen immer mehr Steuer zahlen, alles wird höher und er schaufelt sich alles in die eigen Taschen. Das finde ich nicht in Ordnung“* (Int.31, 130-134). Diese Art von Argument wurde oft verwendet, um das Desinteresse für die Politik zu begründen. *„Ist Politik kein Thema in deiner Familie“* wurde die sehr aktive und engagierte Birgit gefragt, deren Vater auch Gewerkschafter war. Ihre eindeutige Antwort lautete: *„Ne, überhaupt nicht. Das war noch nie das Thema. Wenn, dann war es auch nur geschimpft“* (Int.27, 621-622).

Das Fehlen einer Diskussionskultur zu Gunsten einer „Kultur des Schimpfens“ fiel mir besonders bei den Gruppendiskussionen stark auf, mit Ausnahme der rein gewerkschaftlichen Gruppen. Dafür gibt es eine Reihe von Erklärungen.

Zunächst eine tagespolitische Erklärung: Ich führten die meisten Interviews kurz nach der Spendenaffäre der CDU. Die meisten Jugendlichen haben die damals in den Medien häufig erwähnten schwarzen Geldkoffer auch als das Symbol für Politik erwähnt. Die Spendenaffäre wurde oft zur Bestätigung ihrer Skepsis gegenüber den Politikern herangezogen. Es wurden aber auch andere Erklärungen geliefert, die wenig mit der CDU-Affäre zu tun hatten. So begründet Benji seine Ablehnung der Politik mit der Entwicklung des Außenministers Fischer: *„...der Joschka Fischer, ganz früher war der auch ganz anders, der ist mit dem Fahrrad da hin gefahren und alles und mit seinen Biosachen an und jetzt kommt er auch*

schon mit dem dicken Mercedes vorgefahren, früher von der Umwelt geredet und jetzt... also ich tipp mal, Geld verdirbt den Menschen, also den Charakter“ (Int.32, 164-168).

Die Politiker scheinen durch die ihnen angelastete Unglaubwürdigkeit und Unehrlichkeit die Politik in den Augen der Jugendlichen zu desavouieren.

Eine weitere Erklärung für die Ausbreitung einer Kultur des Schimpfens besteht darin, dass sie einerseits ein Ausdruck fehlender politischer Bildung ist und andererseits politische Diskussion und Information verhindert. Ich habe beobachtet, dass Jugendliche ihnen unangenehme politische Diskussionen abwürgen, indem sie sofort anfangen über Politik ganz pauschal zu schimpfen. So entsteht ein Teufelskreis von politischer Uninformiertheit.

Die unpolitische Haltung vieler Jugendlicher hängt natürlich teilweise auch mit ihrem Alter zusammen. Oft betonen sie selbst, dass sie noch zu jung sind, um Politik zu verstehen. In diesem Falle war das Thema in den Interviews auch nicht weiter verfolgt worden. Bedenklich wird es, wenn die Befragten über 18 Jahre alt sind. Es handelt sich dann - so weit sie die deutsche Staatsbürgerschaft besitzen - um Wahlberechtigte ohne politische Orientierung.

Die Entwicklung zu einer mehr als mangelhaften politischen Bildung konnte in den letzten 10 Jahren gut in der Schule und in der offenen Jugendarbeit beobachtet werden, wo man sich – auf Seiten der Jugendarbeit - relativ rasch nach dem Fall der Mauer von der klassischen politischen Bildung bzw. von kritischen Diskursen verabschiedete, um sich zunehmend einer Kulturarbeit zuzuwenden, die nicht selten in reine Ästhetik mündete (vgl. Treptow 2001). Mit dieser Entwicklung verschwanden oft auch die letzten Spuren von politisch motivierten Ansätzen in der Jugendarbeit.

Die von den Institutionen der Jugendarbeit und ihren Multiplikatoren zunehmend favorisierte Kulturarbeit auf Kosten der politischen Bildung ist wohl mitverantwortlich für die auffällig geringe politische Bildung heutiger Jugendlicher. Die internationale Vergleichsstudie „Civic Education Study“ des Jahres 2000 kommt bei diesem Thema zu wenig schmeichelhaften Ergebnissen für Deutschland (Erziehung und Wissenschaft 2002/1) und bestätigt die Problematik der mangelnden politischen Bildung für die Entwicklung von demokratischem Bewusstsein bei Jugendlichen in Deutschland.

Es ist angesichts der Desavouierung des Politischen nur logisch, wenn die politische Bildung für die Jugendlichen an Bedeutung verliert. Aber wenn es darum geht, demokratische Strukturen mit starken partizipativen Elementen aufzubauen, ist politische Bildung der Teilnehmern/innen die wichtigste Voraussetzung dafür. Demokratie lebt von kritischer Teilnahme der Akteure, die durch politische Bildung dazu befähigt werden. Die von mir beschriebene politische Verwahrlosung, die vehemente Leugnung alles Politischen, die Betonung des Ästhetisch-kulturellen, die Beliebigkeit in den Orientierungen, all das ist auch Ausdruck eines gravierenden Mangels an politischer Bildung, der für eine demokratische Willensbildung alles andere als förderlich ist.

Ein besonderes Problem bei diesem Thema ist die Tatsache, dass nicht nur Politik, sondern auch Bildung ein Reizwort bei den untersuchten Jugendlichen darstellt. Sie wird fast immer mit Schulbildung und Zwang identifiziert. In der Kombination der zwei Reizbegriffe Politik und Bildung hat man bei den Jugendlichen wenig Chancen, auf Zustimmung zu stoßen.

Zwei Gründe werden von Klaus Ahlein dafür erwähnt: Die offensichtliche Dominanz von neoliberalen Ideen, die den Markt über alles stellen und statt Bürgern nur noch Konsumenten hervorbringt, und zweitens die zweifelhaften Vorbilder der offiziellen Politik wie „der fatale

Doppelbeschluss - zu Krieg und Koalition ²⁰ - vom November 2001, der als Modell demokratischer Kultur reichlich ungeeignet ist“ (Erziehung und Wissenschaft, 1/2002, S.2). Der Bildungsforscher Lehmann fordert außerdem, dass „politische Bildung aus dem Ruch eines Laberfachs herauskommen muss, in dem jeder sagen kann, was er meint. Es wird ein intellektuell anspruchsvolles Fach werden müssen“ (ebd.).

3.4. Neues Verhältnis zu Organisationen

3.4.1. Keine Abwendung von Organisationen

Die Individualisierungsprozesse haben - entgegen aller Prognosen der letzten Jahre - nicht zu einer Abwendung von Organisationen geführt. Im Gegenteil konnten wir genau wie die vorletzte Shell Jugend Studie (2000) ²¹ eher den umgekehrten Trend feststellen.

Dies drückt sich in Mitgliedschaften in Vereinen oder sonstigen Organisationen aus. Organisationen werden von Jugendlichen heute für die Verwirklichung von bestimmten Zielen explizit als notwendig betrachtet, gleichzeitig besteht oft ein eher ambivalentes Verhältnis zu ihnen.

Gregor, ein typischer Repräsentant des Jugendlichen mit deutlich erhöhtem Integrationswillen, der nicht müde wird zu betonen, dass er unbedingt neutral ist, sagte mir auf die Frage, ob „Politik nur in der Organisation sinnvoll sei?“:

- Gregor: Ja. Politik, es muss organisiert werden, weil die da oben machen, was sie wollen, solange wir da unten nicht den Mund aufreißen. Also so habe ich das Gefühl.

- Interviewer: Und diese Politik ist neutral, die ist weder links noch rechts?

- Gregor: Ja meine Politik, denk ich jedenfalls.

- Interviewer: Und die deiner Organisation (IG Metall).

- Gregor: Puuh, das weiß ich nicht. Da bin ich mir nicht sicher. Es ist einfach, ich bin nicht, ich will in nichts Extremes reingezogen werden. Also, ich ziehe mein Ding durch, aber ich guck', dass es auch für jeden gut ist und nicht nur für eine Seite, oder für die andere Seite. Dass es für die Allgemeinheit auch gut ist und nicht nur für mich oder für die, die grad zum Beispiel in der Gewerkschaft sind. Weil ich mein, das ist irgendwie dann wieder so ein Zwang, das ist dann wieder so ein Gruppenzwang und auf so was will ich mich nicht einlassen. (Int.26, 242-252)

Die Organisation ist für ihn wichtig, obwohl er jede Art von deutlicher Stellungnahme bzw. Vereinnahmung ablehnt. Dieses ambivalente Verhältnis zu Organisationen ist mir in den Interviews oft begegnet.

3.4.2. Von Pflicht- zu Selbstentfaltungswerten

Die Jugendlichen akzeptieren Organisationen wieder, orientieren sich allerdings dabei eher an Selbstentfaltungswerten, was auch die Angst vor der Vereinnahmung erklärt. Sie sind nicht nur pflichtgemäß für die Organisation da, sondern versuchen selber möglichst viel davon zu haben. Dabei ist der Wunsch nach Mitgestaltung wichtiger geworden.

Die sehr aktive Birgit hat aufgrund ihres Engagements in den Gewerkschaften wenig Zeit für sich, ihre Familie und Freunde, aber findet „...es nicht schlimm. Ich finde es eigentlich voll gut, weil es mir auch Spaß macht. Wenn ich die Möglichkeit habe in meinem Urlaub an einer Delegation nach Brasilien teilzunehmen wo ich dann mal andere Arbeitsbedingungen und

²⁰ Gemeint ist die Vertrauensfrage von Bundeskanzler Schröder

²¹ Die 14. Shell Jugendstudie (2002) ging dieser Frage gar nicht nach

Lebensweisen sehe. Wo ich dann auch noch von den Leuten einfache Sachen lernen kann, wo wir schon gar nicht mehr dran denken. Wenn ich da die Möglichkeit habe und nicht nütze, bin ich eigentlich dumm.“ (Int.27, 372-377)

Das Anliegen von Birgit widerspricht sich auch überhaupt nicht mit den Interessen der Gewerkschaften, weshalb sie mit großer Selbstverständlichkeit erklärt, dass sie auch von ihrem Engagement etwas haben möchte, und dass sie sich nicht nur aufopfere.

Organisationen müssen dem eigenen Lebensstil entsprechen, damit sie emotional besetzt werden. Auf die Frage „*ob die IG Metall auch ein Lebensgefühl bedeutet*“, antwortet Birgit: „*Es ist Hobby und Spaß. Es gehört zu meinem Leben, das ist ganz klar. Ich könnte es mir nicht mehr vorstellen, wie es ohne ist...*“ (Int.27, 390-391).

Und Franz beantwortet die selbe Frage noch deutlicher:

„*Also ich arbeite schon, verbringe viel Zeit für die IG Metall, es ist nicht so, dass das nur Arbeit ist, sondern dass ich natürlich auch in der IG Metall viel Freunde gefunden habe. Und wir arbeiten zusammen, haben aber genauso gut Spaß zusammen, verbringen unsere Freizeit zusammen, ähm, ja.*“

Interviewer: Also ist die Losung, die wir in Karlsruhe immer wieder gehört haben, “die IG Metall ist ein Lebensgefühl“ richtig?

Franz: „Ja, ja, ja!“ (Int.25, 188-193).

Bei einem späteren Interview bezeichnet Franz die IG Metall auch als Familie. Aber nicht nur Gewerkschaften scheinen diese Funktion für Jugendliche zu übernehmen. Auch ganz einfache traditionelle Vereine spielen für manchen eine sehr große Rolle in ihrem Leben. So verbringt Aslan fast seine gesamte Freizeit in seiner politischen Gruppe und Max seine „*mit den Kumpels vom VW-Club*“ (Int.28, 433).

Die pragmatische Orientierung der Jugendlichen scheint gleichzeitig der Grund für ein auffällig geringes Interesse für neue Engagementfelder wie Bürgerinitiativen oder Aktionsbündnisse zu sein. Ein einziger Jugendlicher von allen, die interviewt wurden, hat bei einer Initiative - für eine Skateboardrampe - mitgemacht (Int.4, 137-151). Ansonsten bevorzugten die von uns interviewten Jugendlichen traditionellen Strukturen, um sich zu engagieren: Verbände, Vereine usw.

Die Arbeit in einer Initiative ist unberechenbar, weil sie in der Regel neue Bereiche oder Themen betrifft, sie ist mühsam, weil man alles selbst organisieren muss, sie hat keine Erfolgsgarantie, und sie ist nicht selten gegen den Mainstream - alles Gründe, die nicht zu einem pragmatischen, ergebnisorientierten Jugendlichen passen und die Bevorzugung traditioneller Engagementfelder bei Jugendlichen erklären.

Viele Jugendliche sehen die Notwendigkeit eines Engagements in der Gesellschaft, wenn auch meistens in klassischen Strukturen, sind aber selbst nicht engagiert, weil ihnen die Zeit fehlt. Entweder müssen sie einem Nebenerwerb, einem Job nachgehen, um sich zu finanzieren, oder sie nutzen - häufig aufgrund der hohen Anforderungen im Beruf - ihre Freizeit ausschließlich zur Regeneration. Jugendliche verfügen über keine Zeitsouveränität im Sinne Oskar Negt's (1984), Zeit wird ihnen vielmehr enteignet, entweder unmittelbar durch Verpflichtungen oder indirekt durch Verführungen. Die Restzeit, über die Jugendliche real verfügen, wird für sie zum kostbaren Gut, das sie nur gezielt einsetzen. Ein Kriterium ist dann der persönliche Gewinn oder Vorteil. Das ist explizit bei Birgit der angegebene Grund für den Besuch von Gewerkschaftsveranstaltungen:

Birgit: ...Ich mein, wenn ich Wissen mitkriegen kann, dann gehe ich natürlich auf eine Veranstaltung, das ist ganz klar. Ich habe ja dann den Vorteil dem gegenüber der nicht da war.

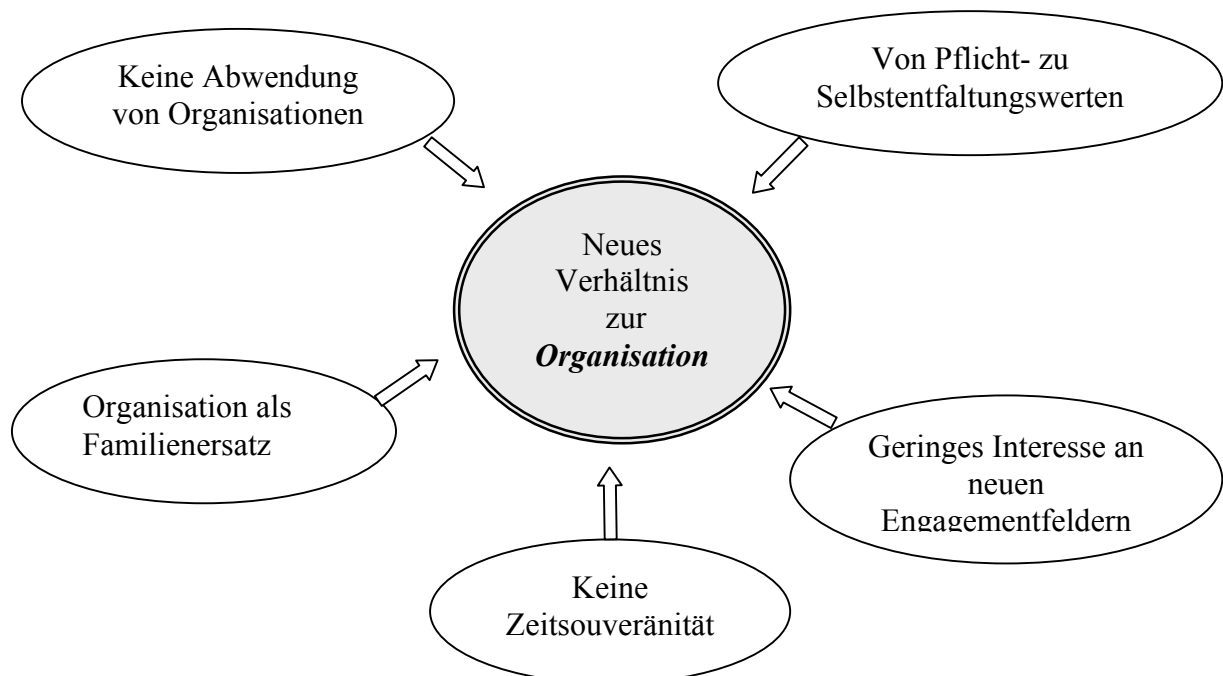
Interviewer: Das habe ich jetzt nicht richtig verstanden.

Birgit: Also man geht dann letztendlich zu allem, wenn man mal IG Metall-befangen ist, dann ist das wie eine Sucht. Man geht wirklich zu allem und man sieht dann auch, dass Gewerkschaftsarbeit nicht irgendwie langweilig oder tot ist. Weißt du wie ich meine? Sondern es lebt und da ist Leben und da geht man dann hin. Natürlich wenn man 100%ig überzeugt ist, das ist ganz klar. Ich meine viele ziehen ein Gesicht hin, wenn sie nach der Arbeit noch irgendwie auf eine Sitzung müssen, so „oh nach der Arbeit“, dass kann ich gar nicht verstehen. Ich muss doch dann auch ein bisschen Freizeit in das was mir Spaß macht investieren. (Int.27, 260-278).

3.4.3. Fazit

Die interviewten jugendlichen Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen wenden sich nicht grundsätzlich von Organisationen ab sondern haben heute ein eigenes Verhältnis zu ihnen entwickelt. Ihre Einstellung zur Mitarbeit hat sich gewandelt. So möchten sie sich nicht für hohe Ideale aufopfern, sondern durch ihr Engagement persönliche Gewinne erzielen. Nicht altruistische Beweggründe sind Motor des Engagements bei jungen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern, Beweggründe sind vielmehr die Suche nach einer Symbiose zwischen persönlichen Interessen und den Interessen der Gewerkschaften oder allgemein der jeweiligen Organisation.

Abbildung 15: Neues Verhältnis zur Organisation



Es gibt jedoch Jugendliche, die für sich keinen Grund sehen sich zu organisieren oder den Gewerkschaften beizutreten. Die Motive sind recht unterschiedlich. Manche bevorzugen

grundsätzlich individualistische Lösungen und Wege, obwohl sie gut über Organisationen, speziell über Gewerkschaften informiert sind.

So erklärte mir Maria, „*dass Gewerkschaften gut sind für die Arbeitnehmer, damit die ihre Recht durchsetzen gegenüber dem Arbeitgeber, damit sie nicht so ganz verloren sind und hilflos sind und, ja. Weil sie ja von vornherein in 'ner schwächeren Position sind, dadurch, das sie eben Arbeitnehmer sind und nicht irgendwie das große Sagen haben in einem Betrieb. Und damit ihre Interessen vertreten sind, gibt es eben diese Gewerkschaften, die das dann für sie aushandeln. Und dafür zahlt man dann Beiträge. Soviel weiß ich zum Thema Gewerkschaften. Ich hoff, ich hab da nichts falsch gesagt*“ (Int.29, 111-117), um später hinzuzufügen: „*Es mag sein, dass man zusammen mehr erreicht und dass man Hilfe und Unterstützung durch Organisationen bekommt, nur denk ich, letztendlich, äh, kämpft jeder für sich selbst, jeder ist sich selbst der nächste, das ist nun mal die traurige Realität. Ich hab bisher von niemandem Hilfe bekommen. Also jetzt von irgendwelchen Organisationen, ich hab's auch noch nicht angestrebt, muss ich auch ehrlich gestehen, vielleicht wär's ja auch anders gelaufen, wenn ich's getan hätte. Von Freunden hab ich Hilfe bekommen, richtigen Freunden, wobei man da auch merkt, wer sind wirkliche Freunde und wer nicht. Und ansonsten bin ich doch der Überzeugung, dass jeder für sich selbst kämpft.*“ (Int.29, 317-324)

3.5. Gegenwartsorientierung und persönlicher Zukunftsoptimismus

Eine wichtige Dichotomie fand sich bei den quantitativen Ergebnissen in Bezug auf die persönlichen und die gesellschaftlichen Perspektiven. So hat eine Mehrheit die eigene Zukunft sehr positiv gesehen und gleichzeitig die allgemeine Zukunft als unsicher betrachtet. Dieses Ergebnis entstand in dieser Eindeutigkeit schon bei der ersten Umfrage im süddeutschen Raum. Aus diesem Grund bin ich dieser Frage bei den Interviews nachgegangen und habe gezielt nach Aussagen gesucht über die persönliche und gesellschaftliche Zukunft, sowie die Deutschlands, der Welt und die der Arbeitnehmern/innen.

Die Jugendlichen äußern sich tatsächlich sehr differenziert zu diesem Themenkomplex. So konnte ich zunächst einen allgemeinen *positiven Weltbezug* feststellen. Das düstere „No Futur“ scheint endgültig bei jugendlichen Arbeitnehmer/innen der Vergangenheit anzugehören. Die Ablehnung der Erwachsenenwelt sowie den Ausdruck dieser Ablehnung in Form von radikalen Demonstrationen konnte ich nicht mehr finden. Auch die schon festgestellte sehr hohe Akzeptanz der eigenen Familie und der Eltern deutete in diese Richtung.

Dies drückte sich auch in der Form aus, dass nur elf Jugendliche im Fragebogen auf die Frage nach der Szenenzugehörigkeit eine Antwort mit eindeutig negativem Weltbezug angegeben haben: Heavy Metal, Gothics, Dark Wave, Grufties und Satanisten (vgl. Baacke 1999, Ferchhoff 1999). Bei den Interviews fand ich eine eindeutig positive Stimmung im Bezug auf das Verhältnis der eigenen Person zur Welt wieder.

Der positive Weltbezug enthält allerdings nicht die allgemeine Zukunft. Sie bleibt undurchsichtig und unsicher. Man kann mit allem rechnen. In dieser Perspektive weigert sich Birgit hartnäckig, irgend eine Prognose zu wagen:

- Interviewer: *Wie siehst du die Zukunft der Arbeitnehmer in Deutschland?*

- Birgit: *Das ist eine tolle Frage. Über die Zukunft habe ich mir auch schon die Fragen gestellt. Ich weiß nicht wo es hingeht. Ob wir in ein paar Jahren noch einen Betriebsrat brauchen, ob wir noch Autos bauen oder nicht vielleicht wieder Nähmaschinen. Ich weiß es*

nicht. Man sieht zwar ständig eine Weiterentwicklung, aber wo wir uns hin entwickeln, das weiß ich gar nicht. Ich bin kein Hellseher“ (Int.27, 753-757).

In der Konsequenz planen fast alle Jugendlichen bezüglich ihrer Zukunftspläne mindestens einen Bruch ein, prophezeien oder befürchten ihn: eine andere Ausbildung, Auswanderung, Berufswechsel etc. Die Planung der persönlichen Entwicklung bis zu Rente oder Ruhestand kam in keinem Interview vor, der Begriff der Rente fiel sehr selten (vgl. 3.2.4.). Auch der auszubildende Zimmerer James, ein politisch sehr interessierter und engagierter Mensch, äußert sich in diesem Sinne:

- James: „...also es ist für mich eigentlich eher nicht so richtig aktuell, ich mein, ich werde, wenn ich die Ausbildung fertig habe, auf die Walz gehen und ja, das ist schon mal klar, aber was die Zukunft bringt, ich denk, das sehn wir dann, weiß nicht, jedenfalls als Arbeitnehmer, naja mal schauen.“ (Int.7, 232-237)

Interessant bei James ist die Tatsache, dass er bei anderen Themen wie Gewerkschaft oder Politik sichere und längere Aussagen macht, bei seiner eigenen Zukunft ist er dagegen sehr unsicher, aber nicht beunruhigt.

Diskontinuität als Zukunftsperspektive im Beruf (siehe Punkt 3.2.4.) ist auch auf andere Lebensbereiche übertragbar. Diese unausweichliche Unsicherheit und Diskontinuität erklären zum Teil die von uns festgestellte starke *Gegenwartsorientierung*. Man könnte fast von einem Rückzug in die Gegenwart sprechen.

Eine weitere Erklärung für diese Gegenwartsorientierung liegt möglicherweise auch in dem Umstand, dass die Jugendlichen im Betrieb und in der Schule den Zwang zum Bedürfnisaufschub als „Zeitenteignung“ (Negt, 1984) erleben, „dafür ist in der freien Zeit eine gegenläufige Tendenz möglich. In ihr gelten diese Zwänge nur bedingt. Entbunden wird der Jugendliche hier ja nicht nur vom kontrollierten Zwang zum Bedürfnisaufschub; freigesetzt wird auch die Radikalität eines Gegenwartsbezugs, der in anderen Räumen nicht möglich ist. Suche nach Gegenwart ist unter diesem Blickwinkel eine Bemühung, die mitunter in einen harten Gegensatz zu allen Bereichen geraten kann, die auch nur an die Planungs- und Verzichtsumutungen von Schule und Betrieb erinnern. Darin scheint einer der Gründe für das Scheitern vieler auf Langfristigkeit setzenden Angebote in der Jugendarbeit zu bestehen“ (Treptow, 2001, S. 176).

Unberechenbare Zukunft, aleatorische Biographien, unvermeidbare Brüche und eine pessimistische Prognose für die gesellschaftliche Zukunft hindern die Jugendlichen nicht daran, für sich selbst die Zukunft positiv zu sehen. An dieser Stelle zitiere ich Rollo, einen 19-jährigen Gas- und Wasserinstallateur in der Ausbildung:

- Interviewer: *Siehst du es (die eigene Zukunft) eher optimistisch oder pessimistisch?*

- Rollo: *also wenn ich jetzt das Prüfungsergebnis wüsste, dann könnte ich's sagen! (lacht) o.k. ich sehe es eher optimistisch, das Ganze. (Int.11, 376-377)*

Mit dem Ganzen meinte er seine berufliche, familiäre und finanzielle Zukunft. Gefragt nach der Zukunft im allgemeinen, antwortet er:

- Rollo: *...ich weiß nicht, ich bin kein Vorhersager, ich kann es nicht sagen, aber so wie alles aussieht, wird es halt schlechter. Ich denke, es wird mehr Kriege geben. Da braucht man nur in die Zeitung zu schauen, es gibt immer weniger Nahrung, Wasserknappheit... (Int.11, 407-410)*

Solche Tendenzen finden sich in vielen Interviews in unterschiedlichen Variationen, und alle drücken, trotz *gesellschaftlicher Verunsicherung*, einen erstaunlichen *persönlichen*

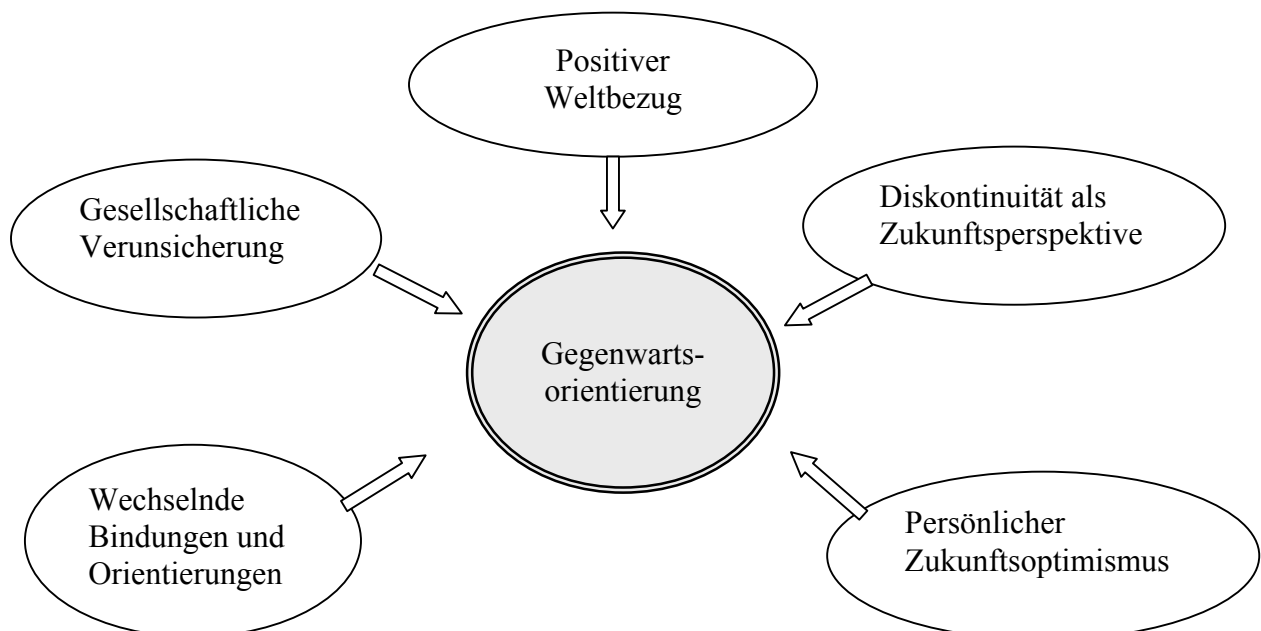
Zukunftsoptimismus aus. Die Jugendlichen scheinen ein hohes Vertrauen in die eigene Durchsetzungsfähigkeit zu besitzen. Ihr Integrationswille ist offensichtlich stark genug, um ihnen diese positive Wahrnehmung der eigenen Zukunftschancen zu ermöglichen.

Die Jugendlichen vertrauen also darauf, mit den gesellschaftlichen Problemen der Zukunft zurecht zu kommen. Sie wissen gleichzeitig, dass dabei keine Form von Linearität zu erwarten ist, weder im Beruf noch im privaten Bereich. Brüche sind programmiert. Die Hauptinstrumente, um diese Entwicklung zu bewältigen, sind - wie es die Jugendlichen selbst wahrnehmen - Flexibilität und Integrationswille.

Diese setzen die Bereitschaft voraus, Bindungen zu lösen und neue einzugehen. Das gleiche gilt für Orientierungen. Sie können beibehalten werden, solange sie kein Hindernis für etwaige Entwicklungen darstellen. Was Wilhelm Heitmeyer (1987) als Machiavellismus für rechte Jugendliche diagnostiziert hatte, scheint sich in einer weniger virulenten Form bei anderen Jugendlichen ebenfalls entwickelt zu haben: sie sind bereit, sich ständig neu zu positionieren, um weiterzukommen, um sich zu integrieren. Flexibilität bedeutet automatisch auch Mobilität, in geographischer, beruflicher, kultureller und sozialer Hinsicht.

Die unterschiedlichen gesellschaftlichen Räume sind aber nur scheinbar für die Jugendlichen erreichbar. Die Diskrepanz zwischen den Fata Morganas der Spätmoderne und den tatsächlichen Möglichkeiten der individuellen Mobilität ist beachtlich. Pierre Bourdieu (1984) demonstriert auf eindrucksvolle Weise, wie mühsam es ist, die Grenzen der sozioökonomischen Felder zu überschreiten. Denn die dazu nötigen Kapitalsorten - ökonomisch, kulturell, sozial -, welche eine reale Mobilität ermöglichen würden, sind entweder so ungleich verteilt oder so unerreichbar, dass die Karriere vom Tellerwäscher zum Millionär auch in diesen globalisierten Zeiten eine Illusion bleibt (vgl. Kap. 5).

Abbildung 16: Gegenwartsorientierung



Vor allem bei organisierten und engagierten Jugendlichen gibt es Gegentendenzen gegen diese Flexibilitätsforderungen. Für sie wären wechselnde Bindungen und Orientierungen sehr störende Faktoren für eine Kontinuität in der Organisationswelt.

Auch gegen die schrankenlose Mobilitätsforderung regt sich Widerstand. So forderte eine Jugendliche bei einer Gewerkschaftsveranstaltung das „Recht auf die eigene Gegend“.

3.6. Soziale Segmentierung und Individualisierung als Dyade der Moderne

3.6.1. Rezentrierungsversuche

Die drei Entwicklungen, die ich als charakteristisch für die Spätmoderne genannt habe - Globalisierung, Internationalisierung und Mediatisierung (vgl. Kap. 3.5) -, bedeuten auch die Fragmentierung der Lebensbereiche sowie die Auflösung der Raum-Zeit-Einheit. Dies führt zu einer starken und stetigen Dezentrierung der Bezugspunkte für Jugendliche. Klassische, vertraute Koordinatensysteme, in denen man sich bewegt hat, gelten plötzlich nicht mehr, so z.B. die Teilung Ost-West oder das vertraute Schichtenmodell, ebenso wenig Diskurse, Moden, Vorbilder und sogar Feinde. Die Identifikationsmöglichkeiten gleichen einem Kaleidoskop, das ständig in Bewegung ist. Die Jugendlichen stehen vor der schwierigen Aufgabe, sich bei kontinuierlichen Veränderungen der Bezugspunkte ständig neu orientieren und gleichzeitig die Anforderungen des Alltags, des Berufs bewältigen zu müssen.

Dieses Problem wird durch verschiedene Strategien zu lösen versucht. Eine davon identifiziert Hall (1999, S. 434 ff) im Fundamentalismus²², welcher der Versuch sei, das zersplitterte Weltbild zu kitten, damit es wieder fixe Bezugspunkte bietet. Damit kann man sich wieder an verlässlichen Dingen, Zusammenhängen oder Ideen orientieren. Das ist, was ich „Rezentrierungsversuche“ nenne und was ich auch in einigen anderen Orientierungen und Handlungsweisen bei den Jugendlichen gefunden habe.

Eine davon ist der Lokalpatriotismus, der den Ort als vermeintlich überschaubare Entität erscheinen lässt, auch als „Raum der Interaktion, in dem lokale Identitäten aus symbolischen und materiellen Ressourcen geschaffen werden“ (Morley 1999, S.460). Die lokale Orientierung wurde von der Mehrheit der befragten Jugendlichen bejaht (siehe Anhang). Diese Entwicklung sollte man aber analytisch nicht - wie oft der Fall - als Alternative zur Globalisierung betrachten, sondern eher als ihr Korrelat („Glokalisierung“).

Weiter ist die Bindung an die Herkunftsfamilie in diese Logik einzuordnen. Die Herkunftsfamilie kennt man, sie ist berechenbar und bietet auch jenseits des staatlichen Subsidiaritätsprinzips eine „mechanische Solidarität“ (Durkheim), die gerne in Anspruch genommen wird. Die Eltern stellen nicht mehr nur die alte Generation dar, die versucht, die Erfahrung der Jüngeren durch Belehrungen vorwegzunehmen, sondern sie sind Partner in einer atomisierten Welt und einer allgemein unsicheren Zukunft. Die Jugendlichen können und wollen von den Eltern lernen, sie geben aber auch den Eltern Unterstützung bei der Bewältigung von neuartigen Problemen, besonders im Umgang mit neuen Medien., aber auch in der Politik und im modernen Alltag.

So antwortet Jürgen auf die Frage, ob seine Eltern auch von ihm etwas lernen:

- Jürgen: Ja doch, schon, also das möchte ich schon behaupten, ja in politischer Hinsicht gerade muss ich sagen, dass sie sich, jetzt gerade nicht nur von mir, allgemein von unseren, von meinen Geschwistern, schon beeinflussen lassen, dass sie da umgeschwungen sind - gerade jetzt mit den Energiesachen oder einfach, dass die Meinung sich schon verändert hat. (Int. 3, 438-443)

²² Hier ist kein spezifischer Fundamentalismus gemeint, sondern die fundamentalistische Haltung generell.

Besonders wichtig sind diese Art von Beziehungen zwischen Eltern und Kindern im Migrantenv-Milieu. Man unterstützt die Eltern nicht nur gerne, sondern auch, weil es notwendig ist, wie Diana eine 21-jährige technische Zeichnerin es uns erklärt:

- Diana: *...es ist halt anders als unten* (gemeint ist in dem Fall Serbien, S.B.). *Es sind zwei Welten und man versucht es denen* (den Eltern, S.B.) *einigermaßen selber zu erklären und zeigen, so dass die es selber lernen. Man gibt denen sozusagen einen kleinen Ruck, dass sie die nächsten Schritte selber machen. Also auf eine Art und Weise sind sie schon ein bisschen abhängig.* (Int.22, 1178-1182)

An diesem Punkt kann man von „retroaktiver Sozialisation“ sprechen, so wie sie von Kleves (1983) diskutiert wird und von Baacke (1999) - in Anlehnung an Margret Meads Theorie der präfigurativen Kultur (1971) - als einer Art Zusammenschluss der Eltern mit den Kindern vor der Unsicherheit der Zukunft interpretiert wird.

3.6.2. Soziale Segmentierung als sozialer Halt und Bedürfnis nach Kohärenz

Der dominierende Diskurs in der Jugendforschung ist seit 1986 die Individualisierungstheorie von Ulrich Beck. In Kurzform lautete seine These: eines der Hauptmerkmale der Moderne ist die Auflösung der klassischen, traditionellen Milieus und Bindungen im sozialen Bereich sowie der Verlust von traditionellen Sicherheiten, Normen, Werten und stabilen Überzeugungen. In dieser Individualisierung liegt für Beck auch eine Chance, nämlich sich von Gruppenzwängen, traditionellen und sonstigen Abhängigkeiten befreien zu können. Allerdings verstärkt sich gleichzeitig die institutionelle Einbindung, u.a. über die Verlängerung der Schulzeit.

In der Moderne erleben traditionelle Milieus in der Tat eine zum Teil schmerzhaft Desintegration, die zu Vereinsamung führen kann und dies auch immer wieder tut. Bei dieser Entwicklungsstufe bleibt es aber nicht. Auch Beck spricht von „einer neuen Art der sozialen Einbindung („Kontroll- bzw. Reintegrationsdimension“ 1986, S.206), die sich nach der „Freisetzungsphase“ entwickelt.

Das Problem ist, dass er diese Reintegrationsdimension nirgendwo definiert, ja sich weigert sie zu definieren (vgl. kritisch dazu Otte 1998, S.182f.). Zweifelsohne ist die Antwort der Individuen auf die Individualisierung zunächst die Wiederherstellung von Milieus in Form kleinerer Gemeinschaften, Szenen oder Cliquen. Dieser Prozess verläuft meist unbewusst, wird aber immer wieder, z.B. in Jugendszenen, eindeutig als intentionale Handlung formuliert und in vielen Jugend-Musiktexten dokumentiert. Es wäre ein Irrtum, sich eine solche Milieubildung als isoliertes Zufallsprodukt der Modernität vorzustellen. Diese neuen Milieus, Szenen oder Cliquen entstehen eindeutig entlang von askriptiven (zugewiesene äußere) Merkmalen. Auch Beck erkannte das in seiner „Risikogesellschaft“: „Dauerhafte Konfliktlinien entstehen mehr und mehr entlang *zugewiesener* Merkmale, die nach wie vor mit Benachteiligungen verbunden sind. Rasse, Hautfarbe, Geschlecht, ethnische Zugehörigkeit (Gastarbeiter), Alter, körperliche Behinderungen. Derartige quasi-naturvermittelte soziale Ungleichheiten erhalten unter Bedingungen fortgeschrittener Individualisierung besondere Organisations- und Politisierungschancen aufgrund ihrer Unentrinnbarkeit, ihrer zeitliche Konstanz, ihrer Widersprüchlichkeit zum Leistungsprinzip, ihrer Konkretheit und direkten Wahrnehmbarkeit und der damit ermöglichten Identifikationsprozesse“ (1986, S. 159f).

Auch Keupp sieht als Folge von Individualisierung die Entwicklung von „sozialen Netzen“, wobei: „diese Netze haben die Tendenz, zu ‚Stammeskulturen‘ zu werden: Unterstützt wird, wer zu mir gehört, zu meiner Familie, zu meinem ‚Clan‘, zu meiner Szene oder zu meiner Selbsthilfegruppe“ (2000, S.35). In der selben Logik diagnostiziert der Soziologe Michel

Maffesoli das Ende des Individualismus und spricht gar vom modernen Tribalismus als Charakteristikum der postmodernen Gesellschaften (2000).

In der Globalisierung entstehen weltweit neue Abhängigkeiten und Ungleichheiten, die als Verhältnis von Peripherie und Zentrum gekennzeichnet werden können. Während sich die Zentren organisieren, zersplittern die Peripherien. Die Abhängigkeit vom Zentrum und der Sog der Zentren wächst. Eine der Folgen ist die Migration, durch die neue Gefälle von Zentrum und Peripherie entstehen. In den Zentren entstehen neue soziale Ungleichheiten, durch die in den reichen Ländern der Verteilungskonflikt in den Vordergrund tritt. Die hier gemeinte soziale Ungleichheit lässt sich nicht nach dem Modell sozialer Schichten oder Klassen beschreiben. Ausländer, Benachteiligte, Ostdeutsche oder Frauen stellen keine sozialen Schichten, sondern soziale Segmente dar.

Soziale Segmente bezeichnen im Sinne von Emil Durkheim (1988) soziale Gruppen, in welche die Individuen integriert sind. Das Segment ist aber auch eine lokal definierte Gruppe, die von anderen Gruppen relativ isoliert ist und ein Eigenleben führen kann.

Diese gesellschaftlich forcierte soziale Aufteilung verschärft die Bedeutung sozialer Ausgrenzung, Diskriminierung und Missachtung.

Parallel zu den gesellschaftlich forcierten Segmentierungsprozessen können wir Prozesse der Selbstsegmentierung, Selbstausgrenzung bzw. Ethnisierung oder Selbstethnisierung beobachten. Man kann diese Prozesse als quasi erzwungene kollektive Antwort auf die Individualisierung interpretieren. Das gilt für Allochthonen und Autochthonen in gleicher Weise, wenn es auch bei Gruppen mit Migrationshintergrund deutlicher in Erscheinung tritt.

Diese Selbstsegmentierung scheint bei den Interviews für diese Arbeit überall als Möglichkeit der Krisenbewältigung durch, sie ist als mögliche Quelle der Solidarität präsent und hauptsächlich eine Reaktion auf die Fragmentierung, also auf die funktionale Differenzierung der Gesellschaft, die wiederum als Dezentrierung erlebt wird. Die Jugendlichen versuchen im Segment ein „Kohärenzgefühl“ wieder herzustellen, so „dass die Ereignisse der inneren und äußeren Welt strukturiert, vorhersehbar und erklärbar sind, Ressourcen verfügbar sind, die man dazu braucht, um den gestellten Anforderungen gerecht werden zu können und diese Anforderungen es Wert sind, sich dafür anzustrengen und einzusetzen“ (Höfer 2000, S.83f).

3.6.3. Die Gefahr der Ethnisierung und der Selbstethnisierung

Wenn die Integration eine der Hauptaufgaben der Jugendarbeit ist, dann ist die Segmentierung und vor allem die Selbstsegmentierung ihr größtes Hindernis auf dem Weg dorthin. Eine ihrer Varianten, die Ethnisierung bzw. die Selbstethnisierung, war bei den Interviews nicht zu überhören. Obwohl fast alle Jugendlichen angeben, sich mit allen zu verstehen, stellt sich heraus, dass ihr Freundeskreis hauptsächlich aus Jugendlichen desselben sozialen Hintergrunds besteht. So ist Aslan (Int.30) in seiner Freizeit ausschließlich mit Türken zusammen. Der Gasinstallateur Rollo bestätigt das: „... *mein Freundeskreis besteht zu 90% aus Ausländern..., wenn ich es so sagen darf, sind eigentlich Deutsche in meinem Freundeskreis gar nicht...*“ (Int.11, 262-264)

Es ist bedenklich, wenn sogar Gregor, ein Jugendlicher aus der dritten Generation griechischer Migranten, dem man kaum den Migrationshintergrund anmerken kann, in Bezug auf die Einführung des Euros zu folgenden Aussagen kommt:

- *Gregor: ...aber da werden sich auf jeden Fall viele Leute dagegen sträuben, denk ich mal, weil jeder bleibt an seiner Abstammung haften, oder sagt halt, hey, ich bin deutsch oder ich bin Grieche oder ich bin Italiener und ich glaub nicht, dass in den nächsten zehn Jahren jeder sagt, ich bin Europäer*

- Interviewer: *Fühlst du dich als Europäer oder als Grieche?*

- Gregor: *Sagen wir mal so, weder noch. Also es ist halt so, du bist hier in Deutschland geboren, aber du bist Grieche. Du wirst hier nicht richtig akzeptiert, weil du einen griechischen Pass hast und du wirst in Griechenland nicht akzeptiert, weil du hier in Deutschland lebst. Also irgendwo dazwischen wieder. Das ist halt mal wieder so eine Sache. Das ist genauso, wie mit den ganzen anderen Leuten, die sind alle hier, sind zwar ausländisch, aber wenn sie in ihr eigenes Heimatland gehen, sind sie auch wieder Ausländer. Weil sie entweder die Sprache nicht richtig reden können, oder von anderen Leuten ausgeschlossen werden...“ (Int.26, 450-461)*

Für die Jugendlichen selbst kann die Selbstethnisierung mehrere Dimensionen annehmen. Sie kann als Versuch der Rezentrierung im eigenen Segment fungieren (s.o.) oder der Wiederherstellung des Kohärenzgefühls, sie kann aber ebenso gut die Individualität betonen. Durch die Selbstethnisierung findet dann eine Selbststilisierung statt. Unser Kollege Christos Govaris bekam in seinen Interviews oft die Aussage zu hören: „Grieche zu sein ist cool“. Damit gewinnt das Individuum eine Facette mehr, die eine Erhöhung der Optionsvielfalt und der Flexibilität bedeutet. In der Tat sind bestimmte Qualifikationen wie Fremdsprachen oder die kulturelle Kompetenz in der internationalisierten Welt sehr wichtig, weil sie die Instrumente der Mittler sind. Sie könnten aber auch zu Integrationshemmnissen werden, wenn sie ihre Legitimation ausschließlich aus der Segmentzugehörigkeit schöpfen (vgl. Bourdieu 1984).

3.6.4. Ich-bezogene Motive und Individualisierung

Ich wies auf die Entwicklung von Pflicht- zu Selbstentfaltungswerten hin (vgl. Kap. 3.4) und zitierte dabei Birgit, die klar darlegt, dass ihr Engagement in der Gewerkschaft auch von ganz persönlichen Interessen geleitet wird. Sie möchte zwar etwas bewegen, andere Menschen unterstützen, die Organisation stärken, will dabei aber auch einen unmittelbaren Kompetenzgewinn erzielen. Nach der Frage, warum sie so viel Zeit für die IG Metall investiert, entwickelt sich folgender Dialog (der in dieser Arbeit im Kap. 3.4.2. schon zitiert wurde):

Birgit: ...du guckst, der Kalender ist frei, es steht nichts drin, zack gehst du hin. Weiß auch nicht. Es gibt...es ist eigentlich alles wichtig. Ich glaube ich habe noch nie etwas Unwichtiges erlebt. Ich mein, wenn ich Wissen mitkriegen kann, dann gehe ich natürlich auf eine Veranstaltung, da ist ganz klar. Ich habe ja dann den Vorteil dem gegenüber der nicht da war.

Interviewer: Das habe ich jetzt nicht richtig verstanden.

Birgit: Also man geht dann letztendlich zu allem, wenn man mal IG Metall befangen ist, dann ist das wie eine Sucht. Man geht wirklich zu allem und man sieht dann auch, dass Gewerkschaftsarbeit nicht irgendwie langweilig oder tot ist. Weißt du wie ich meine? Sondern es lebt und da ist Leben und da geht man dann hin. Natürlich wenn man 100%ig überzeugt ist, da ist ganz klar. Ich meine viele ziehen ein Gesicht hin, wenn sie nach der Arbeit noch irgendwie auf ein Sitzung müssen, so „oh nach der Arbeit“, das kann ich gar nicht verstehen. Ich muss doch dann auch ein bisschen Freizeit in das was mir Spaß macht investieren.

Interviewer: Das mit dem Vorteil habe ich nicht verstanden.

Birgit: Ja wenn ich irgendwo war, wo der Kollege, obwohl er hätte hingehen können, nicht war, bin ich doch klar im Vorteil. Ich habe jetzt den ganzen Vortrag mitgekriegt und weiß, um was es geht und er weiß gar nichts.

Interviewer: Ach, ihm gegenüber bist du im Vorteil.

Birgit: Genau.

Interviewer: Gegenüber dem Kollegen.

Birgit: Genau. Das sind dann immer die, die zu einem sagen „gehe du mal auf die Veranstaltung und sage mir was war. (Int.27, 258-278)

Hier handelt es sich um mehrere Aspekte der Ich-Bezogenheit. Zunächst stellen wir ein außerordentlich starkes Engagement fest. Damit ist die enorme Zeitinvestition zu erklären. Es macht aber auch Spaß und bewirkt einen Kompetenzgewinn, der aber auch klare Vorteile den Kollegen gegenüber bringt.

Rollo, der Gasmonteur bringt es auf den Punkt:

- Also, ich meine, man braucht immer höhere Qualifikationen, wie ich denk, man muss immer besser sein. Das ist ein Konkurrenzkampf. (Int.11, 334-335)

Konkurrenz scheint also ein bedeutsamer Faktor für die Ichbezogenheit zu sein.

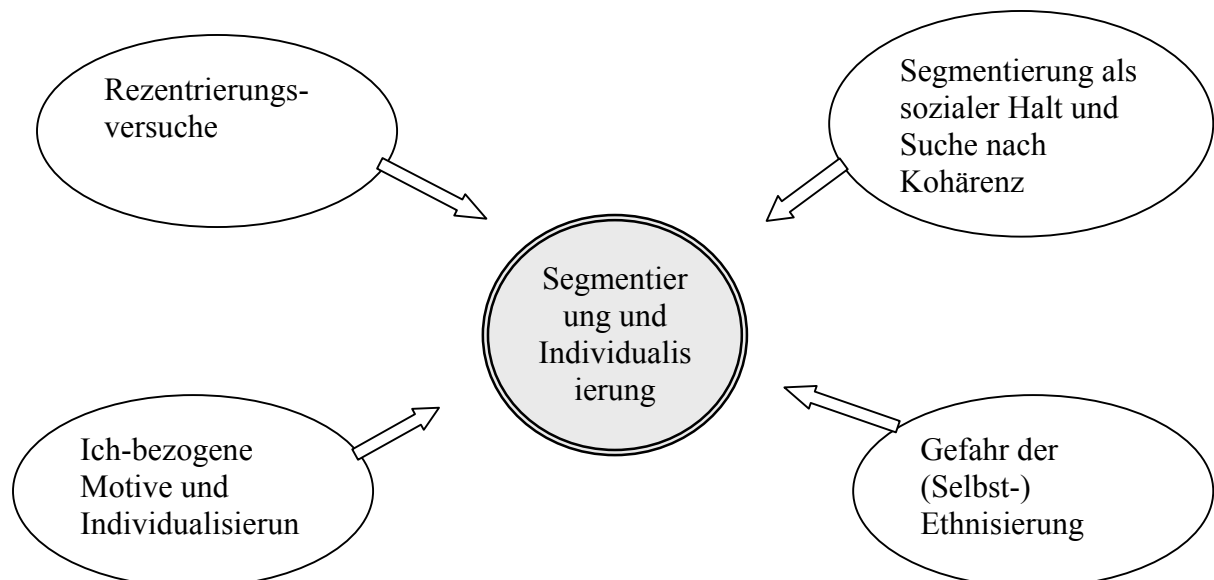
Die Selbstbezogenheit führt Jugendliche dazu, bei Problemen erst an individualistische Lösungswege zu denken. Dies drückt sich bei Maria (s.o.) so aus:

- Es mag sein, dass man zusammen mehr erreicht und dass man Hilfe und Unterstützung durch Organisationen bekommt, nur denk ich letztendlich, äh, kämpft jeder für sich selbst, jeder ist sich selbst der Nächste, das ist nun mal die traurige Realität. Ich hab bisher von niemandem Hilfe bekommen. Also, jetzt von irgendwelchen Organisationen, ich hab's auch noch nicht angestrebt, muss ich auch ehrlich gestehen, vielleicht wär's ja auch anders gelaufen, wenn ich's getan hätte. Von Freunden hab ich Hilfe bekommen, richtigen Freunden, wobei man da auch merkt, wer sind wirkliche Freunde und wer nicht. Und ansonsten bin ich doch der Überzeugung, dass jeder für dich selbst kämpft. (Int.29, 317-324)

Es wird nicht total ausgeschlossen, dass andere Wege bei der Bewältigung von Problemen möglich sind, nahe liegt aber zunächst die individualistische Möglichkeit.

Als Übersicht und Zusammenfassung der verschiedenen Komponenten sozialer Segmentierung und Individualisierung dient die folgende Graphik:

Abbildung 17: Segmentierung und Individualisierung



4. Fallanalysen und Portraitfilm

In den vorhergegangenen Kapiteln wurde mit quantitativen und qualitativen Methoden untersucht, welche neuen Orientierungen und Engagementformen sich heute bei jugendlichen Arbeitnehmern und Arbeitnehmerinnen feststellen lassen. Ich habe zusätzlich Fallanalysen durchgeführt, um festzustellen, wie sich die allgemeinen Tendenzen bei einzelnen Jugendlichen darstellen. Die folgenden Falldarstellungen dienen aber nicht nur der Veranschaulichung und Konkretisierung der allgemeinen Ergebnisse, sondern sie liefern auch darüber hinaus gehende Erkenntnisse, hier speziell zu den Formen und Hintergründen des Engagements. Die Fallanalyse ist gerade in der Jugendforschung eine wichtige Methode der Erkenntnisgewinnung (zur Einzelfallmethode vgl. Held, 2001). Auch in den bekannten Shell Jugendstudien spielen Fallanalysen als Ergänzung zu den quantitativen Daten in letzter Zeit eine zunehmend wichtige Rolle (vgl. Deutsche Shell 2000, 2002), wengleich dort – bedauerlicherweise – zwischen den Jugendportraits und den quantitativen Daten keine Beziehung hergestellt wird. Eine weitere Besonderheit dieser Jugendstudie besteht darin, dass die Fallanalysen in einen Portraitfilm umgesetzt wurden, der in der Jugendarbeit verwendet werden kann.

Die folgenden Einzelfalldarstellungen beziehen sich sehr stark auf den Portraitfilm und können zur Vorbereitung der pädagogischen Arbeit mit dem Film genutzt werden. In dem Film stellen sich fünf Jugendliche selbst vor, und nur durch Auswahl und Schnitt werden Interpretationen nahegelegt. Der folgende Text dient der Interpretation und Vertiefung der Aussagen des Films. Es handelt sich also im folgenden nicht um vollständige Fallanalysen, sondern nur um die wichtigsten Ergebnisse aus diesen.

4.1. Auswahl der Fälle

Bei den Fallanalysen beschränkte ich mich auf besonders engagierte Jugendliche. Ich wollte also primär herausfinden, was die subjektiven Voraussetzungen und Begründungen für ein Engagement bei Jugendlichen heute sind. Der Schwerpunkt liegt bei der Frage, was bringt Jugendliche dazu, sich zu engagieren.

Da ich die teilnehmenden Beobachtungen bei Gewerkschaftsveranstaltungen und in der gewerkschaftlichen Jugendarbeit durchführte, liegt der Schwerpunkt meiner Fallanalysen bei Jugendlichen, die in der Gewerkschaft aktiv sind. Da nicht alle im allgemeinen aktiven jungen Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen auch in der Gewerkschaft aktiv sind – es gibt auch andere Formen des Engagements – bezog ich zusätzlich eine Jugendliche mit ein, die nicht Mitglied in einer Gewerkschaft ist, die sich aber bereit fand, sich mit dem Engagement in der Gewerkschaft auseinander zu setzen, und die auch an einer großen Aktion der IG Metall teilnahm. Außerdem fragte ich auch bei den jungen aktiven Gewerkschaftern nach, ob sie sich sonst noch irgendwo engagieren. Auch dadurch wird das Spektrum des Engagements ausgeweitet.

Die ausgewählten Jugendlichen sollten in Bezug auf ihr Engagement möglichst verschieden sein. Einige andere Auswahlkriterien kamen hinzu, so die Geschlechtsproportion (drei Jugendliche sind männlich und zwei Jugendliche weiblich), die Herkunft (zwei Jugendliche haben einen familiären Migrationshintergrund) und die Altersspanne (die fünf Jugendlichen sind zum Zeitpunkt der Untersuchung zwischen 20 und 26 Jahre alt).

Ich möchte betonen, dass ich nicht Jugendliche ausgewählt habe, die zu den zum Zeitpunkt der Befragung absehbaren Ergebnissen passen. Ebenso wenig habe ich die Ergebnisse der qualitativen Untersuchung denen der quantitativen Untersuchung angepasst. Vielmehr habe ich anhand der Fallanalyse die Ergebnisse der quantitativen Untersuchung erweitert.

4.2. Die Vorgehensweise: Fallanalyse und Portraitfilm

Bei der teilnehmenden Beobachtung gewerkschaftlicher Jugendarbeit führte ich Gespräche und machte mit einer Reihe von Jugendlichen Interviews. Im Laufe dieses Prozesses wählten wir dann die fünf Jugendlichen für die vertiefende Fallanalyse aus. Die Auswertung ihrer Interviews ist also in die allgemeinen Ergebnisse eingeflossen.

Mit den fünf für die Fallanalyse ausgewählten Jugendlichen wurde jeweils ein Interview mit Tonband durchgeführt, dieses wurde transkribiert, kodiert und ausgewertet. Durch das „axiale“ Kodieren (vgl. Strauss, 1991) wurde das Wichtige und Bestimmende gesucht, um das sich die übrigen Aspekte gruppieren lassen. Dazu waren aber zusätzliche Hintergrundinformationen notwendig, die – teils mit der Kamera – in der Lebenswelt der Jugendlichen erkundet wurden. Auf diese Weise suchten wir für jeden Fall nach der zentralen Achse, also nach der zentralen Thematik, die der Fall repräsentiert. Wichtig war dabei der Vergleich und die Kontrastierung der fünf Fälle. Kurzbeschreibungen jedes Falles unterstützten den Auswertungsprozess. Die ganze Auswertung erfolgte durch die Forschungsgruppe.

Die Beobachtungen, Interviews und Gruppengespräche wurden mit der Videokamera dokumentiert. Dieses Material bildete die Basis für den Portraitfilm. Die Verbindung von Fallanalyse und Filmarbeit stellt einen besonderen methodischen Ansatz dar, der sich auch in bisherigen Jugendprojekten der Tübinger Forschungsgruppe schon früh als sehr wichtig erwies (vgl. Leiprecht, 1994, S. 160-187).

Die Arbeit mit dem Film zwingt dazu, sich auf das Wesentliche, d.h. die wesentlichen Aussagen zu konzentrieren und sie verdichtet darzustellen. Die Grundfrage war hier „wofür steht diese Person?“. Da sich die Jugendlichen in dem Film unkommentiert selbst darstellen, erfolgte die Analyse von ihrem Standpunkt aus und nicht von einem Außenstandpunkt. Der Film wurde so gestaltet, dass die Jugendlichen sich selbst im Film wiederfanden, dass es „ihr“ Film wurde.

Für den Schnitt des endgültigen Films stand das umfangreiche gedrehte Gesamtmaterial zur Auswahl. Die Forschungsgruppe hat in Abstimmung mit den Jugendlichen entschieden, was davon wichtig ist, die professionellen Filmproduzentinnen sorgten für den Rahmen, den Stil, die Gestaltung und die Montage.

4.3. Fünf Jugendliche und doch nicht nur Einzelfälle

Die neuen Orientierungen und Engagementformen, die im dritten Kapitel dargestellt und theoretisch erklärt werden, finden sich in verschiedener Form auch bei den fünf Jugendlichen wieder, die für die Fallanalyse ausgewählt wurden. Es geht im folgenden nicht darum, diese allgemeinen Tendenzen bei den Jugendlichen noch einmal herauszuarbeiten, sondern es geht um ihre Besonderheit in Bezug auf das Engagement. Und in dieser Besonderheit spielen dann auch der Wille zur Integration, die Distanz zur Politik, das neue Verhältnis zur Organisation,

der Zukunfts- und Vergangenheitsbezug, sowie Segmentierung und Individualisierungsprozesse eine Rolle.

Birgit (im Film genannt Bianca): „Die IG Metall ist wie ein Hobby“

Birgit hat eine dreijährige Lehre in der Automobilindustrie abgeschlossen und ist jetzt Industriemechanikerin.

Aufgewachsen ist sie in einer Arbeiterfamilie. Ihr Vater war auch in der Automobilindustrie beschäftigt und bis zu seiner Pensionierung Betriebsrat und aktives IG Metallmitglied. Die Familie hatte nur eine Dreizimmerwohnung mit 50 qm für vier Personen (Birgit hat noch eine jüngere Schwester). Auf ihre Kindheit blickt Birgit gerne zurück und ist der Meinung, dass sie ihren Eltern viel verdankt.

Birgit: *„Sie haben mich schon von Kindesbeinen an gefördert. Ich durfte in den Flötenunterricht, ich durfte in den Trompetenunterricht, ich war im Kinderturnen. Ich durfte ... meine Eltern haben immer gesagt: mach was! Sie haben immer geguckt, dass mein Tag ausgefüllt war. Dann auch das mit der Kinderkirche, das kam auch von meinen Eltern. Sie haben uns in die Kirche geschickt, nicht dass sie uns eine Stunde los sind, sondern einfach dass wir uns für andere Sachen auch ein Stück weit interessieren.“* (Int. 27, 651-656).

Ihre vielen Interessen und ihre vielfältigen Aktivitäten führt sie offenbar auf den Einfluss ihrer Familie zurück. Die Eltern selbst haben offenbar heute kein besonderes Interesse mehr an neuen Entwicklungen und neuen Dingen.

„Sie sind nicht offen für neue Sachen. Da ist meine Oma ein Stück weit fitter als meine Eltern. Sie lernt im Seniorenkreis englisch und sie hat einen Computerkurs gemacht. Dann war sie mit meiner Mutter immer chatten, weil sich Oma gleich einen neuen Computer gekauft hat (Lachen).“ (694-697).

Birgit hatte also in ihrer Entwicklung auch noch andere soziale Bezugspunkte als ihre Eltern. Ihre Eltern sind auch heute noch ein starker Rückhalt für Birgit. Sie weiß, dass sie in allen Schwierigkeiten auf ihre Eltern zählen kann.

Birgit hat sich schon früh in der Kinderkirche engagiert und dort schon in ihrer Realschulzeit ein Praktikum gemacht. Daraufhin stand für sie eigentlich fest, dass sie Kindergärtnerin oder irgendetwas anderes im sozialen Bereich später machen will. Offenbar haben ihr die Eltern das ausgeredet und sie - wie sie sagt - mit guten Argumenten überzeugt, in dem gleichen Betrieb, in dem ihr Vater gearbeitet hat, eine Ausbildung als Industriemechanikerin zu beginnen. Die Erfahrungen am Fließband waren für sie katastrophal. Sie erkannte, dass sie sich dem als Jugendvertreterin etwas entziehen kann und dass sie auf diesem Weg auch ihr soziales Engagement, das immer noch vorhanden war, unterbringen konnte. So wurde sie zu einer engagierten Jugendvertreterin und zu einer aktiven Gewerkschafterin.

Das Engagement von Birgit ist im Laufe ihrer Ausbildung sehr vielfältig geworden. Es beschränkte sich nicht auf die IG Metall, sie war auch im Kreisjugendring aktiv und auch in einer ökologischen Gruppe.

Dass sie schon zu Beginn ihrer Ausbildung gleich in die IG Metall eingetreten ist und sich dann in der IG Metall engagiert hat, führt Birgit auf die Tradition in ihrer Familie zurück. Dieses Engagement war für sie völlig selbstverständlich und sie hätte ihre Eltern auch sehr enttäuscht, wenn sie nicht zumindest Mitglied geworden wäre. Ein Engagement aus der Familietradition heraus ist nichts neues, sondern eher ein Rest aus den Zeiten der Arbeiterbewegung.

Neu ist jedoch die Art des Engagements von Birgit. Sie füllt nicht rituell Funktionen aus, wie das immer zur Tradition gehört hat, sondern sie nutzt alle Möglichkeiten der Gewerkschaftsarbeit, um für sich selbst etwas zu gewinnen. Birgit hat sich nicht nur im Betrieb als Jugendvertreterin und später als Vorsitzende der Jugendvertreter engagiert, sondern auch außerhalb des Betriebs für die IG Metall. Sie hat eine Referentenausbildung gemacht, Jugendseminare und Jugendvertreterseminare besucht und ist in der Jugendarbeit Teamerin. Aber das ist nicht alles. Sie engagiert sich in Jugendfreizeiten, nimmt an großen IG Metalldemonstrationen teil und demonstriert aktiv gegen Rassismus und Rechtsextremismus. Dazu sagt sie:

Birgit: „Ja, das sind dann die Aktivitäten, die einen in der Freizeit auch nicht loslassen. IG Metall ist wie ein Hobby. Ich muss sagen, früher als Jugendvertreterin habe ich nur für die IG Metall gelebt, weil es hört ja nach der Jugendvertretertätigkeit und nach dem Feierabend nicht auf. Dann bist du als Vorsitzende in jedem Arbeitskreis drin. Du bist in der Vertrauenskörperleitung drin, im Arbeitskreis Jugend und Ausbildungsvertretung. ... Und wenn du dann örtlich überall rumspringst, irgendwann dann auch mal bezirklich, gerade im Jugendbereich.“ (230-237).

Dies alles macht sie nicht aus Pflicht und Tradition, sondern weil es ihr selbst wichtig ist:

Birgit: „Wenn man einmal dabei ist, dann ist das Engagement wirklich so. Wenn man dann liest eine Veranstaltung findet da und da statt, dann ist das schon wie eine Sucht. Du guckst, dein Kalender ist frei, es steht nichts drin, zack gehst du hin. Ich weiß auch nicht, es gibt ... es ist eigentlich alles wichtig. Ich glaube ich habe noch nie etwas unwichtiges erlebt. Ich meine, wenn ich Wissen mitkriegen kann, dann geht ich natürlich auf eine Veranstaltung, das ist ganz klar. Ich habe ja dann den Vorteil, demgegenüber dem, der nicht da war.“ (256-261).

Die Arbeit in der IG Metalljugend macht ihr Spaß bis hin zur Sucht. So berichtet sie auch über „Entzugserscheinungen“, wenn mal nichts los ist. Es handelt sich hier aber nicht um blinden Aktionismus, sondern Birgit unterscheidet sehr genau, was ihr etwas bringt, was die Gewerkschaft ihr bieten kann. So hat sie sich z.B. sofort für eine internationale Solidaritätsfahrt nach Brasilien entschieden, welche die IG Metall für Jugendliche angeboten hat. Das hat sie aber nicht etwa als touristisches Angebot empfunden, sondern sie hat sich sehr intensiv menschlich, sozial und politisch mit allem auseinander gesetzt, was dort für die Gewerkschaft organisiert wurde. Für die zuhause gebliebenen IG Metallmitglieder hat sie auch an einem Film mitgearbeitet und an einer Broschüre über die Verhältnisse in Brasilien. Die Landlosenbewegung und die Streiks in großen Betrieben haben sie sehr beeindruckt.

Birgit: „Wenn ich die Möglichkeit habe, in meinem Urlaub an einer Delegation nach Brasilien teilzunehmen, wo ich dann mal andere Arbeitsbedingungen und Lebensweisen sehe, wo ich dann auch noch von den Leuten einfache Sachen lernen kann, die wir schon gar nicht mehr kennen, wenn ich da die Möglichkeiten habe und das nicht nütze, bin ich eigentlich dumm. So sehe ich das halt. Es ist mir nicht zu viel.“ (373-377).

Ihr Engagement nennt Birgit „Hobby und Spaß“ (390). Hätte in früheren Zeiten jemand seine Gewerkschaftsarbeit als Hobby und Spaß bezeichnet, so wäre er wohl nicht ernst genommen worden. Verantwortung und Pflichtgefühl waren die akzeptierten Motive. Es hat aber inzwischen nicht nur ein Wertewandel stattgefunden, sondern auch eine Veränderung der Bedeutung von Hobby und Spaß. Das Wort Spaß verweist heute bei Jugendlichen auf die eigene emotionale Beteiligung und den eigenen emotionalen Gewinn. Es steht für den persönlichen Sinn einer Tätigkeit. Hobby verweist auf das persönliche Interesse.

Mit der Betonung von persönlichen Interessen und persönlichen Emotionen bringt Birgit deutlich ichbezogene Motive zum Ausdruck. Damit entspricht sie den Befunden der neueren

Wertwandelvorstellung, die einen Wechsel von Pflicht und Akzeptanzwerten hin zu Selbstentfaltungswerten konstatieren (vgl. Klages, 2000). Von dieser Forschungsrichtung wird allerdings angenommen, dass die Pflicht- und Akzeptanzwerte weiterhin in den sogenannten traditionellen Organisationen, zu denen auch die Gewerkschaften gerechnet werden, vorhanden sind und dass sich die neuen Selbstentfaltungswerte in neueren organisatorischen Formen wie Bürgerinitiativen und Selbsthilfegruppen etablieren. Das Engagement von Birgit und ihre Begründung macht deutlich, dass die neue ichbezogene Begründungsform auch innerhalb der so genannten traditionellen Organisationen ihren Platz gefunden hat. Birgit lebt ihr Engagement nicht zufällig in einer Gewerkschaft aus, sondern sie braucht den organisatorischen Rahmen, der ihr Sicherheit gibt und ihren Möglichkeitsraum erweitert.

Perspektivisch strebt Birgit eine Laufbahn innerhalb der Gewerkschaft an. Nach langer Überlegung hat sie sich dazu entschlossen, nicht für den Betriebsrat zu kandidieren, sondern für ein Jahr an die Akademie der Arbeit zu gehen um dort besser für die Gewerkschaftsarbeit ausgebildet zu werden. „Spaß und Hobby“ erhalten so eine berufliche Perspektive.

Neu an dem Engagement ist - im Vergleich zur früheren Arbeiterbewegung - dass Engagement nicht politisch begründet wird und sich nicht mit einem expliziten politischen Standpunkt verbindet. Auf die Frage, ob sie sich politisch links oder rechts bezeichnen würde, reagiert sie so wie die meisten Jugendlichen, die befragt wurden:

Birgit: „Politisch halte ich mich eigentlich eher zurück. Ich bin in dem Sinn nicht politisch engagiert. Ich gehöre auch keiner Partei an. Ich mache die Gewerkschaftsarbeit und die ist natürlich schon politisch orientiert. Wenn wir unsere Forderungen haben, soll das ja auch die Richtigen treffen. Aber dass ich irgendwelche Wahlveranstaltungen besuche oder mich da auch engagiere, das mach ich überhaupt nicht.“ (507-511).

Das bedeutet bei Birgit nicht, dass sie nicht politisch interessiert und informiert wäre. Auf meine Frage, ob das bedeutet, dass Politik in ihrem Leben keine Rolle spielt sagt sie:

Birgit: Eine kleine Rolle. Keine Rolle war es wahrscheinlich früher. Da hat es mich nicht interessiert. Mittlerweile lese ich doch jeden Tag die Frankfurter Rundschau (lacht), weil da der Wirtschafts- und Politikteil am größten ist. Ich finde es auch ganz interessant, wenn man mal aufmerksam die Zeitung liest, was da überhaupt abgeht.“ (521-525).

Immer wieder wurde deutlich, dass Birgit sich sowohl für Politik interessiert als auch einen politischen Standpunkt hat, nur verleugnet sie ihn gegenüber anderen meistens. Dazu hat sie auch Gründe, da in ihrem sozialen Umfeld Politik eher tabuisiert wird. Auf meine Frage, ob Politik ein Thema in ihrem Freundeskreis sei, antwortet sie:

Birgit: „Überhaupt nicht, überhaupt nicht. Wenn dann wird es eher negativ ausgelegt und geschimpft, wenn man wieder irgend etwas gehört hat, was man aber nicht hundertprozentig weiß, weil man es nur gehört hat. Man kann nur über irgend etwas schimpfen, aber dass jemand etwas gesagt hätte, dass etwas gut wäre, hab ich auch noch nicht im Betrieb erlebt.“ (540-543).

Auch mit ihren Eltern kann sie nicht über Politik diskutieren, da auch diese immer nur schimpfen. Diese verbreitete Kultur des Schimpfens verunmöglicht eine echte Auseinandersetzung mit Politik und es wird eigentlich nur zum Ausdruck gebracht, dass man damit nichts zu tun haben möchte. Unter diesen Voraussetzungen ist es für Birgit subjektiv funktional ihren politischen Standpunkt und ihr politisches Interesse verdeckt zu halten oder zu verleugnen.

Mit politischen Äußerungen hält sich Birgit sogar gegenüber den Interviewern zurück (auch wenn keine Kamera dabei ist) und vermeidet Themen, die solche Äußerungen provozieren würden. Das gilt auch für Fragen nach der gesellschaftlichen Zukunft. Auf meine Frage, wie sie die Zukunft der Arbeitnehmer in Deutschland sieht antwortet sie:

Birgit: „Das ist eine tolle Frage. Über die Zukunft habe ich mir auch schon Fragen gestellt. Ich weiß nicht, wo es hingeht. ...Ich weiß es nicht. Man sieht ständig eine Weiterentwicklung, aber wo wir uns hin entwickeln, das weiß ich gar nicht. Ich bin kein Hellseher.“ (753-757).

Max (im Film Matze genannt): „In der Gewerkschaftsarbeit ist jeder wichtig“

Auch Max hat eine Ausbildung zum Industriemechaniker abgeschlossen und ist im Betrieb Jugendvertreter.

Das Herkunftsmilieu ist bei Max ganz ähnlich wie bei Birgit. Die Eltern sind Arbeiter, der Vater ein überzeugter Gewerkschafter. Max lebt mit seiner Schwester noch im Haushalt der Eltern. Auch heute noch hat die Herkunftsfamilie für ihn eine große Bedeutung.

Max: „Na, Familie ist ganz wichtig. Familie ist irgendwo ein Rückhalt. Wenn du irgendwelche Probleme hast oder so, die verstehen dich am ehesten.“ (Int. 28, 476-477).

Seine berufliche Entwicklung ist bisher sehr geradlinig verlaufen. Er hat seine Lehre in einem kleinen Betrieb angefangen, dort aber schnell festgestellt, dass er sich in dieser „Schlosserbude“ nicht weiterentwickeln kann. Er hat dann einfach am Ende des ersten Lehrjahres nach Hinweis durch einen Verwandten bei dem Ausbildungsleiter eines größeren Betriebes angerufen und angefragt, ob er dort seine Ausbildung weitermachen könnte. Er wurde dort übernommen und seine Lehre konnte ohne Unterbrechung in der neuen Firma weiterlaufen. Mit der Ausbildung in der neuen Firma ist er sehr zufrieden:

Max: „Also, ich bin sehr zufrieden, dass ich in der Abteilung bin, weil ich bin ein Mensch, äh, ich kann nicht immer das gleiche machen. Also, ich muss mich weiterentwickeln.“ (49-51).

Max gefällt vor allem, dass er in seiner Ausbildung jeden Tag dazulernt und die Absicht sich weiterzuentwickeln bildet eine durchgängige Leitlinie für seine Lebensführung.

Für Max war es selbstverständlich, dass er gleich in die Gewerkschaft eintritt:

Max: „Zur Gewerkschaft selber bin ich allerdings gleich gekommen, nachdem ich in die Firma reingekommen bin. Da hat es geheißen „alle sind drin“ (lachen). Gut, mein Vater, der arbeitet ja auch in der Metallverarbeitung und der ist auch in der Gewerkschaft, also, das war für mich keine Frage, dann auch mit da reinzukommen.“ (231-236).

Max ist schon nach kurzer Zeit Jugendvertreter geworden und ist es immer noch. Auch das gehört zu seiner Leitlinie sich weiter zu entwickeln.

Das Engagement von Max als Jugendvertreter und in der Gewerkschaft stellt sich anders dar als bei Birgit. Die Arbeit als Jugendvertreter hat er auch aus Nützlichkeits erwägungen für sich selbst aufgenommen, da er als Jugendvertreter nach der Ausbildung vom Betrieb übernommen werden muss. Er betont jedoch, dass das nicht alles ist, sondern dass er Verantwortung tragen will. Als Jugendvertreter sieht er sich eher als ein Vermittler zwischen den Vorgesetzten und den Jugendlichen und nicht nur als ein Vertreter der Interessen der Jugendlichen.

Gleichzeitig liegt ihm aber viel daran, - auch mit Hilfe der Gewerkschaft - etwas durchzusetzen. So hat er die Fahrt nach Berlin zur Großdemonstration nicht nur als Aktion und Spaß durchgeführt, sondern primär um bestimmte Forderungen mit durchzusetzen. Für

Max ist die Arbeit in der Gewerkschaft also kein Hobby, sondern ein Mittel, um Forderungen durchzusetzen. Insofern ist sein Engagement eher von dem Gefühl der kollektiven Verantwortung getragen. Er ist sich bewusst, dass nur, wenn alle mitmachen, Aussicht auf Erfolg besteht.

Diese traditionell kollektive Orientierung hat jedoch einen neuen Akzent, der von ihm sehr in den Vordergrund gestellt wird. Wichtig ist ihm, dass der Einzelne als Person nicht in den kollektiven Aufgaben untergeht. Max betont den Vorrang des Subjektstatus des Einzelnen in der Gewerkschaftsarbeit folgendermaßen:

Max: „Und da ist jeder wichtig, jeder einzelne. Das ist egal, ob er irgendein Gremium macht oder einfach nur dabei ist. Jeder ist wichtig.“ (271-273).

Gleichzeitig versucht er das kollektive Moment mit dem individuell subjekthaften zu verbinden. Dafür verwendet er eine Metapher:

Max: „Ja, ich sehe mich als eine wichtige Person. Wenn man die IG Metall jetzt als Kette sieht, dann sehr ich mich als ein Glied davon. Und je länger und stärker die Kette ist, desto besser.“ (277-279).

Max will Forderungen durchsetzen, aber auch sich selbst weiterentwickeln. Aus diesem Grund kann die Arbeit in der Gewerkschaft nicht sein Hobby und sein ganzes Leben sein. Entsprechend ist er auch nicht so aktiv in der Gewerkschaftsarbeit wie Birgit und hat auch noch Hobbys jenseits seines gewerkschaftlichen Engagements. Seine Hobbys sind vor allem Autos, er repariert gerne Autos, er fährt gerne Autos, er hat in seinem Zimmer viele Objekte mit Autos als Motiv und er ist auch Mitglied im VW-Club, dessen T-Shirt er auch gerne trägt. Viel Zeit verbringt er mit seinen Kumpels vom VW-Club. Dieses Hobby hat insofern etwas mit seinem Beruf zu tun, als er in der Automobilindustrie beschäftigt ist.

Max sieht sein gewerkschaftliches Engagement nicht als politisches Engagement und hat auch zur Politik ein distanzierendes Verhältnis. Auf die Frage, ob er sich für Politik interessiert sagt er:

Max: „Für Politik? Muss ich zugeben, seit ich jetzt eben auch gewerkschaftlich aktiver geworden bin ja. Nicht jetzt so, dass ich mir jeden Tag die Zeitung durchlese, was da jetzt Neues passiert, weil mich alles auch nicht interessiert, aber es gibt schon ab und zu Schlagzeilen, wo ich dann auch mal nachlese“ (...) Zur Zeit sind es eigentlich die Unglücke, die mich interessieren, wie es da weitergeht wegen der Concorde z.B. oder so was. Aber also richtiges Interesse für Politik habe ich bestimmt nicht.“ (287-306).

Dass er doch etwas Interesse an Politik hat gibt er zu und entschuldigt sich fast dafür. Er sieht zwar, dass Gewerkschaftsarbeit etwas mit Politik zu tun hat, er will auch nicht ganz desinteressiert erscheinen, liest aber nach seinen Aussagen vor allem den Sportteil.

Auch mit der politischen Einordnung in das links/rechts Schema hat er seine Schwierigkeiten: Frage: „Wenn du dich politisch einordnen müsstest, wo stehst du da?“

Max: (lachen) „Muss ich jetzt mich irgendwo einordnen, das will ich eigentlich gar nicht, mich irgendwo einordnen. Mhm, nee, ich wüsste nicht, wo ich mich da einordnen sollte.“ (321-324).

Auch in der Familie und bei seinen Freunden ist Politik kein Thema. In der Gewerkschaftsarbeit spielt nach seiner Meinung Politik zwar eine Rolle, beschränkt sich aber auf das, was die Arbeit betrifft und die Entwicklung in der eigenen Branche.

Maria (im Film Morfi genannt): „Letztlich kämpft jeder für sich selbst“

Maria ist Europasekretärin und nicht Gewerkschaftsmitglied.

Auch Maria ist in einem Arbeiterhaushalt aufgewachsen. Ihre Eltern sind Arbeitsmigranten und stammen aus Griechenland. Dieser Migrationshintergrund hat für Maria große Bedeutung und sie begründet damit indirekt viele Aspekte ihrer Orientierung.

Vor diesem Hintergrund hat sie ein großes Interesse für Sprachen entwickelt und hat sich in dieser Richtung als Studentin ausgebildet. Bald erkannte sie, dass sie Sprachen nicht lange studieren will, sondern als Werkzeug nutzen und schnell beruflich anwenden. Nach einer Aushilfstätigkeit in einer Firma ist sie dort als Fremdsprachensekretärin angestellt worden. Hier kann sie die Sprachen einsetzen, die sie gelernt hat und verfügt über internationale Kontakte:

Maria: „Ich bin ständig in Kontakt mit irgendwelchen Ländern und irgendwelchen Vertretern, auf der ganzen Welt teilweise. Und das ist echt sehr, sehr interessant. Es strengt auch ein bisschen an, muss ich zugeben, aber es fordert einen auch heraus, dann immer mehr aus sich herauszuholen in dem Moment und ja, das erfüllt mich dann schon.“ (Int. 29, 23-27).

Mit der Arbeit in ihrer Import-Exportfirma identifiziert sie sich sehr stark und hat den Eindruck, dass sich in der Firma alle Probleme auch ohne Gewerkschaft lösen lassen. Dabei setzt sie auf die Verantwortung jedes einzelnen in der Firma. Sie handelt dabei nach dem Motto, die Firma sind wir alle selbst.

Maria: „Im Prinzip vertritt in unserer Firma jeder seine Interessen selber. Jeder hat hier sein eigenes Arbeitsgebiet und in diesem Rahmen bewegt er sich. Wenn er Fehler macht, muss er natürlich für die dann gerade stehen.“ (91-93).

In der Firma sind arbeitet Maria in einem sehr jungen Team und die Mitarbeiter verstehen sich untereinander sehr gut und können auch untereinander das meiste regeln. Von daher lag es für Maria nicht nahe sich mit Gewerkschaften auseinander zu setzen, es würde sie aber schon interessieren wie das dort so abläuft. Das scheint aber nur ein äußerliches Interesse.

Maria engagiert sich sehr stark, aber außerhalb von Organisationen. Sie „macht ihr eigenes Ding“. Sie hat sich im Theater engagiert, ist schriftstellerisch tätig, macht mit ein paar Freunden eine Radiosendung, hat Sprechgesang geschrieben und gemacht und in einem Hipp Hopp Musical als weibliche Hauptdarstellerin mitgemacht. Vieles organisiert und gestaltet sie selbst und sie testet dabei auch ihre eigenen Grenzen. Sie kämpft sich durch und musste sich immer durchkämpfen und dadurch hat sie sich auch weiterentwickelt. Sie versteht sich als neugierig und offen und möchte alles ausprobieren.

Maria hat also sehr viele Interessen und anspruchsvolle Hobbys. Wichtig ist ihr, dass sie selbstbewusst und bewusst lebt.

Ihr vielfältiges selbstgestaltetes Engagement hat Maria offenbar – zum Interviewzeitpunkt - dazu gebracht, ihren Schwerpunkt nicht auf die berufliche Arbeit zu legen, sondern eher in den Privatbereich.

Maria: „Ich leg meinen Schwerpunkt nicht unbedingt auf Karriere. Vor zwei drei Jahren war ich total versessen darauf, unbedingt Karriere zu machen und die Geschäftsfrau des Jahres

oder sonst irgendetwas zu werden. Das sind natürlich Träume und Wünsche, aber ich denke, dass ich auf Dauer dadurch nicht unbedingt glücklich wäre. Also ich strebe dann doch eher das Glückliche an.“ (326-330).

Ihre vielen engagierten Aktivitäten im kulturellen Bereich macht Maria „eher im Alleingang“. Ihr Engagement ist sehr individualistisch und sie begründet das so:

Maria: „Es mag sein, dass man zusammen mehr erreicht und dass man Hilfen und Unterstützung durch Organisationen bekommt, nur denk ich letztlich, eh, kämpft jeder für sich selbst, jeder ist sich selbst der nächste, das ist nun mal die traurige Realität. Ich habe bisher von niemanden Hilfe bekommen. Also jetzt von irgendwelchen Organisationen. Ich hab es auch noch nicht angestrebt, muss ich ehrlich gestehen, vielleicht wäre es ja auch anders gelaufen, wenn ich es getan hätte. Von Freunden habe ich Hilfe bekommen, richtigen Freunden, wobei man da auch merkt, wer sind wirkliche Freunde und wer nicht. Und ansonsten bin ich doch der Überzeugung, dass jeder für sich selbst kämpft.“ (317-324).

Dabei ist Maria nicht etwa eine Einzelgängerin, die immer für sich ist. Sie hat viele Freunde und Freundeskreise, die teilweise aus Deutschen und teilweise aus Griechen oder anderer Herkunft bestehen. Sie legt auf multikulturelle Beziehungen wert:

Maria: „Ich habe aus vielen verschiedenen Kulturen Freunde. Es sind Tunesier dabei, es sind Türken dabei, es sind Griechen dabei, Italiener dabei, alles mögliche. Ich habe auch, dadurch dass ich auch meine Sprachen, oder die Sprachen die ich lerne, gerne pflege und natürlich auch immer wieder erweitere - momentan mach ich z.B. einen Spanischkurs – versucht, da noch in der jeweiligen Sprache jemanden zu finden, mit dem ich mich dann so ein bisschen austauschen kann. (...) Wobei das jetzt nicht von meiner Seite aus Berechnung ist, dass ich sage: Ich wähl mir meine Freunde extra so aus, dass ich immer meine Sprachen üben kann. Das läuft dann eigentlich eher so, instinktiv in dem Moment. Man lernt jemanden kennen, findet sich sympathisch, o.k. Man trifft sich wieder und irgendwann mal ist man dann befreundet.“ (255-266).

Ihre multikulturelle Orientierung begründet Maria mit ihrer doppelten Zugehörigkeit zu Deutschland und zu Griechenland. Sie ist griechische Staatsbürgerin und gleichzeitig Deutsche. Sie sagt von sich, dass sie nicht weiß, ob sie eine deutsche Griechin oder eine griechische Deutsche ist. Das bleibt für sie ein Geheimnis und zugleich offenbar lebensbestimmend. Am ehesten würde sie sich noch als Europäerin bezeichnen und empfinden.

Der Migrationshintergrund von Maria begründet offenbar nicht nur ihre multikulturelle Orientierung, sondern auch ihr Form des Engagements. Sie sah sich immer auf sich selbst gestellt und nicht in die deutsche Gesellschaft und ihre Institutionen wirklich eingebunden.

Dies prägt offenbar auch ihr Verhältnis zur Politik. Maria äußert sich zwar ähnlich distanziert zur Politik wie die bisher vorgestellten Jugendlichen, hat dafür aber einen anderen Begründungshintergrund. Auf die Frage, ob in ihrem Bekanntenkreis über Politik diskutiert wird sagt sie:

Maria: „In meinem Bekanntenkreis ist das so eine Sache, weil wir haben - ich bin ja Griechin - und da wird über griechische Politik geredet und in meinem deutschen Bekanntenkreis, sag ich mal, wird nicht über Politik gesprochen. Also da läuft, erleb ich es äußerst selten. Wenn dann wird nur geschimpft.“ (233-236).

Auf jeden Fall wird keine Politik gemacht. Selbst in dem freien Radio, in dem Maria mitarbeitet, sieht sie ihre Arbeit nur als Kulturarbeit. Politik spielt da keine Rolle:

Maria: „Keine Politik, nein. Wir sind ein freies Radio, also wir sind da unparteiisch und Politik kommt da sehr, sehr selten vor.“

Int.: „Unparteiisch heißt keine Politik, sagst du praktisch. Man unterscheidet immer zwischen rechts und links (...). Würdest du dich selbst irgendwie links oder rechts einordnen?“

Maria: „Ich selbst würde mich als politisch neutral bezeichnen. Also ich habe weder einen Rechtsdrang noch nen Linksdrang. Es ist äh, schwer zu beschreiben. Ich meine ich interessiere mich schon für Politik, in dem ich halt verschiedene Sachen, die jetzt in den Medien sehr stark präsent sind, mit verfolge, aber ich würde nicht sagen, ich bin jetzt definitiv links oder definitiv rechts. Nee, also ich bin politisch neutral.“ (222-231).

Franz (im Film Frieder genannt): „die Lebenssituation der Kollegen verbessern“

Von den fünf Jugendlichen, die hier dargestellt werden, ist Franz der Älteste. Er war zum Zeitpunkt der Untersuchung 26 Jahre alt. Er hat eine Ausbildung als Energieelektroniker abgeschlossen, war lange Zeit Jugendvertreter und macht derzeit eine Ausbildung an der Akademie der Arbeit.

Wie die anderen Jugendlichen stammt Franz aus dem Arbeitermilieu. Er ist in einem kleinen Dorf bis zu seinem 20. Lebensjahr aufgewachsen. Er hat zwei Geschwister, die inzwischen verheiratet sind. Sein Vater war Vertrauensmann in der Chemieindustrie. Sein Verhältnis zur Herkunftsfamilie bezeichnet Franz als gut:

Franz: „Meine Familie zu Hause hat für mich schon eine große Bedeutung, das ist für mich so ein Auffangbecken, wo man wieder hingehen kann, das Nest (lacht), wo man sich wieder mal hin flüchten kann. Mhm, persönlich würde ich, mhm, keine Familie gründen.“ (Int. 25, 235-237).

Franz besucht seine Familie selten, hauptsächlich zu Familienfesten. er ist der einzige von den fünf Jugendlichen, der sich von seinem Herkunftsmilieu distanziert und sich durch seine Arbeit in der IG Metall eine neue Welt erschlossen hat. Er sieht einen deutlichen Kontrast zu dem dörflichen Herkunftsmilieu. Sein Vater sah den neuen Lebensweg in der IG Metall am Anfang „sehr skeptisch“, scheint ihn aber mittlerweile zu akzeptieren.

Franz ist sehr stark in der Gewerkschaft engagiert, ja man kann sogar sagen, er ist Teil der IG Metall und identifiziert sich mit ihr. Die IG Metall ist seine Welt, sie ist für ihn eine Lebensweise und ein Lebensgefühl. Er schreibt ihr an einer Stelle den Charakter einer Familie zu und sein Leben in der IG Metall ist ihm „sehr lieb“ geworden. In der IG Metall hat er seine Freunde, fährt mit ihnen teilweise auch in den Urlaub und tauscht sich gerne mit ihnen aus.

Diese emotionale Beziehung zur Organisation stellt aber nicht den Hauptgrund für sein Engagement dar, als Hauptgrund nennt er vielmehr, dass er für die Arbeitnehmer etwas erreichen will. Franz hat ein echtes Anliegen und will etwas erreichen. Der Filmtitel „Man kann alles verändern“ stellt einen Ausspruch von ihm dar. Franz sieht die vielen Aufgaben, die einer Gewerkschaft heute gestellt werden und nimmt sie an. Er weiß, was man alles tun müsste, weiß aber auch, dass es immer zu viel ist, d.h. immer mehr ist, als man schaffen kann. Zur Erfüllung dieser Aufgaben hat er eine erstaunliche Anzahl von Funktionen angenommen. Er war nicht nur Jugendvertreter, sondern auch im Ortsjugendausschuss, im Arbeitsausschuss des Bezirks, im Leitungskollektiv des Bezirks und er vertritt den Bezirk Baden-Württemberg im Bundesjugendausschuss. Zusätzlich macht er Seminare für die IG Metall, bildet Jugendvertreter aus und organisiert eine Reihe von Jugendveranstaltungen der IG Metall.

Für ihn ist das alles nicht Hobby, sondern von seinem Anliegen getragen, die Lebenssituation der Arbeitnehmer zu verbessern. Er kümmert sich aber nicht nur um die berufliche Bildung, sondern sieht auch die Aufgaben sich gegen Rechtsextremismus und Rassismus einzusetzen und auf europäischer Ebene zu arbeiten.

Wenn er seine Arbeit in der IG Metall darstellt, spricht er gewöhnlich in der Wir-Form, ganz selten in der Ich-Form. Mit meinem Ansinnen, seine persönlichen Interessen in Abhebung von der IG Metall zu äußern, konnte er nichts anfangen.

Am Ausgangspunkt seines gewerkschaftlichen Engagements stand eine Notsituation. Die Auszubildenden in seinem Betrieb sollten wegen wirtschaftlichen Schwierigkeiten nicht übernommen werden und deshalb ist er Jugendvertreter geworden und hat angefangen sich zu engagieren.

Franz hat zwar nach seinem Realschulabschluss die Ausbildung als Energieelektroniker abgeschlossen, kann sich aber mit dieser Art von Tätigkeit inzwischen nicht mehr identifizieren. Er möchte mehr mit Menschen zu tun haben:

Franz: „Meine Arbeit, mit der ich Geld verdiene mhm, ist mir eigentlich gar nicht wichtig. Also mir ist wichtig der Umgang mit den Kollegen. Mir ist wichtig, mich für sie einzusetzen und sie wissen, dass sie sich auch darauf verlassen können, dass ich der Ansprechpartner bin bei Problemen und, ja das ist eigentlich das Wichtige daran.“ (50-53).

So wie Franz seine vielen Funktionen ausfüllt, könnte man es als klassisches Gewerkschaftsengagement bezeichnen, und doch beinhaltet es eine neue Form des Engagements. Gerade in dem Rückbezug auf die Traditionen der Arbeiterbewegung liegt das neue Element. Diese Tradition wird hier nicht selbstverständlich fortgeführt, sondern neu aufgegriffen und versucht es mit neuem Leben zu erfüllen.

Dabei kommt es Franz auf hohe Professionalität bei seiner Arbeit an. Sein Leben ist nicht von der IG Metall bestimmt, sondern Franz setzt seine eigenen Prioritäten ganz bewusst. Er hat eigene Positionen entwickelt, die teilweise in der Gewerkschaft auch konträr diskutiert werden. Er hat sich Positionen erarbeitet und zwar durch Rückbezug auf Traditionen und historische Erfahrungen. Dieser neue Rückbezug auf die Traditionen einer linken Gewerkschaftsbewegung stellt eine Besonderheit dieses Engagementstyps dar:

Franz: „Also ich sag immer, wenn man wissen will, wohin man geht, sollte man wissen, woher man kommt und ich denke, es ist wichtig, seine Geschichte zu kennen, um Parallelen und Gefahren der jetzigen Entwicklung, der jetzigen Gesellschaft zu sehen; Fehler, die früher gemacht worden sind, frühzeitig zu erkennen, um denen entgegen steuern zu können.“ (459-462).

Auch politisch gesehen vertritt Franz - als einziger von den fünf Jugendlichen - einen klaren politischen Standpunkt. Er bezeichnet sich als links und bringt dies auch nach außen zum Ausdruck bis hin zu einem roten Stern an seinem Revers und T-Shirts mit seinen politischen Aussagen. Diese Eindeutigkeit wird aber dadurch eingeschränkt, dass Franz nicht sagt ich bin links, sondern „in der heutigen Parteienlandschaft würde man mich als links bezeichnen“. In erster Linie fühlt er sich als Mensch, der eine Position hat. Er ist sich bewusst, dass links zu sein heute im Gewerkschaftsbereich und Arbeitnehmerbereich nicht unbedingt mainstream ist:

Franz: „Also ich werde z.B. von meinen Kollegen nicht gewählt, weil ich links bin, sondern trotzdem, dass ich links bin.“ (325-327).

Franz ist jedoch kein Traditionslinker, der nicht über den nationalen Rand hinaussieht. Er beschäftigt sich mit den Globalisierungstendenzen und kommt auch zu dem positiven Schluss, dass in dem Zusammenwachsen Europas die Zukunft liegt. Für seine eigene gewerkschaftliche Arbeit, bleibt aber Baden-Württemberg der Bezugspunkt. Hier kennt er sich aus und kann von daher seinen Anliegen aus seiner Sicht am besten gerecht werden. In diesem Sinn ist er lokal und nicht international orientiert.

Gregor (im Film genannt Georg): „da kämpfen alle gemeinsam“

Gregor ist 20 Jahre alt, er hat eine Ausbildung als chemisch-technischer Assistent abgeschlossen, dann eine Ausbildung zum Industriemechaniker begonnen und ist jetzt im 2. Lehrjahr. Vor einem halben Jahr wurde er zum Jugendvertreter gewählt.

Die Eltern von Georg sind Arbeiter und sein Vater ist auch in der IG Metall, wenn auch nicht aktiv. Gregor schildert seine Familiensituation folgendermaßen:

Gregor: „Meine Familie ist mir sehr wichtig, weil, sagen wir mal so, Freunde sind eigentlich nicht immer da, aber die Familie bleibt ewig. Das liegt vielleicht auch noch an meiner griechischen Mentalität. Ich wurde einfach so erzogen, erst kommt meine Familie, dann kommt der Rest.“

Int.: Wohnst du noch zu Hause?

Gregor: „Ja, ich habe mein eigenes Zimmer. Das reicht.“

Int.: Hast du noch Geschwister?

Gregor: „Ich hab noch eine kleine Schwester und die beschütze ich auf Tod und Teufel.“

Int.: Wie alt ist die?

Gregor: „Die ist jetzt sechzehn. Ist vier Jahre jünger als ich und ja, eigentlich ganz nett, sie geht aufs Gymnasium. Ja, sie hat einen Freund. Was man halt als sechzehnjährige so macht. Halt voll in der Pubertät.“ (Int. 26, 361-372).

Die Familie von Gregor hat eine interessante Migrationsgeschichte. Die Großeltern wurden als kleine Kinder aus Griechenland in die ehemalige DDR verschleppt, offenbar im Zuge der Nachkriegswirren. Gregors Mutter ist dann in der DDR geboren und aufgewachsen und hat dann einen griechischen Migranten geheiratet. Obwohl schon die Großeltern in Deutschland aufgewachsen sind, hat Gregor immer noch einen griechischen Pass und bezeichnet sich als Grieche. Gregor bezeichnet griechisch als seine Muttersprache und er spricht deutsch und englisch. Französisch kann er „noch nicht so richtig“.

Gregor lebt nicht für seine Arbeit, sie dient ihm dazu, das Leben, das er führen will, zu finanzieren. Sein Wahlspruch ist „ich lebe nicht, um zu arbeiten, ich arbeite, um zu leben.“ In seiner Freizeit jobbt er in einer Bar. Um später ein besseres Leben führen zu können, will er nach der Ausbildung noch studieren. Ziel ist es, viel Geld zu verdienen.

Gregor war immer sportlich aktiv. Er hat zwölf Jahre lang Karate gemacht und nebenher noch Kickboxen und Boxen. Zur Zeit macht er nur noch Fitnesstraining. Diese für junge Migranten heute offenbar häufigen Sportarten brachten ihn mit Jugendlichen verschiedener Nationalitäten zusammen. Sein Freundeskreis setzt sich aus Jugendlichen verschiedenster Nationalitäten zusammen:

Gregor: „Das ist alles querbeet durch, also von Deutschen, bis zu Pollacken, oder zu Russen oder Japanern oder sonst irgend etwas. Entschuldigung, wenn ich jetzt Pollacke gesagt hab, aber das ist normal für mich. Ja, das ist eigentlich alles querbeet durch, aber ich mach keinen Unterschied zwischen deutsch, oder türkisch oder griechisch oder sonst irgendetwas. Ich sag

einfach, hey, das ist ein Typ, der ist mir sympathisch und mit dem rede ich halt, oder mit dem unternehme ich was, weil ich meine, ich bin selber Ausländer und was soll das?“ (297-302).

Gregor ist in seiner Freizeit sehr gesellig und hat sehr viele Bekannte, allerdings kaum welche aus seinem Betrieb. Für einen Außenstehenden ist es schon erstaunlich, dass Gregor sich immer noch als „Ausländer“ fühlt, obwohl seine Familie - zumindest mütterlicherseits - schon in dritter Generation in Deutschland lebt. Wenn man bedenkt, dass Auswanderer in die USA sich oft schon nach wenigen Monaten als Amerikaner bezeichnen, so wird die spezielle Situation in Deutschland noch augenfälliger.

Gregor ist skeptisch in Bezug auf das Zusammenwachsen von Europa denn:

Gregor: „Jeder bleibt bei seiner Abstammung haften, oder sagt, hey, ich bin deutsch oder ich bin Grieche oder ich bin Italiener und ich glaube nicht, dass in den nächsten zehn Jahren jeder sagt, ich bin Europäer.“ (451-453).

Auf meine darauf folgende Frage, ob er sich als Europäer oder als Grieche fühlt antwortet er:

Gregor: „Sagen wir mal so, weder noch. Also es ist halt so, du bist hier in Deutschland geboren, aber du bist Grieche. Du wirst hier nicht richtig akzeptiert, weil du einen griechischen Pass hast und du wirst in Griechenland nicht akzeptiert, weil du hier in Deutschland lebst. Also irgendwo dazwischen wieder.“ (455-457).

Diese Einschätzung, nicht richtig dazu zu gehören, ist offenbar auch ein wichtiger Begründungshintergrund für das Engagement von Gregor. Trotz eines ganz ähnlichen Migrationshintergrundes wie Maria hat Gregor einen ganz anderen Zugang zum Engagement und auch andere Engagementformen.

Ausgangspunkt für sein Engagement war, dass er schon zu Beginn seiner Ausbildung als Industriemechaniker seinen Meister „ein bisschen negativ aufgefallen“ ist. Dieser wollte ihn offenbar „rausschmeißen“ und zwar schon im ersten Vierteljahr. Er hat ihn als faul bezeichnet und gemeint, er wäre nie an seinem Arbeitsplatz. Dadurch hat sich Gregor ungerecht behandelt gefühlt und er wollte sich seine Berufschancen nicht verbauen lassen. Seine Strategie dagegen war „ich trete in die IG Metall ein und werde Jugendvertreter“. Als Jugendvertreter konnte er nicht so leicht entlassen werden. Dies war aber nicht nur eine taktische Entscheidung, sondern er beschloss, sich dafür einzusetzen, dass so etwas nicht mehr passiert und zwar auch anderen Jugendlichen nicht. Die IG Metall war ihm Schutz und gleichzeitig eine neue Engagementbasis. er hat gemerkt, dass er in seiner neuen Funktion und in der Gewerkschaft eine bessere Handlungsbasis hat:

Gregor: „Es ist einfach so, ich kann lockerer auf die Leute zugehen, weil es nicht mehr so ist, dass ich sag, hey, ich bin der kleine Azubi und die anderen sind die großen Leute und ich muss die ganze Zeit ja und Amen sagen, weil ich kann jetzt auch meine Meinung sagen, ohne dass mir einer mal kräftig auf den Kopf klopfen kann. Mhm, ja einfach einen Dämpfer verpassen, weil ich bin ein Mensch, ich sag meine Meinung und ich sag sie auch jedem offen und ehrlich, auch wenn es da ab und zu einmal ein paar Probleme gibt und so hab ich halt auch meine Möglichkeiten, wenn ich meine Meinung sag oder wenn ich davon überzeugt bin, dass ich da auch was bewirken kann. Und ja, ich kann ja auch zum Personalchef gehen und sagen, hey du, so läuft es nicht und dass es auch angenommen wird und dass es gehört wird, weil als kleiner, als normaler Arbeiter kann man das nicht so machen, denk ich jedenfalls, oder jedenfalls hatte ich das Gefühl. Jetzt ist es halt ein bisschen mehr Freiheit, die man mehr oder weniger ausnutzen kann.“ (91-102).

Gregor wollte sich als Jugendvertreter nicht nur reaktiv für die Jugendlichen in Notsituationen einsetzen, sondern er hat sich auch ein Programm gemacht, was er als Jugendvertreter

erreichen will. Im Zuge dieser Arbeit hat er viel dazugelernt und ist auch in der Gewerkschaft aktiv geworden und zu den Sitzungen des Ortsjugendausschusses gegangen. Dort hilft er mit, Veranstaltungen zu planen, z.B. ein Fußballspiel oder eine 1. Mai Veranstaltung. Auch hat er dadurch andere Freunde aus anderen Betrieben gefunden und konnte Erfahrungen mit ihnen austauschen. Dazu meint er:

Gregor: „Ich will halt lernen und die IG Metall ist auch gut dafür“ (155).

Als Jugendvertreter ist er inzwischen akzeptiert und er beschreibt seine Tätigkeit so:

G: „Ja, die sagen halt immer so, mach mal! Wenn sie irgendetwas stört, was weiß ich was, jetzt z.B. wegen des Fahrgelds oder der Gleitzeit, so sagen sie halt immer: mach mal, wie sieht es aus, was machst du? Und wenn irgend einer ein Problem hat, kommt er halt. Ich sag dann auch, hey Leute, wenn ihr irgendein Problem habt mit dem und mit dem oder wenn euch irgendetwas stört, dann sagt es. Mal gucken, was wir dagegen machen können. Und dann geht ich zum Betriebsrat und schwätz mit dem, was man da machen kann und dann gehts halt wieder so und dann komm ich halt wieder zurück und falls irgend jemand echte Probleme hat, dann bin ich auf jeden Fall da.“

Int.: Das heißt, du bist schon akzeptiert jetzt in dem halben Jahr?

Gregor: „Ich denke schon.“ (161-170).

Weder in der Jugendvertreterarbeit noch in der Gewerkschaft betont Georg seinen Migrationshintergrund. Als Jugendvertreter ist er für alle da und auch im Interview hat er nur auf Nachfrage berichtet, dass er Grieche ist. Auch in der Gewerkschaft ist sein Migrationshintergrund kaum bekannt und kann auch durch seine Sprache oder sein Aussehen nicht erkannt werden.

Gregor will sich dafür einsetzen, „dass es allen gut geht“. Im Film sagt er zu seinem Gewerkschaftsverständnis:

Gregor: „Da kämpfen alle gemeinsam, nur gemeinsam sind wir stark. Gewerkschaft, das ist nicht einer der oben steht, sondern das sind alle zusammen.“

Seine Beteiligung an der Interessenvertretung und sein Engagement als Jugendvertreter bedeutet für ihn dabei sein, dazu gehören. Sein Engagement hat also das starke Motiv dazu zu gehören. Auch in seiner Freizeit will er die Leute nicht aufteilen nach Ethnien oder sonstigen Kriterien und will sich auch nicht einer bestimmten Gruppe zuordnen. Er will sich auch auf keinen Gruppenzwang einlassen und betrachtet seinen Migrationshintergrund eher als familiäre Angelegenheit.

Gregor betont, dass er sich mit allen gut versteht und das kann fast als eine oppositionelle Haltung gegen die Ausgrenzungstendenzen verstanden werden. Bei ihm nimmt das eine extreme Form an. Er ist zwar gegen Rassismus, sagt aber gleichzeitig:

Gregor: „Also sagen wir mal so, ich versteh mich mit Nazis genauso wie mit Türken. Und ich weiß nicht, an was das liegt, ich geh halt einfach rein, sag meine Meinung und geh wieder raus. Und bis jetzt hat es eigentlich noch keiner so krumm genommen, dass er mir eins auf die Mütze gegeben hätte. Weil, ich sag auch ganz klar, hey, mein Junge, wenn du Nazi bist, ich bin Ausländer, sag was du gegen mich hast. Und meistens können die dann gar nichts sagen, weil das ist kein Argument.“ (334-339).

Auf meine erstaunte Nachfrage, ob er auch Verständigungsmöglichkeiten mit Skinheads oder Nazis sieht antwortet er:

Gregor: „Ja, also ich denke, man kann über alles reden und wenn nicht, dann kann man einen halt in Grund und Boden reden. Und wenn er dann immer noch was will, dann wegen mir nicht, denn ich hab halt, sagen wir mal so, ich habe 12 Jahre lang Kampfsport gemacht und wenn irgend jemand was macht, dann zieht er meistens den kürzeren.“ (345-348).

Gregor passt weder in das Schema des alten Engagements, bei dem es um Pflicht und gesellschaftliche Verantwortung geht, noch in das Schema des neuen Engagements, bei dem es um ichbezogene Motive wie die Selbstverwirklichung geht. Bei ihm geht es offenbar um das Motiv der sozialen und gesellschaftlichen Zugehörigkeit und um die Überwindung gesellschaftlicher Spaltung. Er zieht also aus seinem Migrationshintergrund fast die gegenteilige Konsequenz von Maria, die sich eher individualistisch orientiert.

Auf sein Verhältnis nach seiner politischen Orientierung angesprochen, reagiert Gregor - ähnlich wie die anderen Jugendlichen - eher abwehrend. Auf die Frage, ob er sich politisch mehr rechts oder links einordnet sagt er:

Gregor: „Weder noch (...) also ich weiß nicht, ich stelle mich halt immer sagen wir mal so, ich bin nicht neutral, aber ich bin weder rechts noch links. Also ich bin einfach gut zwischendrin, sag ich mal. Ich hasse es einfach, wenn irgendwelchen Leuten ein Schaden passiert und ich weiß nicht, da werd ich dann halt, da setz ich mich halt ein. Und irgendwie mich in irgendein Licht reinzustellen, oder auf irgend eine Seite, das mag ich nicht. Ich bin eher der Typ, der sagt, ja, der nimmt sich halt von beiden Seiten das Gute und dann ist das o.k.“

Int.: „O.k., du schlägst dich also auf keine Seite.“

Gregor: „Nein, auf keine, ich bin immer neutral.“ (188-197).

Das bedeutet jedoch nicht, dass Gregor keinen politischen Standpunkt hätte. In den Gesprächen wurde deutlich, dass er seinen politischen Standpunkt aus der Ablehnung gesellschaftlicher Ungleichheit gewinnt. Er hat den Eindruck, dass keine Partei wirklich die Arbeitnehmer vertritt und deshalb kann er sich auch mit keiner identifizieren. Die Politiker arbeiten in seinem Verständnis „nicht mehr für das Volk, sie arbeiten nur noch für sich“. Die Arbeitnehmer ziehen in diesen politischen Prozessen „den kürzeren“. Er leidet etwas darunter, dass sich kaum jemand beschwert und etwas dagegen tun will.

Er sieht nur dann eine Perspektive, „wenn sich alle zusammenschließen würden“ und das hält er nicht für realistisch. Er sieht es als notwendig an, dass man sich politisch organisiert, „weil die da oben machen, was sie wollen, solange wir da unten nicht den Mund aufreißen“. Er selbst ist aber auch vorsichtig, weil er „in nichts Extremes reingezogen“ werden will. Seine Schlussfolgerung ist:

Gregor: „Also ich zieh mein Ding durch, aber ich guck, dass es auch für jeden gut ist und nicht nur für die eine Seite oder für die andere Seite. Dass es für die Allgemeinheit auch gut ist und nicht nur für mich.“ (249-250).

4.4. Fazit

Es hat sich gezeigt, dass die hier dargestellten fünf jungen Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen ihre eigenen Engagementformen entwickelt haben und dass sie ihr Engagement jeweils anders begründen. Deutlich wurde auch, dass es sich um *neue* Formen des Engagements bzw. Begründungen des Engagements handelt.

Die von uns gefundenen fünf Engagementformen sind sehr komplex und deshalb schwer zusammenzufassen. Verkürzt lassen sie sich folgendermaßen beschreiben:

1. Ichbezogenes Engagement innerhalb der Organisation

Das Engagement muss Spaß machen, d.h. dass die eigene emotionale Beteiligung wichtig ist und ein persönlicher Gewinn daraus im Vordergrund steht. Das Engagement nimmt außerdem die Form des persönlichen Hobbys an, d.h. dass auch persönliche Interessen im Rahmen der Organisation befriedigt werden. Diese Form des Engagements braucht den Rahmen einer

Organisation als Leitlinie. Die Organisation bietet Möglichkeitsraum für die angestrebte Selbstentfaltung. Sie ist ein eigenes Tätigkeitsfeld, das die Arbeitssituation ergänzt. Das Engagement ist hier ein wichtiger Teil der Identität und der Identitätsbildung, es erfasst also die ganze Person und kann deshalb – im Extrem - wie eine Sucht empfunden werden. Das Engagement wird nicht als politisch notwendig und nicht mit politischen Zielen begründet.

2. Engagement als gesellschaftliche Aufgabe

Es wird als notwendig empfunden sich zu engagieren, da man erkannt hat, dass man auch gesellschaftliche Aufgaben wahrnehmen muss. Die Organisation ermöglicht es, Forderungen durchzusetzen und es wird als wichtig empfunden, die Organisation durch die eigene Mitarbeit zu stärken. Gleichzeitig will man nicht als kleines Rädchen in der Organisation verschwinden. Die Organisation soll die Möglichkeit bieten, den eigenen Subjektstatus zu betonen. Man will sich in der Organisation als Subjekt erleben.

Hier wird also ein Gleichgewicht zwischen notwendigem kollektiven Handeln und der Wichtigkeit der eigenen Person angestrebt.

Da hier nicht die ganze Person im Engagement aufgeht, ist das Engagement auch begrenzt und lässt Raum für andere Hobbys.

3. Engagement als individuelle Lebensgestaltung

Der Schwerpunkt des Engagements liegt auf Selbstgestaltung und Selbstorganisation. Man will die eigenen Fähigkeiten und Grenzen erfahren; insofern hat das auch einen Bezug zur eigenen Identitätsbildung. In den selbst gewählten Tätigkeiten erkennt man sich selbst und entwickelt sich selbst weiter. Die Verwirklichung persönlicher Interessen steht im Vordergrund. Bevorzugte Engagementfelder sind Initiativen und Kulturarbeit.

Das Pathos der persönlichen Unabhängigkeit und Individualität erschwert den Zugang zu Organisationen. Individuelle, nicht gesellschaftliche Verantwortung steht im Mittelpunkt.

4. Engagement als Identifikation mit einer Organisation

Der/die Jugendliche empfindet sich als Teil einer Organisation. Das eigene Engagement bedeutet, dass man die Aufgaben und Ziele der Organisation voranbringt. Das unterscheidet sich von dem traditionellen Pflicht-Engagement dadurch, dass man die eigene Person und die eigenen Interessen nicht zurückstellt, sondern sie in den Interessen der Organisation wieder erkennt..

Gleichzeitig arbeitet man aber nicht primär für sich oder für die Organisation, sondern im Rahmen der Organisation für die Menschen, für die Kollegen. Ziel ist es deren Lebenssituation zu verbessern und damit einen Beitrag zur Verbesserung der Verhältnisse insgesamt zu leisten. Das Engagement wird folgerichtig auch politisch begründet.

Die Traditionen der Organisation werden nicht einfach selbstverständlich fortgeführt, sondern neu aufgegriffen und mit neuem Leben erfüllt. Man will aus der Geschichte lernen.

5. Engagement als Kampf um Anerkennung

Für Gruppen in unserer Gesellschaft, die nicht voll akzeptiert werden, deren Zugehörigkeit teilweise in Frage gestellt ist, kann das Engagement die Funktion haben, Anerkennung und Akzeptanz zu erhöhen. Durch die Übernahme einer Funktion in der Interessenvertretung kann Anerkennung gefördert werden. Es geht aber nicht nur darum, persönlich durch die Mitarbeit

in einer Organisation der Mehrheitsgesellschaft besser akzeptiert zu werden, sondern gemeinsam zu kämpfen und zu lernen, um für alle etwas zu erreichen. Die traditionelle Erfahrung, dass nur durch den Zusammenschluss aller etwas erreicht werden kann und der Einzelne dadurch abgesichert wird, bildet die Basis dieser Form des Engagements.

Die obigen Kurzbeschreibungen von fünf Formen des Engagements dienen dazu, Unterschiede im Engagement hervorzuheben. Sie soll nicht dazu dienen, die fünf Jugendlichen, die sich in dem Film zur IG Metall Studie darstellen, auf diese Beschreibung zu reduzieren. Ich stelle nur fest, dass es diese Formen gibt. Ich will die Jugendlichen nicht festlegen. Jugendliche ändern sich schnell und in unerwarteter Richtung. Das ist auch bei den Jugendlichen in dem Film so.

Es gibt die beschriebenen Formen des Engagements unter jungen Arbeitnehmern und Arbeitnehmerinnen, sie treten aber meist nicht in dieser Reinform auf. Trotzdem ist es sinnvoll sie zu unterscheiden, da sie alle für Jugendorganisationen bedeutsam sind.

Es wäre falsch, aus den fünf Formen die Beste oder die Richtige herauszusuchen zu wollen. Sie gehören nämlich zusammen und stehen untereinander in einem Ergänzungsverhältnis. Erst wenn sich die verschiedenen Engagementformen zusammen entfalten können, entsteht eine lebendige Jugendorganisation.

Neu sind nicht nur die einzelnen Engagementformen, die in dieser Jugendstudie herausgearbeitet wurden, sondern neu sind auch ihre Unterschiedlichkeit und ihr notwendiges Ergänzungsverhältnis.

Bei der Kurzbeschreibung bin ich nicht auf die Gemeinsamkeiten des Engagements der Jugendlichen eingegangen. Das werde ich nun kurz nachtragen. Bei allen engagierten Jugendlichen fiel auf, dass der familiäre Hintergrund für die Entstehung des Engagements sehr wichtig ist. Bei vielen von ihnen war auch der Vater schon in der gleichen Organisation aktiv. Hier gibt es also noch Traditionslinien, auch wenn das heute gerne bestritten wird. Die aktiven jungen Gewerkschafter/innen stammen auch meist aus der klassischen Arbeiterschicht. Offenbar ist es schwierig, Jugendliche aus anderen Schichten für die aktive Jugendarbeit der Gewerkschaften zu gewinnen.

Es gab auch gemeinsame Motive für das Engagement in der Jugendarbeit. Für fast alle war die Freundschaft ein sehr wichtiges Motiv. Die sozialen Beziehungen und der soziale Zusammenhalt stellen ein sehr starkes, wenn nicht das dominierende Motiv dar.

Die engagierten Jugendlichen stellen keine Sondergruppe unter den jugendlichen Arbeitnehmern und Arbeitnehmerinnen dar. Die in der Studie herausgearbeiteten Grundtendenzen (vgl. Kapitel drei) gelten auch für sie; auch sie moderieren das Engagement oder bilden zumindest den Hintergrund. Die engagierten Jugendlichen sind durch die Grundtendenzen geprägt. Entsprechend stellen sie z.B. keine radikale Minderheit dar, die sich über ihre Opposition zur Mehrheitsgesellschaft definieren würde. Der Integrationswille und die damit verbundene Distanz zu allem Politischen stehen dem entgegen. Auch die Individualisierung des Lebens drückt sich in dem Stil des Engagements aus; bei den einen so, bei den anderen anders, aber meist erkennbar. Soziale Segmentierung ist geradezu ein Selektionsmerkmal für die gewerkschaftliche Rekrutierung. Sie wirkt mehr im Verborgenen, hat aber nichts desto weniger einen starken Einfluss auf das Engagement.

So wird z.B. an Gregor deutlich, dass hier der Wille zur Integration eine Rolle spielt, dass es ein neues Verhältnis zur Organisation gibt, dass Politikverleugnung eine Funktion hat und dass Segmentierung und Individualisierung bedeutsame Faktoren für Engagement und Orientierung geworden sind.

Auch die einzelnen Komponenten der gefundenen Grundtendenzen können in ihrer Bedeutung für das Engagement reflektiert werden. Die beschriebene Flexibilität kann z.B. in Verbindung mit der temporären Identifikation das gewerkschaftliche Engagement beeinträchtigen. Wenn die Bindung an den Betrieb abnimmt und die Aktivitäten von vorneherein kurzzeitig angelegt sind, kann sich das auf die Kontinuität der Jugendarbeit und die Bildung eines gemeinsamen Lebensgefühls auswirken. Das aber beeinflusst eventuell nicht nur die Organisation, sondern auch das Engagement der Jugendlichen in der Organisation.

5. Zum Zusammenhang von gesellschaftlichen Strukturen, sozialen Feldern und den Orientierungen bzw. Engagementformen Jugendlicher

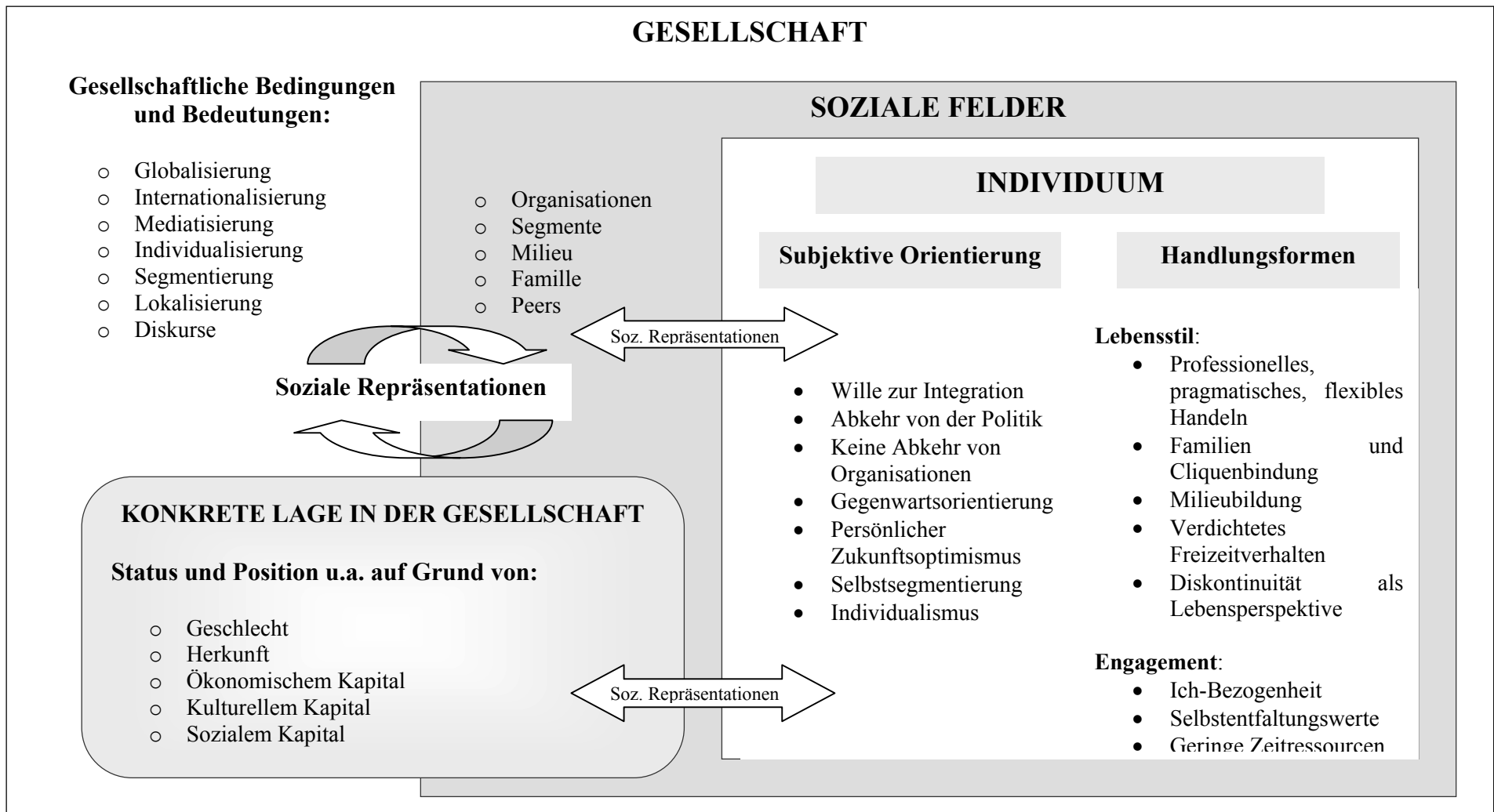
5.1. Analyseschema für Orientierungen und Engagementformen von Jugendlichen im gesellschaftlichen Kontext

Die Tübinger Jugendforschungsgruppe arbeitet seit den 80er Jahren mit einem Analyse- und Begriffsschema, das die theoretischen und empirischen Zusammenhänge im Spannungsfeld Gesellschaft und Individuum auf einen Blick darzustellen versucht. Dieses Schema wurde für die Forschungen der Gruppe entwickelt und dementsprechend auch sukzessive aktualisiert und verfeinert (vgl. Leiprecht 1992, 1997; Held 1994; Held u.a. 1996). Es war zunächst in drei Spalten aufgegliedert, welche jeweils die gesellschaftlichen Bedingungen, die gesellschaftliche Bedeutungen und schließlich die subjektiven Begründungen darstellten. In der ersten Spalte wurden die gesellschaftlichen Strukturen und Verhältnisse aufgeführt, innerhalb derer das Individuum handelt. Hier finden wir die Ökonomie, die Gesellschaftsordnung, die politischen, juristischen und institutionellen Verhältnisse. Die zweite Spalte enthält die gesellschaftlichen Bedeutungen. Die Institutionen und die Medien produzieren und reproduzieren Interpretationen der gesellschaftlichen und sozialen Verhältnisse, also z.B. die Bedeutung von Nation, Ethnie und Geschlecht. Dies ist die Ebene der Diskurse und Ideologien. Bestimmte Diskursstränge erlangen dabei eine Hegemonie, werden also dominant, andere ordnen sich zu oder unter. Die Welt der Bedeutungen ist vielfältig und in sich widersprüchlich, es findet tagtäglich ein Kampf um Bedeutungen statt, der stark von Macht bestimmt wird (vgl. Rommespacher 1995, 1997; Hall 1994; Kebir 1980).

Die Gewerkschaften sind nicht nur mit den strukturellen Verhältnissen befasst, sondern sie beteiligen sich auch im Kampf um Bedeutungen. Da die Verhältnisse immer schon interpretiert sind, also nur im Medium der Bedeutungen zugänglich werden, schließt die Gestaltung der Verhältnisse immer auch Veränderungen auf der Bedeutungsebene mit ein. Die Spalte der Bedingungen und die Spalte der Bedeutungen in dem ursprünglichen Schema stehen in einem starken inneren Zusammenhang. Die Kategorien der ersten Spalte drücken sich in der Zweiten in Werten, Diskursen und Orientierungsangeboten aus, welche dann in der dritten Spalte die subjektiven Begründungen für das individuelle Handeln von Jugendlichen liefern.

Bei dem Forschungsprojekt „Internationales Lernen“ erschien es der Tübinger Forschungsgruppe sinnvoll, das bestehende Dreispaltenschema mit dem Konzept der sozialen Repräsentationen (vgl. Flick 1995) zu ergänzen. Dieses wurde vom französischen Sozialpsychologen Serge Moscovici entwickelt und meint ein von den Individuen verinnerlichtes System von Werten, Ideen und Handlungsweisen, welche in Form von Codes als Grundlage der Kommunikation in der Gesellschaft dienen. Damit wird ausgedrückt, dass das Individuum den gesellschaftlichen Strukturen nicht direkt gegenüber steht und die Orientierungsangebote unvermittelt übernimmt, sondern dass die Orientierungs- und Denkangebote erst nachdem sie durch die Zwischenstufe sozialer Repräsentationen gesellschaftlich interpretiert wurden, ihm, dem Individuum, als Interpretationsressource (vgl. Leiprecht 1997, S.42) zur Verfügung stehen.

Dieses Schema haben wir für die vorliegende Studie wieder übernommen und adäquat zu unserem Forschungsgegenstand weiter entwickelt (Abbildung 18). Die Veränderungen bestehen hauptsächlich darin, dass wir durch grafische Gestaltung und inhaltliche Ergänzungen versucht haben, den Eindruck der eindimensionalen Kausalität und der unmittelbaren Abhängigkeit des Individuums von der Gesellschaft zu durchbrechen.



Soziale Repräsentationen

← Soz. Repräsentationen →

← Soz. Repräsentationen →

KONKRETE LAGE IN DER GESELLSCHAFT

Status und Position u.a. auf Grund von:

- Geschlecht
- Herkunft
- Ökonomischem Kapital
- Kulturellem Kapital
- Sozialem Kapital

Abbildung 18: Orientierung und Handlung

Bei obigem Schema haben wir zwischen die Ebenen Individuum und gesellschaftliche Strukturen/Bedeutungen die sozialen Felder geschoben, welche die Bühne für das Handeln des Individuums darstellen. Sie bilden sich aus den gesellschaftlichen Gruppen wie Organisationen, Segmente, Familien, Milieus, Peers und sind m.E. der Ort, in dem das Kooperations- und Konfliktverhalten der Jugendlichen sich ausdrückt, also der Ort des Handelns. In dieser Jugendstudie wird zwischen drei Hauptfelder unterschieden, die Arbeitswelt, die Lebenswelt und die Gewerkschaft. Der theoretische Hintergrund wurde durch die Kategorie des *sozialen Feldes* weiter entwickelt. Diese Kategorie schließt an die Feldtheorie von Pierre Bourdieu (1984) an. Die Jugendlichen handeln in sozialen Feldern, diese bieten ihnen Handlungsmöglichkeiten, sind für sie Handlungsräume.

Durch ihr Handeln entwickeln sich Jugendliche weiter. Die sozialen Felder stellen für sie ihre „soziale Entwicklungssituation“ dar. Der russische Psychologe Lew Vygotskij ging davon aus, dass sich Kinder und Jugendliche je nach Alter und sozialen Voraussetzungen in einer bestimmten sozialen Entwicklungssituation befinden und dass sich erst durch die sozialen Interaktionen im Feld die individuelle Persönlichkeitsstruktur entwickeln. Das Individuelle entsteht nach dieser Konzeption durch Prozesse der Verinnerlichung aus dem Sozialen. Die individuelle Besonderheit entsteht durch die einzigartige Beziehung des Jugendlichen zu seiner umgebenden Wirklichkeit. „Diese Beziehung bezeichnen wir als die *soziale Entwicklungssituation* der entsprechenden Altersstufe. Sie ist das besondere Ausgangsmoment für alle im Verlauf der jeweiligen Periode stattfindenden dynamischen Veränderungen in der Entwicklung. Sie bestimmt voll und ganz die Art und Weise, den Weg, wie das Kind (und auch der Jugendliche) immer neue Persönlichkeitseigenschaften erwirbt, indem es sie aus der sozialen Wirklichkeit, der Hauptquelle der Entwicklung, schöpft, den Weg, auf dem das Soziale zu Individuellem wird.“ (Vygotskij 1987, S. 75).

Die soziale Wirklichkeit ist nicht für alle Jugendlichen gleich, sondern jede/r befindet sich in einer spezifischen, konkreten Lage. Die konkrete Lage beinhaltet die natürlichen und askriptiven Merkmale der Individuen und ihre Ausstattung mit Kapitalsorten im Sinne Pierre Bourdieus, welche zusammen über Status und Position des Einzelnen in der Gesellschaft entscheiden. Status und Position werden zum einen in den sozialen Feldern ausgehandelt, zum anderen durch gesellschaftliche Bedingungen und Bedeutungen vorstrukturiert. Deshalb liegt in dem Schema die konkrete Lage im Überschneidungsbereich von Gesellschaft und sozialem Feld.

Graphisch lassen sich in dem Schema vier Kästen unterscheiden, die jeweils *ineinander* übergehen: das Individuum mit seinen subjektiven Orientierungen und Handlungsformen befindet sich jeweils in einer konkreten sozialen Lage und bewegt sich in den sozialen Feldern, welche selbst Teil der gesellschaftlichen Strukturen sind.

Die sozialen Repräsentationen bilden ein Bindeglied zwischen Individuum und sozialen Feldern sowie zwischen sozialen Feldern und Gesellschaft. Sie üben auch Einfluss auf die Orientierung des Individuums aus und sind für die Wahrnehmung seiner konkreten Lage in der Gesellschaft mitverantwortlich. Da der/die Jugendliche nicht nur durch soziale Repräsentationen beeinflusst wird, sondern auch an der Produktion und Reproduktion beteiligt ist, wenn auch nicht mit der selben Intensität, wird diese Beziehung im Schema durch Doppelpfeile dargestellt.

Im Folgenden werden die einzelnen Komponenten des Schemas ausführlich behandelt und erläutert.

5.2. Gesellschaftliche Bedingungen und Bedeutungen

Bei der sehr differenzierten modernen Gesellschaft kann es nur darum gehen, die wichtigsten Merkmale zu erwähnen, welche eine bedeutende Wirkung auf die Orientierungs- und Handlungsbedingungen der Jugendlichen ausüben. Die Zeitdiagnosen der gegenwärtig dominierenden Gesellschaftstheorien stimmen trotz unterschiedlicher Interpretationen und Schlussfolgerungen darin überein (vgl. Bieling 2000), dass es sich nämlich, wie im Kapitel 3 festgestellt wurde, um die Globalisierung, die Internationalisierung, die Mediatisierung und die Individualisierung handelt. Manche Autoren wie Roland Robertson (1998) und Zygmund Bauman (1997) halten die Lokalisierung für das unabdingbare parallele Phänomen zur Globalisierung. Dem stimme ich aufgrund der qualitativen Ergebnisse zu. Die Segmentierung der Gesellschaft halte ich neben den oben genannten Entwicklungen für eines der wichtigsten Merkmale der spätmodernen Gesellschaft. Auf diese Erscheinungen, welche in dem Schema die gesellschaftlichen Bedingungen und Bedeutungen bilden, gehe ich nun einzeln ein, obgleich ein Problem darin liegt, dass sie voneinander letztlich nicht zu trennen sind. Dies ist auch der Grund dafür, weshalb die jeweiligen Elemente, welche als charakteristisch für die Spätmoderne gelten, benutzt werden um die je anderen zu definieren. Nichtsdestotrotz ist es möglich, bei jedem Aspekt einen Fokus auf das jeweils Besondere jeden Elements zu richten.

5.2.1. Die Globalisierung

In seinem Versuch, die Globalisierung zu definieren, über die seiner Meinung nach jeder darüber redet, die aber selten definiert wird, benennt Alain Touraine fünf Megatrends (2001, S.49):

- die rasante Entwicklung der sog. Informationsgesellschaft,
- das Wachstum des internationalen Handels,
- die Errichtung finanzwirtschaftlicher Netzwerke, innerhalb derer täglich drei Trillionen (10^{18}) Dollar verschoben werden, d.h. 30- oder 40mal mehr als im Welthandel,
- das rapide Wachstum der Schwellenländer und
- die kulturelle und militärische Hegemonie der USA nach dem Ende des Kalten Krieges und der Zusammenbruch der sowjetischen Weltmacht.

Wie die meisten Autoren (vgl. Bauman 1995, 1997; Beck 1998; Haug 1996, Loch/Heitmeyer 2001; Robertson 1998) betont er mit seiner Aufzählung den ökonomischen Aspekt der Globalisierung und macht ihn für fast alle anderen Aspekte verantwortlich, wobei er manche Zusammenhänge im dialektischen Verhältnis sieht, so die parallele Entwicklung der drei ersten Megatrends Informationstechnologie, internationaler Handel und die Spekulation mit dem Kapital. Alain Touraine legt auch Wert auf die Feststellung, dass weltweit „das Wirtschaftsleben von gesellschaftlichen und politischen Kontrollen sich befreit“ (Touraine 2001, S.46) und nennt diese Befreiung Kapitalismus, der „mehr ist als Marktwirtschaft; an die Stelle einer institutionell regulierten Marktwirtschaft ist ein sich selbst regulierender Markt getreten“ (ebd.). Dieser Entwicklung kann er einen positiven Aspekt abgewinnen „sofern er verdeutlicht, dass die voluntaristischen Projekte des nationalen Aufbaus der Nachkriegszeit verschwinden“ (ebd. S.55). Diese Einschätzung teilen einige postmoderne Autoren wie Jean-François Lyotard (vgl. 1994), aber auch Vertreter der reflexiven Moderne wie Ulrich Beck (vgl. 1986, 1993, 1997) und Anthony Giddens (vgl. 1998). Für sie birgt die

Globalisierung auch Chancen der Erneuerung bei der Neu-Mischung der wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Karten.

Besonders Ulrich Beck und Anthony Giddens sehen perspektivisch eine grundsätzliche Ausweitung der politischen Freiheiten und in der Entwicklung der Zivilgesellschaft bzw. der „Bürgergesellschaft“ (Beck) die große Chance der Zukunft. Für sie birgt die Auflösung der klassischen Milieus und Schichten, „der proletarischen und ihrem Gegenpart, der bürgerlichen Kultur“ (Beck 1997, S. 183) die Chance der Entstehung einer neuen „Selbst-Kultur“, welche eine auf „Taten“ und nicht auf „Stimmzettel“ aufgebaute Selbst-Organisation ermöglicht. Diese wäre die Voraussetzung für eine „direkte Politik“ vorbei an Parteien, Parlamenten und Regierungen (ebd., S.184ff.).

Neben diesen optimistischen Aspekten der Globalisierung dominieren allerdings in den Zeitdiagnosen eher zurückhaltende bis pessimistische Analysen. Alain Touraine sieht in der Globalisierung die Forcierung der „bereits extrem ausgeprägten Trennung zwischen dem instrumentellen und dem kulturellen Universum, zwischen der Welt der Objektivierung und der Welt der Subjektivität“ (2001, S. 57). Dies impliziert eine Verselbständigung der Ökonomie gegenüber kulturellen, sozialen und politischen Momenten des gesellschaftlichen Zusammenhalts, also auch bessere Möglichkeiten ihrer jeweiligen Instrumentalisierung durch die Wirtschaft. Ausdruck dieser Entwicklung ist die allgemein beobachtbare „Ökonomisierung aller Lebensbereiche, damit gewissermaßen die gesellschaftlichen Verhältnisse dem globalen Standortwettbewerb eingepasst werden“ (Vgl. Bieling 2000, S. 225).

In der „permanenten Revolution des Kapitals“ (Haug 1996, S. 673) ist der „Begriff der Globalisierung in erster Linie ein ideologischer Ausdruck für die neue kapitalistische Revolution und nicht für die Moderne und ihre technologischen Innovationen“ (Touraine 2001, S. 48). Diese Revolution scheint zum ersten Mal so radikal zu sein, dass kaum ein Nationalstaat sich dem Zwang des „rette sich, wer kann!“ (Haug 1996, S.673) entziehen kann. So versuchen sich die Nationalstaaten als konkurrierende Standorte durch Deregulierung Vorteile zu verschaffen. Eine Zunahme von prekären Lagen und der Exklusion von ganzen Bevölkerungsgruppen ist die logische Folge, die den Begriff der „Risikogesellschaft“ (Beck 1986) legitimiert. Hauke Brunkhorst (2002, S. 154) spricht von einer Desozialisierung der Individuen, die zu Fanatismus, Fundamentalismus und Vermehrung religiös-ethnischer Bürgerkriege führt. In der Tat scheint die Globalisierung nicht zur Uniformierung der Kulturen, Ideen und Vorstellungen einer besseren Gesellschaft beizutragen, sondern eher zu deren „Fragmentierung, Pluralisierung und Vervielfältigung der Weltbilder und Kulturen“ (ebd.).

Dieser Aspekt der allgemeinen Differenzierung im Zuge der Globalisierung wird oft in der Diskussion über sie wenig berücksichtigt. Man bekommt häufig den Eindruck, dass auch der Diskurs dazu allzu global wird, so, als ob die ganze Welt sich auf die selbe Weise aufgrund der selben Gesetzmäßigkeiten in die selbe Richtung bewegen würde. Entgegen dieser Annahme weist Ralf Dahrendorf darauf hin, dass „das Wirtschaftsleben in der globalisierten Welt weder weltweit noch durchgängig vom Weltmarkt bestimmt ist“ (1998, S. 44), und obwohl überall nach einer kapitalistischen Logik gewirtschaftet wird, bei genauem Hinsehen große Unterschiede zur Tage treten. So spricht Ralf Dahrendorf von vielen Kapitalismen, bei denen die Triade des westlichen Gesellschaftsmodells Wachstum, Demokratie und Solidarität je anders gewichtet ist. Als Beispiel erwähnt er den asiatischen Kapitalismus mit

Wirtschaftswachstum und Zusammenhalt aber mit wenig ausgeprägter Demokratie, den angelsächsischen mit Wirtschaftswachstum und Demokratie aber wenig Solidarität oder den rheinischen Kapitalismus mit Solidarität und Demokratie aber ohne Wachstum, wobei „der Witz der offenen Gesellschaft gerade darin (liegt), dass sie viele Wege erlaubt... In Wirklichkeit gibt es noch viele andere Varianten. Italiens Kapitalismus ist nicht „rheinisch“, Irlands nicht „angelsächsisch“ und Japans nicht asiatisch im Sinne von Singapur (1998, S. 53; vgl. Dörre 2001, S. 63 ff; Bieling 2000, S. 200ff).

Auf der anderen Seite des gesellschaftlichen Geschehens findet sich ein ähnlich differenziertes Bild, so sind „soziale Kämpfe derart disparat und fragmentiert, dass sich ihre formspezifische Ausprägung begrifflich kaum fassen lässt“ (Bieling 2000, S. 197). Es ist wahrlich schwierig, den Kampf des zapatistischen Subcomandante Marcos in Mexiko mit dem des Osama Bin Laden, dem der nordamerikanischen Feministinnen, der AIDS-Bewegung im südlichen Afrika oder der Gewerkschaften in Europa zu vergleichen. Alle diese Unterschiede der spezifischen kapitalistischen Formationen innerhalb der kapitalistischen Produktionsweisen und dazu der Widerstandsformen, mahnen zu differenziertem Umgang mit dem Begriff der Globalisierung und zur Berücksichtigung der lokalen Ausprägungen bei weltweiten Phänomenen.

Bevor wir zu den Folgen der Globalisierung kommen, versuchen wir ihre verschiedenen Komponenten im folgenden Schema zusammenzufassen:

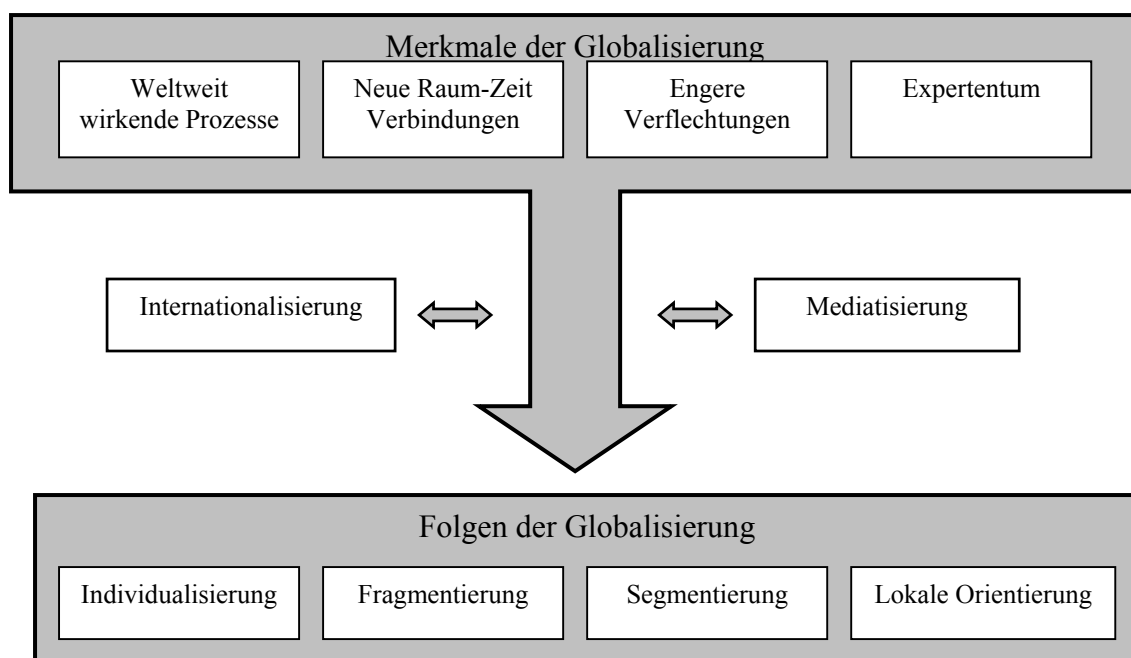


Abbildung 19: Die Globalisierung

Auf Grund der notwendigen Differenzierungen wäre es in der Konsequenz besser, nicht von der Globalisierung, sondern in Anlehnung an Jan N. Pieterse von Globalisierungen zu sprechen, weil es sich um mehrere Prozesse handelt, die zumal je nach Disziplin auch unterschiedliche Aspekte zum Gegenstand haben: Wirtschaft, Politik, gesellschaftliche Dichte, Kultur oder Geschichte (1998, S. 87f.). Viele Autoren schlagen deshalb vor, andere

Begriffe statt Globalisierung zu verwenden. So zieht Michael Zürn die Formel „gesellschaftliche Denationalisierung“ (2001, S.111) vor. Andere sprechen lieber einfach von Internationalisierung oder wie Werner Schiffauer von Netzwerkstrukturen (1997, S.124). In der Tat ist es unmöglich von Globalisierung zu reden, ohne die Internationalisierung zu erwähnen, ohne die kaum etwas global wirken könnte.

5.2.2. Die Internationalisierung

Von allen Merkmalen der Spätmoderne ist die Internationalisierung durch ihre Präsenz im Alltag in beinahe allen gesellschaftlichen Bereichen und Feldern am sichtbarsten. Sie drückt sich auf vielfältige Weise aus, und betrifft keineswegs nur Menschen, sondern auch Dinge, Verhaltensweisen, Ideen, Geschmack. Wenn wir von Internationalisierung im Zusammenhang mit der Globalisierung reden, handelt es sich nicht nur um Migration bzw. Migranten, sondern um die grenzüberschreitende, allgemeine Mobilität der modernen Zeit. Zygmunt Bauman (1995a) unterscheidet dabei metaphorisch den Landstreicher vom Touristen. Beide wissen, dass sie an dem Ort, an dem sie ankommen, nicht länger bleiben werden. Was allerdings den Landstreicher „forttreibt, ist die Enttäuschung über den Ort seines letzten Verweilens“ (Bauman 1995a, S. 296). Er ist auf der Suche nach Wirtlichkeit, welche er von Ort zu Ort sucht in der Hoffnung, irgendwann zur Sesshaftigkeit zu kommen. Der Tourist weiß auch, dass er weiterziehen wird, aber im Gegensatz zum Landstreicher tut er dies freiwillig aus freier Entscheidung. Was ihn treibt ist nicht die Enttäuschung, sondern seine „Neugier, sein Vergnügungsbedürfnis, der Wille und die Fähigkeit, neuartige angenehme, und angenehm neuartige Erfahrungen zu machen“ (ebd. S. 297). „Touristen reisen, weil *sie es wollen*, Vagabunden, weil sie *keine andere bewältigbare Wahl* haben“ (Bauman 1997b, S. 662). Ganz wichtig für Zygmunt Bauman ist die Feststellung, dass beide nicht marginale Menschen sind, sondern ganz normale Erscheinungen in dieser Welt. Allerdings sind nur die Touristen willkommen, die anderen nicht. Dennoch sind beide Ausdruck der allgemeinen und *normalen* Mobilität, gleichgültig ob diese freiwillig oder erzwungen ist.

Wie schon erwähnt geht es bei der Internationalisierung nicht nur um Menschen, sondern auch um Waren, Konsumgewohnheiten, Verhaltensmuster, Ideen usw. Am Beispiel der Jugendkulturen kann man diesen Aspekt gut beobachten. Manche Autoren bezeichnen Jugendkulturen gar als „Avantgarde von Globalisierungsprozessen“ (Roth 2002, S. 24), weil sie mit der nötigen Flexibilität und Neugier am schnellsten Produkte und Verhaltensweisen aus der Fremde übernehmen. Es ist kein Zufall, dass es so gut wie keine lokalen Jugendkulturen mehr gibt sondern nur noch transnationale. Auch wenn Hip-Hop, Techno, Skinhead, Reggae usw. lokale Bezüge vorweisen und auch brauchen, sind die Grundmuster der jeweiligen Jugendkulturen auf internationaler Ebene gleich und ohne weiteres sogar für Außenstehende am Habitus, an den Musikstilen, Kleidern und Vorbildern leicht erkennbar (vgl. Baacke 1999; Ferchhoff 1999; Farin 2001).

In und außerhalb der Jugendkulturen scheint die Internationalisierung der Warenwelt so weit entwickelt zu sein, dass die Prophezeiung von Frederic Beigbeder nicht mehr ganz abwegig erscheint: „Eines Tages werden wir nicht mehr Länder, sondern Marken bewohnen: Wir sind dann die McDonalddianer und die Microsofties“ (Zit. nach Roth 2002, S. 25). Zur Warenwelt gehören natürlich auch die Produkte der Kulturindustrie, welche durch den Einsatz moderner Kommunikationstechnologien in beinahe Echtzeit auf der ganzen Welt gleichzeitig ankommen und so zur Beschleunigung der Internationalisierung von Jugendkulturen

beitragen. Es bleibt im jugendkulturellen Feld erstaunlich, wie international selbstorganisierte szenenspezifische Treffs ausfallen. Man kennt sich in den Szenen weit über die nationalen Grenzen hinaus und pflegt auch gute kontinuierliche Kontakte, die solche Events ermöglichen. Offensichtlich bringen gleiche, transnationale kulturelle Orientierungen Menschen aus verschiedenen Ländern zusammen.

5.2.3. Die Mediatisierung

Ausnahmsweise herrscht in der unüberschaubaren Literatur zum Thema Globalisierung bei dem Punkt Informationstechnologie Übereinstimmung. Es besteht gar kein Zweifel daran, dass die Globalisierung in dem gegenwärtigen Ausmaß ohne moderne Kommunikationsmittel überhaupt nicht vorstellbar wäre (vgl. Dahrendorf 1998; Touraine 2001; Hall 1999; Roth 2002; Zürn 2001). Es handelt sich in der in der Tat um eine epochale Entwicklung, deren Folgen heute kaum abschätzbar sind. Alain Touraine spricht von „der Transformation energieabhängiger Gesellschaften in informationsabhängige Gesellschaften“ (2001, S. 49). Touraine lehnt allerdings in dem Zusammenhang einen „technologischen Determinismus ab“ weil beispielsweise „der Fernschreiber die Entstehung des Finanzkapitals...begünstigte, aber er war beileibe nicht dessen eigentliche Ursache“ (ebd.). Ralf Dahrendorf stellt fest, dass „erst die Informationsrevolution die gesamte bewohnte Welt zum realen (oder doch zum virtuellen?) Raum macht“ (1998, S. 41), und Niklas Luhmann diagnostiziert eine informationstechnologische Bagatellisierung des Ortes (1998, S. 374), welche berechtigt von einer „Weltgesellschaft“ zu sprechen, weil „wo immer etwas Berichtenswertes geschieht oder für Berichte inszeniert wird: es findet weltöffentlich statt. Damit gewinnen auch weltpolitisch arrangierte Interventionen in lokalen Ereignissen neue Chancen der Plausibilität (um nicht zu sagen der Legitimität)“ (ebd.). Die Welt ist nebenan, so zu sagen greifbar und entzaubert. Damit eröffnen sich im allgemeinen neue Perspektiven für Jugendliche, auch wenn sie zunächst nur theoretischer Art sind. Die Option weite Welt ist kein Kindheitstraum mehr, welche nur der mythischen Figur des großen Entdeckers vorbehalten bleibt, sondern eine real existierende Möglichkeit. Das o.g. Beispiel der Jugendkulturen ist für die Mediengeneration der tägliche Beweis für die Erreichbarkeit der Welt.

Jugendliche leben aktiv und gerne in einer pluralen Medienwelt. Diese bietet ihnen Intensität, vor allem durch Musik, Betroffenheit, Faszination, Traumfluchten, Selbstbehauptung und Szenengestaltung, etwa mit dem Computer. Wilfried Ferchoff stellt bei Jugendlichen fest, dass „mit der Mediatisierung des Alltags auch Wahrnehmungs- und Bewusstseinsstrukturen verändert werden“ (1999, S.233). So vermischen sich Fiktion und Wirklichkeit durch die dominierende Bricolage und Zitatenkombinationen, traditionelle Generationengrenzen verwischen sich und verschwinden. „Diese an Fragmentierungen, Segmentierungen, Abbrüchen, Überblendungen, Unvollendungen und der Zusammenballung von Augenblicksmomenten orientierten vielfältigen Wahlmöglichkeiten heutiger Bilder und audiovisueller Räusche sind freilich das blanke Gegenprogramm zum geduldigen Abwarten-Können, zur gelassenen Lebensplanung und zum analytisch-tiefenstrukturellen Aufsuchen eines roten Fadens“ (ebd., S. 234f.). Die von mir bei der Untersuchung festgestellte Gegenwartsorientierung der Jugendlichen scheint in direktem Zusammenhang damit zu stehen.

5.2.4. Die Individualisierung

Wie die Globalisierung ist die Individualisierung ein Begriff, dessen Fehlen kaum in einer sozialwissenschaftlichen Diskussion der Gegenwart vorstellbar ist. In die Debatte der letzten

zwanzig Jahre wurde sie von Ulrich Beck als zentrale Kategorie der „Risikogesellschaft“ (1986) eingeführt. Kritiker bemängeln die Ungenauigkeit der These, „sie ist weder hinreichend expliziert, noch hinreichend empirisch untersucht“ (Friedrichs 1998, S.7). Dabei sprach Ulrich Beck selber von der Individualisierung als „missverständlich, vielleicht sogar ein Unbegriff, der aber auf etwas verweist, das wichtig ist“ (1986, S.205). Auch wenn Beck die verschiedenen Dimensionen der Individualisierung erläutert weist er darauf hin, dass auch diese „für sich genommen schon ein unendliches Reservoir für Missverständnisse sind“ (1986, S.206).

Die Dimensionen der Individualisierung sind für Beck die *Freisetzungsdimension* oder die „Herauslösung aus historisch vorgegebenen Sozialformen und -bindungen im Sinne traditionaler Herrschafts- und Versorgungszusammenhänge“ (ebd.). Zweitens die *Entzauberungsdimension* oder „der Verlust von traditionellen Sicherheiten im Hinblick auf Handlungswissen, Glauben und leitende Normen“ (ebd.) und schließlich die *Kontroll- bzw. Reintegrationsdimension* oder „eine neue Art der sozialen Einbindung, womit die Bedeutung des Begriffs gleichsam in ihr Gegenteil verkehrt wird. (ebd.). Ulrich Beck warnt davor, Individualisierung mit Individuation, Personwerdung, Einmaligkeit und Emanzipation zu verwechseln (1986, S.207).

Die Individualisierungsthese wurde in der Jugendforschung breit rezipiert und diente unter anderem zur Erklärung rechtsextremistischer Gewalt bei Heitmeyer (1987) und anderen (vgl. Fliege/Möller 2001). Gerade diese Interpretation der Individualisierungstheorie stieß aber auf Widerspruch, weil dabei eine gewisse Linearität in der Erklärung von Gewalttaten festgestellt wurde: Individualisierung würde zur Vereinsamung der Jugendlichen führen und damit die Desintegrationsgefahr derselben erhöhen, welche zu Rechtsextremismus und Gewaltbereitschaft animieren würde (vgl. Tonn 1998). Das Hauptargument gegen diese lineare Annahme wurde von der Tübinger Forschungsgruppe geliefert und empirisch belegt, dass benachteiligte Jugendliche, die von Desintegration stärker bedroht sind, keineswegs stärker zu rechten Orientierungen neigten als gut integrierte Jugendliche, sondern eher weniger (vgl. Held u.a. 1996).

Die Forschungsgruppe bemängelte, dass Ulrich Beck die andere Seite der Medaille in seiner Individualisierungstheorie vernachlässigte: die Segmentierung der Gesellschaft, welche parallel zur Individualisierung stattfindet. „Soziale Segmentierung ist ein Parallelbegriff zu dem der Individualisierung von Beck. Nach unserer Meinung vernachlässigt Beck die Entwicklung und Veränderung sozialer Gruppen“ (ebd. S. 28).

5.2.5. Die Segmentierung

Ein Phänomen der neueren Zeit ist das Event, das große Ereignis. Die Love Parade ist das interessanteste Beispiel. Von zweihundert Besucher/innen 1989 blähte sich diese Veranstaltung bis zum Jahre 1997 auf über eine Million auf. Seitdem ist diese Zahl konstant, eine Million Menschen feiern Stunden lang auf engstem Raum zusammen und fühlen sich dabei sehr wohl. Das Individuelle bei dieser Veranstaltung scheint nur in der Kleiderordnung vorhanden zu sein, wobei die obligatorische Extravaganz durch die Massenerscheinung stark relativiert wird und somit den individuellen Nimbus beinahe verliert. Ohnehin folgt diese Kleiderordnung mit ihren grellen Farben und dem Prinzip der leichten bis minimalen Bekleidung gewissen Regeln der Technoszene und setzt damit der Individualität automatisch eine gewisse Grenze. Massenveranstaltungen werden, besonders bei Jugendlichen, immer beliebter, und bei allen kann man den Trend zur Uniformierung beobachten. Bei wichtigen

Fußballspielen bestehen ganze Tribünen aus einer einzigen Farbe – der Farbe einer der Mannschaften auf dem Rasen. Selbstverständlich tragen alle Besuchern/innen des Kirchentags ein lila Tuch und die Teilnehmer/innen einer Demonstration der IG Metall rote Kappen. Als letztes Beispiel nehmen wir eine Jugendgang: ihre Mitglieder werden gerne das gleiche T-Shirt mit dem Logo der Gang tragen, sie werden auch oft die selbe ethnische Herkunft haben.

Ob auf der Love Parade, beim Fußballspiel, beim Kirchentag, bei der Gewerkschaftsdemonstration oder in der Jugendgang, alle diese Menschen zeigen u.a. mit ihrer Kleiderordnung, dass der soziale Zusammenschluss, die soziale Zugehörigkeit heute eine neue Bedeutung erhalten hat und mindestens genauso wichtig ist wie die Individualität. Interessant ist bei all diesen Beispielen die Tatsache, dass – vielleicht mit einer Einschränkung bei der Gang – alle erwähnten Menschen freiwillig auf einen Teil ihrer Individualität verzichten, um zur temporären Masse zu gehören. Allerdings ist nur das massenhafte Erscheinungsbild temporär, die Beweggründe für das Erreichen des Gefühls der Zusammengehörigkeit sind meistens dauerhaft: es ist die Liebe zu einer Sportart und die gleichzeitige territoriale Zugehörigkeit beim Fußballfan, der Glaube beim Kirchentagsbesucher, das politische Bewusstsein bei der Demonstration und der jugendkulturelle Geschmack bei der Love Parade.

Ob dauerhaft oder temporär, ob sportlicher, musikalischer, religiöser, politischer oder nur modischer Art, diese Phänomene sind mit der Individualisierungstheorie kaum zu erklären. Es bedarf einer grundsätzlich anderen Herangehensweise für ihre Analyse und ihre Erklärung. Die Segmentierungstheorie, welche ich in Ansätzen schon in den Kapiteln 2 und 3 vorgestellt habe, ist meiner Meinung nach das passende Instrument dazu. Sie wird nun als eine allgemeine Theorie über soziale Prozesse in unserer Gesellschaft dargestellt, die neue Tendenzen bei Jugendlichen besser erklären soll.

Der Begriff der sozialen Segmentierung findet seinen sozialwissenschaftlichen Ursprung bei Emile Durkheim in seiner Abhandlung „Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften“ (1988). Darin vertritt Durkheim die These, dass sich eine einfache oder primitive²³ Gesellschaft durch gesellschaftliche Arbeitsteilung zu einer höheren Gesellschaft entwickelt. Die einfache Gesellschaft besteht aus Segmenten, welche sich durch starkes Kollektivbewusstsein, geringe Arbeitsteilung auf der Basis von Alter und Geschlecht sowie mechanische Solidarität auszeichnet. Diese „Solidarität, die aus den Ähnlichkeiten entsteht, erreicht ihr *Maximum*, wenn das Kollektivbewusstsein unser ganzes Bewusstsein genau deckt und in allen Punkten mit ihm übereinstimmt: aber in diesem Augenblick ist unsere Individualität gleich null“ (Durkheim 1988, S.181f.). Die Individualität wiederum wird notwendig mit der Arbeitsteilung, welche mit der Verdichtung der Gesellschaft entsteht. Denn durch diese vermischen sich die Segmente, die in Konkurrenz zu einander treten und zu einer Spezialisierung einzelnen Gruppen führen. Weil die Aufgaben in einer dichteren Gesellschaft differenzierter sind, entsteht zwangsläufig eine Individualisierung der Funktionen. Dies ist nur möglich, wenn „das Kollektivbewusstsein also einen Teil des Individualbewusstseins freigibt, damit dort spezielle Funktionen entstehen, die es nicht regeln kann“ (ebd.183). In diesem Fall ist eine mechanische Solidarität

²³ Der von Durkheim benutzte Begriff primitiv wird von Anthropologen und Rechtswissenschaftlern einer radikalen Kritik unterzogen, weil „einfache Gesellschaften“ zuweilen hochkomplexe Strukturarrangements aufweisen (vgl. Müller/Schmid 1988, S.512)

nicht mehr funktional und wird allmählich durch eine andere Solidarität ersetzt. „Diese Solidarität ähnelt jener, die man bei den höheren Tieren beobachten kann. Jedes Organ hat dort seine eigene Physiognomie und seine Autonomie, und trotzdem ist die Einheit des Organismus um so größer, je stärker die Individualisierung der Teile ausgeprägt ist. Aufgrund dieser Analogie schlagen wir vor, die Solidarität, die sich der Arbeitsteilung verdankt, organische Solidarität zu nennen“ (ebd.).

Natürlich verändern sich nach Durkheim parallel zur Arbeitsteilung notwendigerweise viele konstitutive Elemente der Gesellschaft. So entwickelt sich z.B. das Recht von einem repressiven zu einem restitutiven Recht, um die immer komplizierter werdenden Vertragslagen eines sehr differenzierten Gemeinwesens zu organisieren.

Hans Peter Müller und Michael Schmid (1988, S.512) vergleichen in verkürzender formaler Schreibweise die primitive mit der organisierten Gesellschaft in der Theorie Durkheims auf folgende Weise ²⁴:

G1:	SD	⇒	KB	⇒	MS	⇒	RPR	⇒	I
G2:	FD	⇒	AT	⇒	OS	⇒	RSR	⇒	I

Für beide Gesellschaftsformen ist natürlich die Integration unabdingbare Finalität, weil nach Durkheim nur die Integration in die Gesellschaft aus dem Menschen einen Menschen macht (vgl. Durkheim 1996, S.129ff.; Aron 1967, S.392f.). Die Integration wird nach seiner Einschätzung auch mit zunehmender Arbeitsteilung wahrscheinlicher, denn „sie macht die Individuen nicht nur solidarisch...weil sie die Tätigkeit eines jeden einzelnen begrenzt, sondern mehr noch, weil sie sie steigert“ (Durkheim 1988, S.465). Dies ist seiner Meinung nach nur möglich, weil die Arbeitsteilung auch einen Moralcharakter besitzt, „weil es ein soziales Bedürfnis ist“ (1988, S.467).

Durkheim folgend ist also die Individualisierung in der Gesellschaft mit zunehmender Arbeitsteilung nicht nur zwingend, sondern auch eine durchaus positive Sache. Er vergisst dabei nicht daran zu erinnern, dass trotz Moralregeln, differenzierter Jurisdiktion und zunehmender Integration unterschiedlicher Gruppen „sich die mechanische Solidarität bis in die höchsten Gesellschaften erhält“ (1988, S.242), weil „die Segmentstruktur immer mehr von den anderen überdeckt (wird), ohne deswegen jemals völlig zu verschwinden“ (ebd., S.286). Für ihn hat es mit der „Zähigkeit bestimmter Vorurteile zu tun, welche zunächst in den Sitten überleben“ (ebd., S.447). In der modernen Gesellschaft werden nach Durkheim trotz Trägheit der Vorurteile, der mechanischen Solidarität und der traditionellen Bande die klassischen Segmente, welche auf Abstammung und Familie beruhen, allmählich durch modernere Formen der sozialen Schließung ersetzt, welche hauptsächlich als Korporationen erscheinen²⁵.

Bevor wir das Thema Segmentierung vertiefen, fassen wir in einem Schema die Entwicklung von der segmentären zur modernen Gesellschaft auf der Grundlage Emil Durkheims Theorie zusammen.

²⁴ G1: primitive Gesellschaft; G2: organisierte Gesellschaft; SD: segmentäre Differenzierung; FD: funktionale Differenzierung; KB: Kollektivbewusstsein; AT: Arbeitsteilung; MS: mechanische Solidarität; OS: organische Solidarität; RPR: Repressives Recht; RSR: Restitutives Recht; I: Integration

²⁵ Vgl. ausführlich dazu das Vorwort von Durkheim zur zweiten Auflage (1888, S.41ff.)

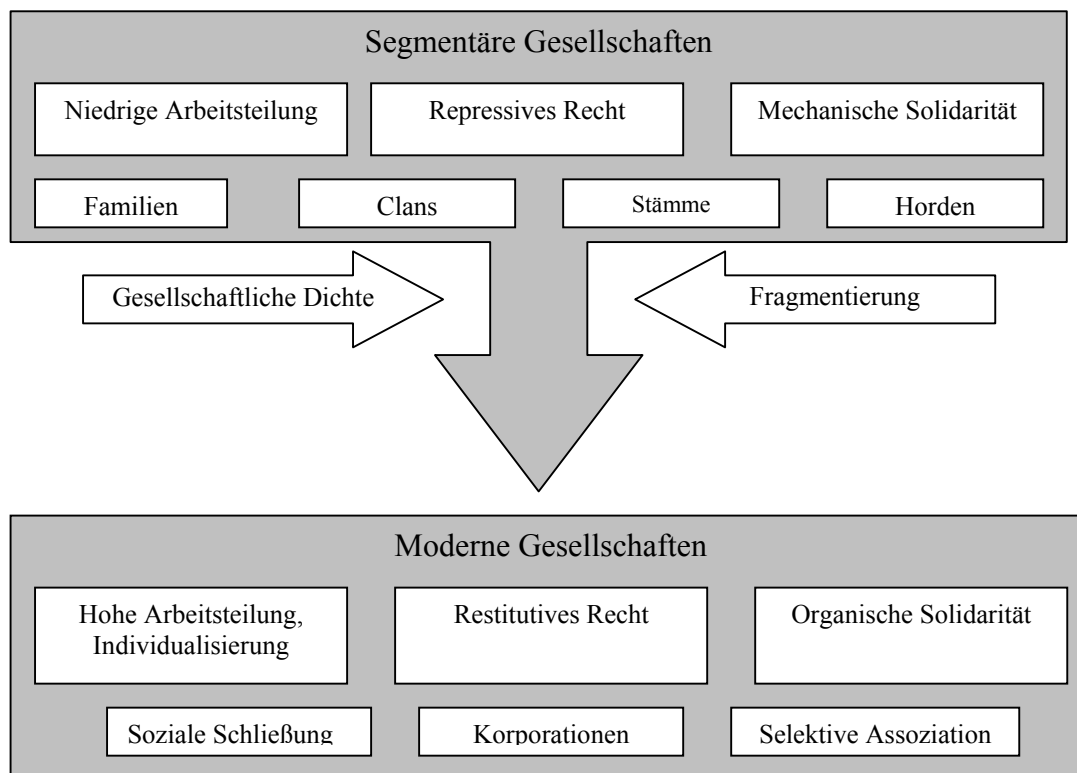


Abbildung 20: Von der segmentären zur modernen Gesellschaft

In diesem Modell sehen wir auf der rechten Seite, dass parallel zur gesellschaftlichen Verdichtung auch die *Fragmentierung* eine Rolle auf dem Weg in die Moderne spielt. Diese ergibt sich nach Vjeran Katunarić (1997) aus dem Zusammenspiel dreier wichtiger Kräfte: der strukturellen Differenzierung (ökonomische, räumliche, organisatorische, administrative, etc.), der Schwächung von Gruppenidentitäten („weak ties“) und der Interaktionsnetzwerke, die auf der Basis schwacher Bindungskräfte entstehen (S.21). Für Katunarić ist Segmentierung nicht nur eine traditionelle Quelle gesellschaftlicher Organisation, sondern auch eine Reaktion auf die Versäumnisse der Modernisierung, insbesondere, „when fragmentation does not give the fruits to people living in the fragments“ (ebd.). In diesem Sinn stellt die Segmentierung den Versuch dar, neue gesellschaftliche Probleme der Fragmentierung durch alte Lösungen, d.h. durch die Bildung relativ autarker bzw. selbstgenügsamer sozialer Einheiten zu bewältigen.

Im vorstehenden Modell werden die drei „anormalen Formen“ der Arbeitsteilung nach Durkheim nicht berücksichtigt, da diese für ihn nur Bedeutung haben, um den Normalzustand der Arbeitsteilung zu verstehen, ansonsten aber seiner Meinung nach Ausnahmen bleiben. Ich gehe an dieser Stelle aber näher auf sie ein, weil sie - entgegen Durkheims Meinung - in unseren Augen keine Ausnahmereischeinungen der modernen Zeit sind, sondern inzwischen vielmehr einen Dauerzustand darstellen, und zwar einschließlich aller gesellschaftlich unangenehmer Implikationen.

Die drei „anormalen Formen“ der Arbeitsteilung sind: die anomische Arbeitsteilung, die erzwungene Arbeitsteilung und eine dritte, von ihm nicht näher titulierte Form, die man in

Anlehnung an Müller und Schmid (1988) als „innerorganisatorischen Koordinationsmangel“ bezeichnen kann.

Die *Anomie* als erster anormaler Zustand ist wohl der Begriff, der „als Krisenmetapher Karriere machte“ (Heitmeyer 1997, S. 30). Sie entsteht bei „industriellen und kommerziellen Krisen, (wird) durch die Konkurse geliefert, die nichts anderes sind als Teilzusammenbrüche der organischen Solidarität“ (Durkheim 1988, S. 422). Anomie kann auch als „das Fehlen regulativer Kräfte, die die gesellschaftlich erzeugten Bedürfnisse mit gesellschaftlich vorgegebenen, realen Möglichkeiten in Einklang bringen (nämlich begrenzen)“ (Heitmeyer 1997, S. 32) bezeichnet werden oder, um es mit Schmid und Müller zu formulieren: „Anomie resultiert aus der Kluft zwischen hochentwickelter Arbeitsteilung und unterentwickelten Regeln“ (1988, S. 504). Durkheim selbst vertraute beim Anomiezustand auf die selbstregulierende Kraft der organischen Solidarität, weil er davon überzeugt war, „dass der Anomiezustand überall unmöglich ist, wo solidarische Organe in hinreichendem und genügend langem Kontakt miteinander stehen“ (1988, S.437).

Anders ist es bei der zweiten anormalen Form der Arbeitsteilung, bei der erzwungenen. Diese Form entsteht nicht, weil es zu wenig Regeln gibt, sondern weil „die Regeln selbst die Ursache des Übels sind“ (S. 443). Dies hauptsächlich dann, wenn die Regeln von den betroffenen Individuen als ungerecht empfunden werden, weil sie ihren jeweiligen Fähigkeiten und Leistungen nicht entsprechen. Dies äußert sich auch in ungerechten Verträgen, in denen „die ausgetauschten Dienste keinen äquivalenten sozialen Wert haben“ (S. 452). „Der Zwang beginnt erst, wenn die Reglementierung nicht der wahren Natur der Dinge entspricht, und in der Folge, da sie keine Basis mehr in den Sitten hat, nur mehr mit Gewalt aufrechterhalten werden kann“ (S. 446). Aus diesem Grund kann diese pathologische Form der Arbeitsteilung nicht wie die Anomie durch gesellschaftliche Selbstorganisation beseitigt werden. Zwar zeichnen sich alle autoritären oder diktatorischen Regimes sich durch eine erzwungene Arbeitsteilung aus und können sich daher in der Tat nur mit der Anwendung von Gewalt aufrecht erhalten, aber diese anormale Form bleibt leider nicht nur totalitären Staatsformen vorbehalten. Sie ist in bürgerlichen Demokratien auch verbreitet, dies in mehreren Formen. Man denke zunächst nur an die Arbeitsförderungs- oder Sozialhilfegesetze, bei denen die staatliche Unterstützung zunehmend an erzwungene Tätigkeiten geknüpft wird. Eine indirekt erzwungene Arbeitsteilung besteht weiter bei den Tätigkeiten, welche viele Individuen – aus Angst vor der Exklusion aus der Risikogesellschaft (Beck) oder wegen der Verschlechterung des Durchschnittseinkommens in den unteren Lohngruppen – dazu bringt, diese gegen ihre Neigung und ihren Willen zu übernehmen. Diese erzwungene Arbeitsteilung nimmt im Zuge der Deregulierung stetig zu, allerdings wird sie nicht als solche wahrgenommen und schon gar nicht dargestellt, sondern vielmehr invisibilisiert (Luhmann), in dem sie z.B. als moderne Flexibilität angepriesen wird. Dieser stumme Zwang der Verhältnisse führt zu einer Differenzierung der sozialen Ungleichheit.

Eine wichtige Frage bleibt, warum nämlich das Konzept der Anomie als erste anormale Form der Arbeitsteilung nach Durkheim eine so unglaubliche Renaissance in den letzten Jahren erlebt hat und nicht die Zweite, die Erzwungene. Mir scheint die erzwungene Form der Arbeitsteilung genauso wichtig für die heutige Zeit zu sein, wenn nicht gar wichtiger als die Anomie, weil die Erzwungene das Hauptproblem der Gegenwart anspricht, die Frage der sozialen Ungleichheit. Interessanterweise wird diese zweite anormale Form nicht einmal in

der Ungleichheitsforschung berücksichtigt (vgl. Kreckel 1983, 1992; Schmidt 2000; Bieling 2000), obwohl sie in ihren unterschiedlichen Ausprägungen möglicherweise die Mehrheit der Bevölkerung weltweit betrifft²⁶ (vgl. Haug 1996, S. 673ff.). Mit dem Aspekt sozialer Ungleichheit befasste ich mich im übrigen im übernächsten Abschnitt ausführlicher.

Die dritte anormale Form betrifft keine Gruppen von Menschen. Sie bezieht sich auf mangelhafte innerbetriebliche Organisationsformen und hat gesamtgesellschaftlich nur eine sehr geringe Relevanz. Deswegen wird sie von Durkheim – wie auch an dieser Stelle – nur kurz erläutert.

Die drei anormalen Formen der Arbeitsteilung zeigen sich, „wenn soziale Integration ausbleibt und die Etablierung organischer Solidarität nicht mit der Auflösung mechanischer Solidarität Schritt hält bzw. zusammenbricht“ (Bohle u.a. 1997, S. 30). „Allerdings muss heute Durkheims optimistische Interpretation der Arbeitsteilung skeptisch beurteilt werden. Das, was Durkheim als Problemlösung angeboten hat, ist noch immer das Problem. Anomie stellt nicht den pathologischen Sonderfall einer arbeitsteilig ausdifferenzierten Gesellschaft dar, sondern ist sogar zum Dauerzustand und sozusagen normal geworden“ (ebd., S. 35).

Hinzu kommt die Ausdifferenzierung der sozialen Ungleichheit durch die „erzwungene Arbeitsteilung“ und auf dieser Basis kehren archaische Formen der sozialen Segmentierung zurück.

Die Ersetzung der Segmente durch Korporationen als Quelle der Solidarität, welche nicht mehr auf Grund naturwüchsiger Ähnlichkeit, sondern auf professioneller Interessensvertretung beruht, funktioniert offensichtlich konfliktfrei nur solange, wie die Gesellschaft ohne ökonomische Krise existiert. Aber alles spricht dafür, dass es so gut wie keine krisenfreien Zeiten gibt. Gerade im Zuge der Globalisierung haben wir gesehen, dass eine Reihe von Phänomenen sich ungeheuer beschleunigt haben und epochale Veränderungen in den Gesellschaften – oder um Luhmann zu folgen: in der Weltgesellschaft – verursacht haben und noch verursachen, die durchaus als Folge von Krisen bezeichnet werden können. Diese, vor allem in Zusammenhang mit der Deregulierung und der Internationalisierung, führen zu einer verschärften Konkurrenz, welche nicht mehr entlang der vertikalen Struktur des Schichtenmodells stattfindet, sondern sozusagen horizontal zwischen Gruppen und Individuen ausgetragen wird.

Ulrich Beck diagnostiziert „das Ende der Großgruppengesellschaft“ (1986, S.139) und schlussfolgert, dass die sozialen Klassen oder Schichten keiner empirischen Wirklichkeit mehr entsprechen, viel mehr „entsteht – paradox genug – eine neue Unmittelbarkeit von Individuum und Gesellschaft“ (ebd. S.158). Mit Bezug auf Durkheim kann die damit bezeichnete Individualisierung mit der hochgradigen Ausdifferenzierung der Arbeitsteilung erklärt werden. Mit der technologischen Entwicklung und der Internationalisierung entsteht ein neues, hoch differenziertes Spektrum von Berufs- und Job-Möglichkeiten und auch die kulturellen Möglichkeiten nehmen zu. Diese Optionsvielfalt scheint die Individualisierung voranzutreiben.

Zur Bewältigung gesellschaftlicher Problemlagen sieht Ulrich Beck für die individualisierten Menschen den Zwang zu sozialen und politischen Koalitionen (ebd., S.159). Dies bewertet er nicht negativ, sondern sieht ganz im Gegenteil darin die Möglichkeit, durch die Pluralisierung die bisherige Schematisierung der Konflikte zu sprengen (ebd.). Nun ist diese Möglichkeit der sozialen Schließung zur Bewältigung gesellschaftlicher Problemlagen nur *eine*

²⁶ Das Ausmaß des Menschenhandels heute überschreitet bei weitem alle historischen Erfahrungen der Sklaverei (Haug 2002, S. 20)

Möglichkeit für die individualisierten Menschen, denn Ulrich Beck konstatiert gleichzeitig: „dauerhafte Konfliktlinien entstehen mehr und mehr entlang zugewiesener Merkmale, die nach wie vor mit Benachteiligungen verbunden sind: Rasse, Hautfarbe, Geschlecht, Alter usw.“ (ebd.), und damit beschreibt er das Problem der Segmentierung, erklärt es aber nicht. Leider ist er bei späteren wichtigen Publikationen (1993, 1997c) nicht mehr auf das Thema zurückgekommen, obgleich die Folgen des Phänomens Segmentierung zunehmend sichtbar werden.

Ganz allgemein erleben wir gegenwärtig die Wiedergeburt der klassischen Segmente in der Spätmoderne. Diese unterscheiden sich wesentlich von den Korporationen, die parallel zur organischen Solidarität in der Moderne entstanden sind und eben die Segmente der vormodernen Gesellschaft allmählich ersetzt hatten. Sie sind ein Aspekt der sozialen Schließungen von Max Weber (1980), welche den Prozess darstellen, „durch den soziale Gemeinschaften Vorteile zu maximieren versuchen, indem sie den Zugang zu Privilegien und Erfolgchancen auf einen begrenzten Kreis von Auserwählten einschränken“ (Parkin 1983, S.123). Max Weber hatte die Möglichkeit der sozialen Schließung auch entlang von askriptiven Merkmalen wie Rasse, Sprache, soziale Herkunft und Abstammung ausdrücklich erwähnt (1980, S. 24ff., 234 ff.), für ihn aber sind die häufigsten Gründe für diese Form der Solidarität hauptsächlich ökonomische, religiöse oder militärische Motive, welche - nach Weber - meist miteinander kombiniert sind. Allesamt dienen in der Regel der Erhöhung der ökonomischen Chancen für die eigene Gruppe“ (vgl. Parkin 1983, S. 123ff). Die Segmentierung kann einerseits zur Ausgrenzung unliebsamer Gruppen dienen, andererseits kann sie aber auch eine Antwort auf die Ausgrenzung darstellen. In diesem Fall schreibt Franck Parkin: „Schließungsstrategien, die hier als solidarisch bezeichnet werden, können als kollektive Antwort ausgegrenzter Gruppen verstanden werden, die ihrerseits nicht dazu in der Lage sind, durch Ausschließungstechniken Ressourcen zu maximieren“ (ebd., S. 125).

Bei genereller Ausdünnung des Sozialen durch *Deregulierung und gleichzeitiger Verringerung* organischer Solidarität wird die mechanische Solidarität wiederentdeckt und damit die klassische Segmentierung als (scheinbare) Lösung.

Bei der normalen Entwicklung einer Gesellschaft im Sinne von Durkheim, wie Abbildung Nr. 20 zeigt, findet die allmähliche Ersetzung der Segmente durch Korporationen und soziale Schließungen statt. Parallel dazu entwickeln sich eine notwendige Individualisierung und die Ablösung der mechanischen durch die organische Solidarität. Dies ist, wie wir gesehen haben, nicht immer der Fall. Gerade heute sehen wir, wie in Folge der ökonomischen Entwicklung die organische Solidarität schwindet und damit der Weg für Anomie und Segmentierung geebnet wird. Anomie und soziale Segmentierung stellen unterschiedliche Prozesse dar, sie können in einer Gesellschaft einzeln oder gleichzeitig auftreten. Heute wird häufig Anomie als Zeitdiagnose in den Vordergrund gerückt, soziale Segmentierungsprozesse müssen aber ebenso in Betracht gezogen werden. In den Ländern wie denen des ehemaligen Ostblock oder z.B. Algerien, welche einen schnellen Übergang von einer Gesellschaftsform zu anderen erleben, entsteht eher die Anomie. In internationalisierten Industriegesellschaften wie der deutschen, haben wir viel eher mit dem Segmentierungsphänomen zu tun.

Das Phänomen wird in der Literatur über Globalisierung ausführlich beschrieben, wenngleich nicht unter dieser Bezeichnung. So ist für Alain Touraine die Folge der Desozialisierung eine „kollektive Suche nach Identitäten, die immer weniger an den erworbenen als vielmehr an Formen des zugewiesenen Status wie Alter, Geschlecht, nationale Zugehörigkeit, kulturelle Tradition und Ethnizität anknüpfen“ (2001, S.45). Diese Identitäten „und kulturelle Differenz

werden als konstruierte erfahrbar und als strategische Mittel, d.h. als Machtressource, im Kampf um soziale Vorteile verfügbar“ (Berking 2001, S.102). Elisabeth Beck-Gernsheim beschreibt eindrücklich, welche seltsamen Blüten diese Segmentierungstendenzen treiben können: so entstanden, getrieben von der Suche nach sozialen Vorteilen, in Deutschland und den USA der Nachkriegszeit so etwas wie „Pass-Juden“, „Als-ob-Juden“, „weiße Schwarze“, „symbolische Schwarze“ usw. „Schwarz und weiß sind nicht Hautfarben, sondern kulturelle Erfindungen, die variierend je nach Ort, je nach Zeit – ihre eigene Logik, ihre eigene Dynamik, ihre eigene Explosivkraft entfalten“ (1999, S.145).

In diesem Fall geht es um *Selbst-Segmentierung*. Eine Tendenz, die Michel Maffesoli gar als das Hauptcharakteristikum der heutigen Zeit betrachtet und als postmodernen Neo-Tribalismus definiert, an anderer Stelle spricht er ungeniert vom Herdentrieb (2000, S. XII). Für ihn hat die Individualisierung in der modernen Gesellschaft stets eine „nostalgie de la communauté“ (2000, S.159) verstärkt, die sich im Alltag überall beobachten lässt und sich in Veranstaltungen wie der Love Parade schrill konkretisiert. (ebd., S.156f.).

Die bei dieser Untersuchung festgestellten Segmentierungstendenzen bei Jugendlichen scheinen zum allgemeinen gesellschaftlichen Trend zu gehören. Eine Steigerung der Integrationschancen oder eine Erhöhung der sozialen Vorteile ergibt sich für die Jugendlichen daraus aber faktisch kaum. Da sie sich in einer Orientierungsphase befinden, wäre es für sie vorteilhafter, mehr Integrationsoptionen als nur das eigene Segment zu haben. Die Frage ist allerdings, ob ihnen die Wahl überlassen bleibt.

Hans-Paul Bahrdt weist uns darauf hin, dass es in der modernen Gesellschaft und vor allem in der modernen Großstadt keine vollständige Integration geben kann, ja dass sogar „alte Bürgerstädte in der Regel keineswegs vollintegrierte Gemeinschaften waren“ (1961, S.34, vgl. Bahrdt 1996). Andere Autoren wie Bukow et al (2001) argumentieren in die selbe Richtung, für sie ist „eine vollständige Integration in einer polykontextuellen Gesellschaft empirisch nicht mehr möglich und auch nicht mehr nötig, weil das Leben in einer postmodernen Gesellschaft von allen Mitgliedern – ob autochthon oder allochthon – nur eine partielle Inklusion in die Gesellschaft verlangt“ (S. 42). Aber gerade dieses Minimum an Integration, diese nur partielle Inklusion, scheint durch die Segmentierung stark gefährdet. Daneben bestehen noch weitere negative Konsequenzen der Segmentierung.

Reinhart Kreckel spricht von einer „*illegitimen* Input-Ressource, die den persönlichen Erfolg oder Misserfolg auf dem Arbeitsmarkt beeinflussen kann: die ‚selektive Assoziation‘. Sie kommt immer dann zum tragen, wenn aus der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Merkmalsgruppe oder Solidargemeinschaft positive oder negative Diskriminierungen entstehen“ (Kreckel 1992, S. 227).

Segmentierung begünstigt soziale Ausgrenzung und stellt deshalb eine Anschlussstelle für rechte Orientierungen dar (vgl. Held u.a. 1996). Weil die starke Unterscheidung zwischen „wir“ und „die“ die Entstehung von Vorurteilen durch Intergruppenbeziehungen begünstigt, so wie sie in der Sozialpsychologie heute beschrieben werden (vgl. Zick 1997, S. 118-146), können Rassismus und Nationalismus als segmentäre Ideologien bezeichnet werden.

Man kann es wenden wie man will, die soziale Segmentierung spielt heute eine entscheidende Rolle und sollte in den Gesellschaftsanalysen dementsprechend berücksichtigt werden. In Anlehnung an Durkheim sieht Raymond Aron sogar die Möglichkeit einer vernünftigen wissenschaftlichen Klassifikation der Gesellschaftstypen mit bloßer Aufzählung

von bestehenden Segmenten und einer Beschreibung ihrer Kombinationsmodi (1967, S. 368ff.).

Natürlich sind Segmente keine in der Gesellschaft frei flottierenden Aggregate. Jedes Individuum gehört immer gleichzeitig mehreren Segmenten an, welche miteinander kombiniert sind und ein Teil der Polykontextualität der Gesellschaft ausmachen. Weiter „sind diese einzelnen Segmente in sich nicht homogen: als innere Differenzierung bilden sich vielfältige soziale Milieus“ (Held u.a. 1996, S.28), es „entsteht eine Segmentierungshierarchie ineinandergeschachtelter Milieus“ (Schulze 1992, S. 212). Aber, und darauf kommt es in der Dialektik von Integration und Ausgrenzung an, die sozialen Grenzziehungen in dem System sozialer Ungleichheiten werden meist entlang von Hauptsegmenten gezogen, denen die Individuen zugeordnet werden.

Es besteht ein enger Zusammenhang zwischen Segmentierung und Lokalisierung (siehe unten), weil eine jede Gruppe sich nicht nur durch Ähnlichkeit und Ähnlichkeit der Interessen definiert, sondern auch durch die Lokalität. Georg Simmel insistiert auf der Bedeutung der Lokalität bei Gruppenbildungen und weist uns darauf hin, dass diese bei Migration und/oder Vertreibungen auch ideelle Formen annehmen und so für die Kontinuität der Gruppeneinheit sorgen kann (1992, S. 560 ff.). Daraus entsteht das Problem, das Richard Sennett für die Entwicklung im 19. Jahrhundert beschrieben hat, als die Städte sich mit Menschen aus ganz unterschiedlichen Milieus füllten: „Das Problem des Platzes verschärfte sich im Quartier und in der Nachbarschaft“ (1986, S. 178) und es kam „zu einer Isolation der gesellschaftlichen Klassen voneinander“ (ebd.). In der heutigen Situation können ähnliche Phänomene beobachtet werden, allerdings handelt es sich dabei nicht um Klassen, sondern hauptsächlich um ethnische Segmente, welche ein passendes Territorium zu bekommen versuchen, das Jugendliche im gegebenen Fall auch verteidigen. Die daraus entstehenden Konflikte sind für die Integration des Gemeinwesens alles andere als förderlich..

5.2.6. Die Lokalisierung

Globalisierung wird oft mit Homogenisierung gleichgesetzt. Macdonaldisierung, Disneylandisierung und Cocacolonisation sind fast geflügelte Worte geworden und drücken diese Idee der weltweiten kommerziellen und kulturellen Nivellierung kritisch aus. Die Firma Coca Cola selbst wehrt sich gegen diese Verallgemeinerung und behauptet von sich, sie sei nicht multi-national, sondern multi-lokal (vgl. Morley 1999, S.470) und bei Honda hat das Wort „Übersee“ keinen Platz im betrieblichen Vokabular, weil sich das Unternehmen als „gleichweit entfernt von allen wichtigen Kunden sieht“ (ebd., S.471). Damit drücken diese beiden weltweit agierenden und bekannten Marken aus, dass von einer allgemeinen Homogenisierung zumindest auf kultureller Ebene keine Rede sein kann, und dass lokale Unterschiede in der Firmenstrategie sehr ernst genommen werden.

Anzeichen für diese Orientierung gab es schon sehr früh. So wurde bereits Anfang der sechziger Jahre in den USA für diese Zwecke als modernes Lernkonzept entwickelt und hatte ursprünglich nichts mit der sozialen Frage zu tun. Interkulturelle Kompetenz bezog sich vielmehr auf die Entwicklung von Kommunikationsinstrumenten im internationalen Geschäft. Logischerweise ging es dabei weniger um Toleranz, Verständnis, Respekt, Integration, Austausch und andere Werte, welche die heutige Diskussion um interkulturelle Kompetenz dominieren, sondern es ging vielmehr um eine Erhöhung der Effizienz im kommerziellen Feld. Wer die kulturellen Hintergründe des Handelspartners kennt, verspricht sich privilegierte Kontakte zu ihnen und dadurch bessere Geschäftsgrundlagen sowie Vorteile gegenüber der Konkurrenz. Damit bewiesen die Strategen der multinationalen Konzerne

damals schon ein Gespür für die Tendenzen der *Glokalisierung* von denen manche Autoren sprechen (Robertson 1998; Baumann 1997).

Genauso wie Segmentierung die untrennbare andere Seite der Individualisierung ist, stellt meines Erachtens Lokalisierung die andere untrennbare Seite der Globalisierung dar. Man kann mit Werner Schifffauer feststellen: „Der Aufschwung des Lokalen ist also ein Prozess, der dem Globalen korrespondiert“ (1997, S. 101). In der Tat stellen die Theoretiker der Globalisierung fest, was diese „*nicht* kulturelle Vereinheitlichung bedeutet; die Massenproduktion kulturellen Materials führt nicht dazu, dass so etwas wie eine globale Kultur entsteht“ (Baumann 1997, S. 658). Ganz im Gegenteil, „die Identifikation mit dem Nahraum als Schutz vor entwurzelnder Modernisierung gewinnt an Anziehungskraft“ (Gabriel 1997 zit. nach Sachße 1999, S. 28).

Einen anderen Hinweis auf die zunehmende Bedeutung des Lokalen geben uns weltweit die politischen Regionalisierungsprozesse. Regionalistische Parteien bekommen mehr Einfluss, welcher sich in Wahlerfolgen ausdrückt, wie in Nord-Italien, Nord-Spanien (Baskenland), Quebec, Wales, Kabylei (Algerien) etc. (vgl. Zürn 2001, S. 114ff.). Ein weiterer Hinweis auf lokale Orientierungen ist parallel zur Verbreitung des Englischen als *lingua franca* die Wiedererstarkung regionaler Dialekte²⁷. Man könnte sagen, dass die englische Sprache sich zu der der Globalisierung entwickelt, und gleichzeitig Dialekte lokale Orientierungen unterstreichen (ebd., S. 122).

Für den Jugendforscher Wilfried Ferchhoff (1999) bedeutet Globalisierung stets auch „Re-Lokalisierung, ohne dass es automatisch zu einer Renaissance des Lokalen, des bornierten Provinziellen kommt. Es findet schon eher eine nicht-traditionalistische Renaissance des Lokalen statt, d.h., dass das Lokale gerade nicht als Insel vom kulturellen Weltmarkt abgeschottet werden kann, sondern seine Besonderheit, seine Spezifität nur im Medium des kontextaffinen Globalen als translokalem Austausch, als Dialog oder als wechselseitig durchdringender und befruchtender Konflikt aufgefasst werden muss“ (S. 54; vgl. auch Beck 1997c, S. 129). Ferchhoff unterstreicht hiermit positiv die Untrennbarkeit von Globalisierungs- und Lokalisierungsprozessen. Diese positive Einschätzung der lokalen Orientierung wird von Jean-François Lyotard (1994) geteilt. Er sieht darin gar den Schutz vor totalitären Entwicklungen, weil „sich im unübersichtlichen Beziehungsgeflecht der disparaten Wissensvorräte und unzähligen kleinen Alltags-Erzählungen ein Verständnis von Kultur, Gesellschaft und Politik etabliert hat, das die Erfahrungen und Bedürfnisse des Singulären und Lokalen zur Geltung kommen lässt und der Gefahr totalitärer Vereinnahmungen und Vereinseitigungen entgegenarbeitet“ (Bieling 2000, S. 63).

Gegen diese Auffassung spricht die Entwicklung des Regionalismus, welcher eben eher autoritäre und vor allem starke nationalistische Tendenzen aufweist (vgl. Betz 2001; Perrineau 2001; Ulram 2001; Kazin 2001, Biorcio 2001). Die Wahlerfolge rechter Populisten, welche klassische nationalistische Orientierungen und Werte auf der ganzen Welt vertreten, sind ebenfalls Ausdruck dieser Lokalisierung.

Globalisierung und Lokalisierung stehen bei genauer Betrachtung in einem komplexen dialektischen Verhältnis von Untrennbarkeit und gegenseitiger Widerspenstigkeit. Sie

²⁷ Dazu passt, dass sich im Tübingen des Jahres 2002 mehrere namhafte Persönlichkeiten wie der bekannte Kulturwissenschaftler Prof. Bausinger, die Oberbürgermeisterin und der Regierungspräsident zusammenfinden, um einen Verein zur Förderung des Schwäbischen zu gründen.

ergänzen sich genauso gut, wie sie sich gegenseitig abstoßen. Roland Robertson meint, „dass Vielfalt für Lokalisten gerade das Prinzip ist, das allen lokal Verwurzelten erlaubt, bei ihren jeweiligen Kulturen zu bleiben. Gleichzeitig sind Kosmopoliten sehr stark von anderen abhängig, die spezielle Nischen für ihre Kulturen ausfindig machen. Also kann es keine Kosmopoliten ohne Lokalisten geben“ (1998, S. 199).

Dies legt die Ansicht nahe, dass sich Menschen heute aufteilen lassen in Kosmopoliten und Lokalisten. Zygmunt Baumann scheint das zu unterstützen, wenn er einen Aufsatz betitelt „Glokalisierung oder: Was für die einen Globalisierung, ist für die anderen Lokalisierung“ (1997, S. 653). Mit Globalisierung und Lokalisierung korrespondieren bei ihm zwei völlig verschiedene Lebensstile. Diese stellen sie durch zwei Personen dar, eine Angestellte einer internationalen Handelsfirma und ein Mädchen aus einer Sozialwohnung. Für die globalisierte Angestellte zitiert er eine Beobachtung von Agnes Heller: „... sie migriert ständig zwischen verschiedenen Orten hin und her. Die Kultur, an der sie teilhat, ist nicht die Kultur eines bestimmten Ortes; es ist die Kultur einer Zeit. Es ist die Kultur der *absoluten Gegenwart*. Begleiten wir sie auf ihren ständigen Reisen von Singapur nach Hongkong, London, Stockholm, New Hampshire, Tokio, Prag usw. Sie übernachtet immer im gleichen Hilton Hotel, isst das gleiche Thunfischsandwich zu Mittag, oder, wenn sie will, chinesisch in Paris und französisch in Hongkong. Sie benutzt das gleiche Faxgerät, Telefon, die gleichen Computer, sieht die gleichen Filme und diskutiert die gleichen Probleme mit den gleichen Leuten.“

Für das lokalisierte Mädchen aus der Sozialwohnung zitiert er eine Beschreibung von Jeremy Seabrook: „Als sie fünfzehn war, war ihr Haar einen Tag rot, den nächsten blond, dann pechschwarz, dann trug sie Afrolock, dann Rattenschwänze, dann Zöpfe und schließlich war ihr Haar kurz geschoren, da dass es dicht am Schädel glänzte. (...) Von Fluchtfantasien verfolgt, verließ sie das Haus mit sechzehn, um mit ihrem sechsundzwanzigjährigen Freund zusammenzuleben... Als sie achtzehn war, ging sie zu ihrer Mutter zurück, mit zwei Kindern ... Sie saß in dem Zimmer, das sie zwei Jahre zuvor verlassen hatte; die verblassten Fotos der Popstars starrten noch immer von den Wänden herunter. Sie sagte, sie fühle sich als sei sie hundert Jahre alt. Sie war erschöpft. Sie hatte alles versucht, was das Leben zu bieten hatte. Nichts blieb mehr übrig.“ (Baumann 1997, S. 662).

Bei jungen Arbeitnehmer/innen der vorliegenden Studie finden sich sicher einzelne Aspekte aus den beiden Portraits wieder, zumindest, was ihre Hoffnungen und Befürchtungen betrifft. Ich fand allerdings nur wenige, die sich als eindeutig globalisiert oder lokalisiert beschreiben lassen. Charakteristisch war vielmehr, dass *in ein und derselben Person* beide Tendenzen gleichzeitig vorhanden waren. Ein junger aktiver Gewerkschafter betonte z.B. einerseits, dass er zwar kaum mehr einen Bezug zu seinem Dorf hat, er aber sein Handlungsfeld auf die erweiterte Region beschränken will. Andererseits zeigte er sich sehr an europäischen Prozessen interessiert und wollte auch an der Gestaltung dieser internationalen Prozesse teilhaben. Eine junge aktive Arbeitnehmerin, die auf einer Versammlung eben Offenheit gefordert hatte, wandte sich gleich darauf gegen die schrankenlose Flexibilisierung und stellte „das Recht auf die eigene Gegend“ als Losung auf.

Charakteristisch scheint nach meinen Beobachtungen für jugendliche Arbeitnehmer/innen heute nicht die Aufspaltung in globalisierte Modernisierungsgewinner und lokale Modernisierungsverlierer, sondern die gleichzeitige Entwicklung von globalen und lokalen Orientierungen.

5.3. Konkrete Lage in der Gesellschaft

In den bisherigen Abschnitten wurden unter den allgemeinen gesellschaftlichen Bedingungen und Strukturen diejenigen beschrieben, welche aus meiner Sicht gegenwärtig am wichtigsten erscheinen. Die einzelnen Individuen sind diesen Bedingungen nicht alle in gleicher Weise ausgesetzt, sie haben für sie jeweils einen anderen Stellenwert, eine unterschiedliche Bedeutung. Wie eine Metapher von Zygmunt Baumann es veranschaulicht, macht die Globalisierung aus manchen „Touristen“, aus den anderen „Vagabunden“ (vgl. Baumann 1995 a, S. 298f.; 1997, S. 658f.). Die Touristen sind die Gewinner der Modernisierung, sie suchen sich Ziele, Zeitpunkt und Dauer der Reise selber aus. Dagegen müssen die Vagabunden so lange weiterziehen bis sie den wirtlichen Ort finden, in dem sie zur Ruhe kommen dürfen. Die Frage, die sich die Ungleichheitsforschung seit eh und je stellt, ist, wie es dazu kommt, dass aus dem einem Menschen der Tourist und aus dem Anderen der Vagabund wurde. Was bestimmt die konkrete Lage des Individuums in der Gesellschaft?

Interessante Vorschläge zu dieser Frage liefern einige Theorien der neueren Zeit, welche mir als sehr plausibel erscheinen und deswegen in den weiteren Abschnitten näher erläutert werden. Es handelt sich um die neuen Theorien der sozialen Ungleichheit, welche hauptsächlich auf dem Theorem „Zentrum-Peripherie“ gründen (vgl. Kreckel 1983, 1992; Held u.a. 1996, Bieling 2000) sowie auf der Sozialraumtheorie von Pierre Bourdieu (vgl. 1979, 1983, 1984, 1987, 1998).

5.3.1. Neue soziale Ungleichheiten

Wesentlich für die neuere Ungleichheitsforschung ist der Abschied vom vertikalen Schichtenmodell der Klassengesellschaft als einzigem Paradigma zur Erklärung kapitalistischer Ausbeutungs- und Exklusionsmechanismen. „Ob es in Deutschland überhaupt jemals eine voll ausgeprägte Klassenstruktur gegeben hat“ (Kreckel 1992, S. 149), bezweifeln einige Autoren, vor allem in bezug auf die Bundesrepublik: „Wo und wann gab es, in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg, eigentlich streng voneinander getrennte soziale Schichten, subkulturelle Klassenidentitäten und ständisch eingefärbte Klassenlage?“ fragen z.B. Mayer und Blossfeld (1990, S. 312). Unabhängig davon, ob es diese Klassenstruktur empirisch gegeben hat oder nicht, herrscht in der Literatur darüber Einigkeit, dass sie in Reinform kein ausreichendes Analyseinstrument mehr darstellt. Neben den vertikalen Klassenbarrieren ist eine horizontale Pluralisierung aufgetreten, welche adäquate theoretische Erklärungsansätze verlangt.

Einer dieser Ansätze ist das Theorem „Zentrum-Peripherie“, das seine Wurzeln in der „Dependenztheorie“ der 70er Jahre hat, welche „die Unterentwicklung der Dritten Welt als Moment ihrer Abhängigkeit von der ersten Welt begreift“ (Kreckel 1992, S. 45). Dieses Modell sah die industriellen Länder als Zentrum und die Dritte Welt als dessen Peripherie an. Beide stünden in einem so engen Verhältnis zu einander, dass manche Autoren wie Wolfgang Hein (1982, S.12) das Konzept der „Globalen Vergesellschaftung“ vorschlugen, um die Entwicklung zu beschreiben. Von der damaligen Diskussion bleibt die Prämisse beibehalten, „dass der allgemeinste Rahmen für die Analyse von Ungleichheitsverhältnissen heute die Weltgesellschaft ist“ (Kreckel 1992, S. 45). In Zeiten der Globalisierung wird sich wohl kaum eine Stimme erheben, um diese evidente Prämisse in Frage zu stellen (vgl. Brunkhorst 2002, S. 153ff.).

Die aktuellere Variante des Theorems „Zentrum-Peripherie“ geht auf die Weiterentwicklung der Kapitalismusanalyse von Joachim Hirsch (1980) zurück. Er hatte eine Spaltung der

nationalen Gesellschaften in Kern und Peripherie beschrieben, welcher die Dualität Zentrum-Peripherie im internationalen Zusammenhang entsprach. Aus dieser Analyse entstand das Bild der Zweidrittel-Gesellschaft, bei der ein Drittel der Bevölkerung desintegriert und der Rest der Gesellschaftsmitglieder integriert ist. Die Rezeption dieses Ansatzes in der Ungleichheitsforschung führte gleich zu einer wichtigen Differenzierung. So hatte die Tübinger Forschungsgruppe (vgl. Held u.a. 1996, S. 26f.) in Anlehnung an Reinhard Kreckel den Begriff der Spaltung zurückgewiesen und sprach fortan von einem „Spannungsfeld zwischen Zentrum und Peripherie“ (Kreckel 1987, S. 98). Das bedeutet, dass die Individuen nicht definitiv zu einem Drittel oder zu den zwei anderen Drittel der Gesellschaft gehören, sondern dass eine gewisse sozioökonomische Porosität eine, zwar meist begrenzte aber wohl vorhandene, soziale Mobilität erlaubt. „Wer an den Rand (der Gesellschaft S.B.) gerät, muss deshalb nicht herausgefallen sein, er/sie kann z.B. in ungesicherten Minimalbeschäftigung arbeiten, eine Arbeit verrichten, zu der sonst niemand mehr bereit ist usw.. Leitlinie und Bezugspunkt bleibt für ihn/sie das Zentrum, weil er/sie über staatliche Leistungen in Abhängigkeit dazu steht. Durch Schulungen und Umschulungen oder durch konjunkturelle Schwankungen kann die Integration in das Zentrum verbessert oder verschlechtert werden“ (Held u.a. 1996, S. 26).

Die Begriffe Zentrum und Peripherie oder Rand weisen emphatisch auf eine horizontale gesellschaftliche Differenzierung hin. Damit verschwindet die vertikale Dimension der Ungleichheit keineswegs, es findet vielmehr eine Vermischung beider Dimensionen statt, die Joachim Hirsch mit diesem Zitat auf den Punkt bringt: „Gleichzeitig werden 'objektive' Klassenlagen, d.h. die sozialen Positionen im Prozess der Produktion und Aneignung des gesellschaftlichen Mehrprodukts durch eine Vielzahl von kulturellen, ethnischen, rassischen, nationalen, geschlechtlichen und sozialen Spaltungen und Differenzierungen überlagert, und dies ist eine Tendenz, die sich in der aktuellen Restrukturierung des globalen Kapitalismus immer nachhaltiger bemerkbar macht. Deshalb lässt sich aus der materiellen ökonomisch-sozialen Lage immer weniger auf gesellschaftliches Bewusstsein und politisches Verhalten schließen. Die Klassenzugehörigkeit im ökonomischen Sinne wird durch kulturelle und politische Verhältnisse, etwa die Wirkung der Konsum- und Medienindustrie oder die Struktur des internationalen politischen Systems überlagert und so umgeformt, dass sie in der sichtbaren gesellschaftlichen Realität und im Bewusstsein der Menschen kaum noch eine Rolle zu spielen scheint. Wirksam ist sie, was die individuellen Chancen und Lebensschicksale angeht, trotzdem, und zwar umso nachhaltiger, je mehr die Durchkapitalisierung der Welt voranschreitet“ (Zit. nach Billing 2000, S. 219).

Die Komponenten, die darüber entscheiden, *wo* ein Individuum zwischen dem Rande der Gesellschaft und ihrem Zentrum sich befindet, wurden in der Ungleichheitsforschung von Reinhard Kreckel (1992) in Form von vier Dimensionen identifiziert: zwei distributiven, nämlich materieller Reichtum und symbolisches Wissen, und zwei relationalen, nämlich hierarchische Organisation und selektive Assoziation (S. 66ff):

- Die Reichtums-Dimension betrifft die Ungleichverteilung von Besitz und ist historisch die älteste Quelle sozialer Ungleichheit. Hier geht es ganz einfach um das Verfügen über das allgemeine Tauschmedium Geld.
- Die zweite, symbolische oder Wissens-Dimension wurde erst mit der zunehmende Wichtigkeit des Expertentums in der Moderne zum grundlegenden Merkmal der Verteilungsungleichheit. Wenn symbolisches Wissen in Form von Zeugnissen

objektiviert wird, kann es wie materieller Reichtum betrachtet werden, da es sich in Geld ummünzen lässt (siehe nächster Abschnitt über Bourdieu).

- Die dritte Dimension beschreibt die Position des Individuums in einer hierarchischen Organisation. In Anlehnung an Max Weber geht Kreckel davon aus, dass alle Menschen in irgend einer Form in einer hierarchischen Beziehung leben. „Hierarchische Beziehungen zwischen Menschen – zwischen Herr und Sklave, Grundherr und Bauer, Meister und Lehrling, Vater und Sohn, Priester und Laie, Mann und Frau, Sieger und Besiegtem – sind gewiss uralt. Wo immer sie dauerhaft institutionalisiert sind und die Lebensformen der Betroffenen nachhaltig bestimmen, handelt es sich um Erscheinungsformen von relationaler Ungleichheit“ (1992, S. 71). „Höhere Position verleiht größere Handlungsautonomie und beeinflusst damit auch Lebenschancen“ (ebd., S. 82). Nach Kreckel gibt es in der Gesellschaft nicht nur eine Hierarchie sondern mehrere, welche zueinander auch in einem hierarchischen Verhältnis stehen, also eine „Hierarchie der Hierarchien“ (ebd.). Dies bedeutet allerdings keine generelle vertikale Verteilung von Macht, weil in einer funktional stark differenzierten Gesellschaft die Relevanzbereiche der jeweiligen Hierarchien in der Regel begrenzt sind (ebd.).
- Die selektive Assoziation als letzte Dimension der sozialen Ungleichheit ist in Zusammenhang mit der Segmentierung von großer Bedeutung. Es ist der Zusammenschluss von vielen Menschen auf der Grundlage einer gemeinsamen Eigenschaft. Kreckel sieht darin „das allgemeine Phänomen der Exklusivität von zwischenmenschlichen Verbindungen und der damit verbundenen Ungleichheitsbehandlung Außenstehender. 'Askriptive' Familien- und Verwandtschaftsbindungen oder landsmannschaftliche Loyalitäten stellen nur eine mögliche Form von selektiver Assoziation dar. Freundschaften, studentische Verbindungen, berufsständische Gemeinschaften, politische Loyalitäten, gemeinsame Verkehrskreise und andere erworbene Gemeinsamkeiten und Verpflichtungen treten hinzu, sofern sie Sozialkapitalfunktionen im Sinne von Bourdieu erfüllen“ (1992, S. 84).

Diese vier Dimensionen – materieller Reichtum in Form von Geld, symbolisches Wissen in Form von Zeugnis, hierarchische Organisation in Form von Rang und schließlich die selektive Assoziation in Form von Zugehörigkeit –, welche nach Kreckel gleichzeitig strategische Ressourcen darstellen, entscheiden im allgemeinen über den Status des Individuums in der Gesellschaft (vgl. 1992, S. 94), oder, wie wir es in unserem Schema bezeichnet haben, über die konkrete Lage in der Gesellschaft, wobei „zweifelloso nach wie vor das Erwerbsleben der zentrale Ort [ist], wo die Ungleichverteilung von Lebenschancen verankert ist“ (S. 153). Die empirischen Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung zur Orientierung der jungen Arbeitnehmer/innen bei den Themen Arbeit und Freizeit decken sich mit den letzten Aussagen. Für die Mehrheit der Jugendlichen ist die Arbeit wichtiger als Freizeit, weil sie wahrnehmen, dass „der Arbeitsmarkt...nach wie vor die zentrale Drehscheibe sozialer Ungleichheit [ist]“ (ebd.).

5.3.2. Die Bedeutung des sozialen Raumes

Reinhard Kreckel belegt seine Aussagen über die vier Dimensionen der Ungleichheit unter anderem mit Erkenntnissen aus der Sozialraumtheorie von Pierre Bourdieu, welche sich auch mit den Mechanismen der sozialen Ungleichheit und Mobilität auseinandersetzt. Bourdieu identifiziert sehr ähnliche Ressourcen, mit denen er die konkrete Lage des Individuums in der Gesellschaft erklärt. Die folgende Tabelle veranschaulicht die Verwandtschaft der Kategorien bei Bourdieu und Kreckel.

	Reinhard Kreckel	Pierre Bourdieu
Ressourcen	Materieller Reichtum	Ökonomisches Kapital
	Symbolisches Wissen	Kulturelles Kapital
	Hierarchische Organisation	Soziales Kapital
	Selektive Assoziation	

Abbildung 21: Individuelle Ressourcen in den Theorien von Kreckel und Bourdieu

Um die Mechanismen der sozialen Ungleichheit so zu verstehen wie sie von Pierre Bourdieu verstanden werden, müssen zunächst die Kapitaltypen definiert werden. Das ökonomische Kapital bedarf keiner längeren Erklärung: darunter sind alle Formen des materiellen Reichtums zu verstehen, welche mehr oder weniger direkt in Geld umtauschbar und durch das Eigentumsrecht institutionalisiert sind (Vgl. 1983, S. 185).

Pierre Bourdieus zentrale soziologische These betrifft die Relevanz von Lebensstilen für die Mobilität der Individuen im sozialen Raum. Dementsprechend gründlich ist seine Auseinandersetzung mit dem kulturellen Kapital und differenziert seine Definition.

Bourdieu unterscheidet beim kulturellen Kapital drei Formen (vgl. Bourdieu 1983, S. 185ff.; Schwingel 1998, S. 83 ff.):

1. Kulturelles Kapital in verinnerlichtem, inkorporiertem Zustand in Form von dauerhaften Dispositionen des Individuums. Diese brauchen Zeit für einen Verinnerlichungsprozess, sind grundsätzlich körpergebunden und dadurch vom Delegationsprinzip ausgeschlossen. Dazu gehören sämtliche kulturelle Fähigkeiten, die man durch Bildung in einem sehr allgemeinen Sinne erwerben kann.
2. Kulturelles Kapital in objektiviertem Zustand in Form von kulturellen Gütern, Bildern, Büchern, Lexika, Instrumenten oder Maschinen, in denen bestimmte Theorien und deren Kritiken, Problematiken usw. Spuren hinterlassen oder sich verwirklicht haben.
3. Kulturelles Kapital in institutionalisiertem Zustand, einer Form von Objektivierung, die deswegen gesondert behandelt werden muss, weil sie dem kulturellen Kapital, das sie ja garantieren soll, ganz einmalige Eigenschaften verleiht. Durch die Vergabe eines Titels (Schulabschluss, Universitätsdiplom usw.) gekürt, verfügt die entsprechende Person nicht allein über inkorporiertes, sondern über legitimes kulturelles Kapital.

Die beiden relationalen Dimensionen der sozialen Ungleichheit bei Kreckel – die hierarchische Organisation und die selektive Assoziation – werden von Bourdieu im sozialen Kapital zusammengefasst und bezeichnen bei ihm „die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Annerkennens verbunden sind; oder anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der *Zugehörigkeit zu einer Gruppe* beruhen“ (1983, S. 1990f.). Hier schimmert die Logik der Segmentierung auch bei Bourdieu durch, denn wie er selber präzisiert, können Sozialkapitalbeziehungen „durch

Übernahme eines gemeinsamen Namens, der die Zugehörigkeit zu einer Familie, einer Klasse, einem Stamm oder auch einer Schule, einer Partei usw.“ (S. 191) gesellschaftlich institutionalisiert und garantiert werden.

Nicht zufällig nennt Bourdieu die jeweiligen Ressourcen, welche einem Individuum im Leben zur Verfügung stehen, Kapitaltypen. Er knüpft ganz bewusst an die Kapitaltheorie von Karl Marx an und demonstriert damit, dass diese Ressourcen durch Arbeit entstanden und akkumulierbar sind. In dem er den Begriff Kapital für kulturelle und soziale Ressourcen gleichermaßen anwendet, zeigt er gleichzeitig ihre enge Verwandtschaft und Verflechtung. Damit wird fast automatisch eine gewisse Austauschbarkeit der selben impliziert. In der Tat können nach Bourdieu alle Kapitaltypen ineinander konvertiert werden, wenn auch dafür immer Transformationskosten entstehen: „Das *ökonomische Kapital* ist unmittelbar und direkt in Geld konvertierbar und eignet sich besonders zur Institutionalisierung in der Form des Eigentumsrechts; das *kulturelle Kapital* ist unter bestimmten Voraussetzungen in ökonomisches Kapital konvertierbar und eignet sich besonders zur Institutionalisierung in Form von schulischen Titeln; das *soziale Kapital*, das Kapital an sozialen Verpflichtungen oder 'Beziehungen', ist unter bestimmten Voraussetzungen ebenfalls in ökonomisches Kapital konvertierbar und eignet sich besonders zur Institutionalisierung in Form von Adelstiteln“ (S. 185). Die theoretischen Begriffe sind gleichwohl auch auf junge Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen fruchtbar anwendbar. Auch ihre Entwicklung hängt wesentlich von den Kapitalsorten ab, über die sie verfügen.

Die Ausstattung mit diesen Kapitalsorten ist nach Bourdieu für das Individuum der Schlüssel für die Entwicklung von Lebensstilen und zu seiner Position in der Gesellschaft und der Umgang mit ihnen ist das Instrument für seine Mobilität in derselben. So geht es für die Individuen darum, die eigene Position im sozialen Raum zu verbessern, in dem die persönlich vorhandenen Kapitaltypen mit möglichst wenig Transformationskosten konvertiert werden, um sie dann zum adäquaten Zeitpunkt wieder gewinnbringend einzusetzen (vgl. ebd., S. 195ff.).

Es wäre ein Irrtum zu meinen, dass jeder Mensch mit genügend ökonomischem Kapital sich – aufgrund der Konvertierungsmöglichkeit der Kapitaltypen – auch genügend kulturelles und soziales Kapital aneignen könnte, um so seine Position im sozialen Raum zu verbessern, dies mit allen Implikationen, welche sich nicht nur in materiellem Wohlstand ausdrücken, sondern auch in Anerkennung, Prestige und Macht. Diese Art der sozialen Mobilität ist nur bedingt möglich, zunächst einmal, weil „die Akkumulation von Kapital, ob nun in objektivierter oder verinnerlichter Form, Zeit braucht“ (S. 183). Aber auch mit dem nötigen Zeitvolumen ausgestattet, wird jedes Individuum bei dem Versuch, in der gesellschaftlichen Hierarchie allgemein zu steigen, mit zwei eng miteinander verknüpften Elementen konfrontiert, welche mobilitätshemmend oder mobilitätsfördernd wirken können: sein Habitus und das Feld, zu dem er gehört: beide stehen in einem engen dialektischen Verhältnis zueinander.

Nach Markus Schwingel eignet sich der Begriff *Habitus* für „die vielschichtige Bedeutung von Anlage, Haltung, Erscheinungsbild, Gewohnheit, Lebensweise“ (1998, S. 54). Helma Lutz definiert als Habitus „sowohl die individuelle als auch die kollektive Identität; er hat eine fünffache Bedeutung und umfasst a) die Körperhaltung, b) psychische Dispositionen und Haltungen, c) ästhetische Wahrnehmungs- und Bewertungsmuster ('Geschmack'), die sich vor allem als 'Aversion' äußern, d) soziale Wahrnehmungsmuster und Haltungen und e) kognitive und normative Deutungsmuster (1991, S. 41). Bourdieu selber definiert den Habitus ganz

allgemein als „System dauerhafter Dispositionen, strukturierte Strukturen, die geeignet sind, als strukturierende Strukturen zu wirken, mit anderen Worten: als Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip von Praxisformen und Repräsentationen“ (1979, S. 165). Der Habitus übernimmt als Erzeugungsprinzip die Funktion einer „Handlungs-, Wahrnehmungs- und Denkmatrix“ (S. 169) und wird so zur zweiten Natur des Individuums dadurch, dass diese Schemata „im Vollzug der Praxis unauflöslich miteinander verflochten sind und immer zusammen wirken“ (Schwingel 1995, S. 56) und weil sie „mehr oder weniger unbewusst bzw. implizit sind und gewöhnlich nicht...die Ebene des diskursiven Bewusstseins erreichen“ (ebd.). Pierre Bourdieu fasste die Definition vom Habitus in einem Interview auf folgende anschauliche Weise zusammen: „Der Begriff *Habitus* bezeichnet im Grunde eine recht simple Sache: wer den Habitus einer Person kennt, der spürt oder weiß intuitiv, welches Verhalten dieser Person versperrt ist. Wer z.B. über einen kleinbürgerlichen Habitus verfügt, der hat eben auch, wie Marx sagt: Grenzen seines Hirns, die er nicht überschreiten kann. Deshalb sind für ihn bestimmte Dinge einfach undenkbar, unmöglich, gibt es Sachen, die ihn aufbringen oder schockieren. Aber innerhalb dieser seiner Grenzen ist er durchaus erfinderisch, sind seine Reaktionen keineswegs immer voraussehbar“ (1989, S. 26f.).

Diese zweite Natur mit dem Namen Habitus entsteht im engen Zusammenhang mit der spezifischen Position des Einzelnen in der Sozialstruktur. Darin liegt eine gewisse Determiniertheit, die Bourdieu selbst allerdings nur zum Teil gelten lässt: „Mit seiner Logik des Ungefähren und der Verschwommenheit, mit seiner ungewissen Abstraktion ist der Habitus in der Lage, Dauerhaftigkeit im Wandel zu gewährleisten und die Praktiken relativ unabhängig von den äußeren Determiniertheiten der unmittelbaren Gegenwart zu machen“ (zit. nach Dölling 2001, S. 1110). Aber trotz autonomer Variationsmöglichkeiten bleibt der Habitus sozialstrukturell bedingt. Er entsteht innerhalb bestimmter materieller und kultureller Konstellationen und im „Zuge der Verinnerlichung der äußeren gesellschaftlichen Bedingungen“ (Schwingel 1998, S. 60), welche milieu- und klassenspezifisch sind.

Das Wissen um Kapitaltypen und ihre Rolle bei der Bildung eines spezifischen Habitus erlaubt im Bezug auf jugendliche Arbeitnehmer/innen noch keine Schlussfolgerung bezüglich ihrer konkreten Lage in der Gesellschaft. Dazu fehlen zwei wichtige Elemente der Theorie von Pierre Bourdieu: Die Definition des sozialen Raumes und die der dazu gehörenden Felder.

Der soziale Raum wird bei Bourdieu anhand von drei Kriterien – Kapitalvolumen, Kapitalstruktur und soziale Laufbahn – graphisch veranschaulicht (1984, S. 212f.). Das Kapitalvolumen betrifft den Gesamtumfang an ökonomischem und kulturellem Kapital, über das eine Klasse objektiv verfügt. Die Kapitalstruktur widerspiegelt das Verhältnis der verschiedenen Kapitaltypen zu einander²⁸. Mit der sozialen Laufbahn wird die allgemeine Tendenz ausgedrückt, welche jede Klasse inne hat, sich in einem sozialen Aufstieg, sozialen Abstieg oder in einer konstanten Position zu befinden. Diese drei Kriterien werden auf ein Koordinatensystem gebracht, bei dem das Kapitalvolumen die (y)-Achse und die Kapitalstruktur die (x)-Achse darstellen, wie folgende Graphik zeigt:

²⁸ Um seine sehr komplizierte Graphik halbwegs verständlich zu halten, hat wohl Bourdieu auf das soziale Kapital verzichtet.

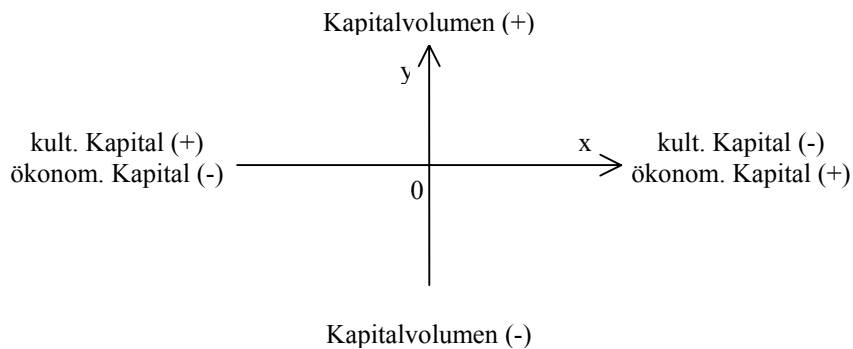


Abbildung 22: Sozialraum nach Bourdieu

Auf dieser Graphik kann jede soziale Positionen entlang der beiden Dimensionen bestimmt werden. Bourdieu selber tat es mit Berufsbezeichnungen. So findet man beispielweise ganz oben auf der (y)-Achse und in der Mitte der (x)-Achse die freien Berufe mit großem Kapitalvolumen und ausgeglichener Kapitalstruktur, symmetrisch dazu Hilfs- und Landarbeiter mit sehr niedrigem Kapitalvolumen und ebenfalls ausgeglichener Kapitalstruktur. Kulturvermittler findet man auf der (x)-Achse ganz links, dafür bei der (y)-Achse auf einer mittleren Position. Handwerker werden eher auf der positiven Seite der (x)-Achse und eher auf der negativen Seite der (y)-Achse zu finden sein usw. (vgl. Bourdieu 1984, S. 212f.).

Die horizontale Dimension stellt gleichzeitig die Differenzierung in soziale Felder dar, die vertikale Dimension die gesellschaftliche Prestigeskala. Die dritte Dimension, die der sozialen Laufbahn, wird innerhalb der Graphik mit jeweils aufsteigenden, absteigenden oder horizontalen kurzen Pfeilen dargestellt. So wird z.B. die Gruppe der kleinen Kaufleute mit einem absteigenden Pfeil versehen, Facharbeiter mit einem horizontalen und Ingenieure mit einem aufsteigenden Pfeil. Die Richtung dieser Pfeile gilt natürlich nur für den Zeitpunkt der empirischen Erhebung und kann sich unter veränderten sozioökonomischen Bedingungen verändern.

Bourdieu legte auf seinen Raum der sozialen Positionen einen parallelen Raum der Lebensstile (ebd.), welcher die jeweiligen Geschmäcker und Vorlieben in den jeweiligen Klassen zeigt. Damit drückt er aus, dass Geschmack „eine sozialstrukturell bedingte Form ästhetischer Bewertung und Unterscheidung und deshalb, wie auch die Habitusformen im allgemeinen, klassenspezifisch ausgeprägt [ist]“ (Schwingel 1998, S. 110).

In diesem imaginierten mehrdimensionalen Raum befinden sich die sozialen Felder, innerhalb derer sich die Individuen bewegen. Pierre Bourdieu spricht vom ökonomischen Feld, vom politischen, religiösen, kulturellen Feld, aber auch vom Feld der herrschenden Klasse, vom Feld der Mode, des Sports etc... Sie alle werden im wesentlichen durch die jeweiligen 'Spielregeln' und die jeweils herrschenden Kapitalformen definiert.

5.4. Soziale Felder und soziale Repräsentationen

5.4.1. Soziale Felder

Der soziale Raum lässt sich in einzelne soziale Felder ausdifferenzieren. Die spezielle „soziale Entwicklungssituation“ (vgl. Vygotskij 1987) eines Jugendlichen besteht aus verschiedenen sozialen Feldern, die durch die gesellschaftlichen Fragmentierungsprozesse heute stärker voneinander getrennt sind als früher. Das soziale Feld der Arbeit hat oft kaum mehr eine Verbindung zu Feldern der kommerziellen und der organisierten Freizeit. Trotzdem bilden sie zusammen für die Jugendlichen den sozialen Raum, in dem die oben beschriebenen Prozesse wirksam werden. Eine Erklärung subjektiver Prozesse scheint mir ohne Berücksichtigung der Handlungsfelder nicht möglich.

Die Zugehörigkeit zu einem sozialen Feld hängt stark von der Ausstattung des Individuums mit den drei Kapitaltypen im Sinne von Bourdieu zusammen und bestimmt den Habitus der Person, welcher wiederum das Feld beeinflusst, denn beide, Habitus und Feld, gehören zusammen wie die zwei Seiten einer Medaille. Dieser sehr enge Zusammenhang der jeweiligen Kategorien erschwert eine große Mobilität im sozialen Raum. Denn um den vorhandenen Habitus in Einklang mit dem neuen, angestrebten Feld zu bringen, um dort auch angenommen zu werden – was eine Voraussetzung für die Integration ist –, sind wiederum Zeit und Kapital nötig.

Diese Einsicht steht im Widerspruch zu den neoliberalen Ideologien der Globalisierung, denn gerade die Mobilität zwischen Feldern wird hier als Errungenschaft der modernen Gesellschaft gepriesen und es wird behauptet, es seien nur Wille und Flexibilität erfolgsorientierter Menschen nötig, um sie erreichen zu können (vgl. Farin 2001, S. 210ff.). Sicherlich ist ein Wechseln der Felder möglich und findet auch statt. Die Integration in das neue Feld wird allerdings nicht wirklich gelingen, da den „Wanderern“ zwischen den Feldern der zum neuen Feld passende Habitus jeweils fehlt – das gilt für Auf- und Abstieg. Insofern kommen die Individuen immer nur teilweise im neuen Feld an.

Ulrich Beck suggeriert seit den 80-er Jahren mit seinem „Individualisierungstheorem und dem 'Fahrstuhleffekt', dass soziale, vor allem klassenspezifische Ungleichheitslagen immer unbedeutender würden“ (Bieling 2000, S. 169). Ein kritisches Moment ist zwar bei Beck vorhanden, da der Fahrstuhl sowohl nach oben als nach unten fährt. Im öffentlichen Diskurs setzt sich allerdings nur die optimistische Variante durch: Erfolg ist für jeden möglich. Die erdrückenden empirischen Belege (vgl. vor allem Bourdieu u.a. 1997) der Ungleichheitsforschung beweisen uns eher das Gegenteil.

Für Jugendliche bedeutet das, dass für sie die Vorstellung der grenzenlosen Freiheit im befreiten Markt sehr mit Vorsicht zu genießen ist, denn „die allzu vorbehaltlos eingeführte Zeitdiagnose radikalisierte Individualisierungsprozesse [schlägt] über die Stränge: nicht allen ist alles möglich“ (Prondczynsky 1989, S.64).

Die Zugehörigkeit zu einem Feld ist bei den sozialen Akteuren immer unterschiedlich stark ausgeprägt, daraus entsteht auch eine unterschiedliche Intensität des Engagements in den Feldern. „Wenn die Zugehörigkeit zu einem sozialen Feld nicht angeboren ist, muss sie erst, wie in spezifischen Feldern ausdifferenzierter Gesellschaften, erworben werden“ (Schwingel 1998, S. 93). Die Zugehörigkeit prägt dann den Habitus. Bourdieu insistiert auf der engen Verbindung von Habitus und Feld, er spricht sogar von einer „ontologischen Komplizenschaft“ (1982, S.47) zwischen beiden Kategorien, denn „es liegt in der Relation

zwischen Habitus und Feld, dass der Habitus dazu beiträgt zu bestimmen, was ihn bestimmt“ (ebd. S. 48). Beide stehen, wie Cornelia Bohn es formuliert, in „einem Verhältnis wechselseitiger Ermöglichung“ (1991, S. 25).

Der Habitus ist zugleich „strukturierte und strukturierende Struktur“ (Bourdieu 1979, S. 165), d.h. dass bei Jugendlichen immer ein kreatives Moment durch die strukturierende Struktur und ein konservatives Moment durch die strukturierte Struktur vorhanden ist. Die Jugendlichen werden nicht nur durch die Struktur geprägt, sondern sie können sie auch selbst strukturieren, d.h. beeinflussen. Es handelt sich also nicht nur um einen einfachen Aneignungsprozess, sondern um einen Gestaltungs- und Veränderungsprozess.

Das hat Implikationen für die Jugendarbeit. Diese zwei Aspekte des Habitus gilt es in der Jugendarbeit zu berücksichtigen, wenn es darum geht, Jugendliche in eine Struktur zu integrieren.

Im gewerkschaftlichen Feld treffen sich heute zum Beisp. Individuen verschiedener Herkunft und mit unterschiedlichem Habitus dort. So unterscheiden sich z.B. junge Migranten in ihrem Habitus von einheimischen jungen Arbeitnehmer/innen. Gleichwohl gibt es gemeinsame Elemente, die zusammen genommen auch heute noch junge Gewerkschafter/innen z.B. von Studierenden unterscheiden. In Theorien von der nivellierten Mittelstandsgesellschaft werden solche Unterschiede leicht übersehen, in der Segmentierungstheorie spielen sie dagegen eine wichtige Rolle. Mit Bourdieu könnte man sagen, dass die „feinen Unterschiede“ (1984) – so der Titel seines Hauptwerkes – heute zwar noch feiner, deswegen aber nicht weniger sozial wirksam geworden sind.

In dem Analyseschema habe ich deshalb zwischen „Gesellschaft“ und „Individuum“ die „sozialen Felder“ eingefügt, in denen die Jugendlichen handeln. Die Jugendlichen entwickeln ihre Individualität in konkreten sozialen Feldern, die unmittelbaren sozialen Kontexte vermitteln zwischen Individuum und Gesellschaft.

Dies gilt grundsätzlich und höchstens tendenziell kann es zu der „Unmittelbarkeit von Individuum und Gesellschaft“ kommen, die Ulrich Beck mit seinem Individualisierungstheorem beschreibt (Beck 1986, S. 158). Einige Studien aus der Jugendforschung der neueren Zeit kommen zu Ergebnissen, welche eine Dynamisierung der Klassenmilieus belegen (vgl. Karakasoglu 1994; Schröder/Leonhard 1998; Deutsche Shell 2000; Hupka u.a. 2001 u.a.). Auch unsere eigenen empirischen Ergebnisse belegen bei jugendlichen Arbeitnehmer/innen eine ganz klare Hinwendung zur Familie, zur Clique, zur Peergroup, ganz allgemein: zum Milieu.

Die Segmentierung der Gesellschaft, welche wir konstatiert haben, ist ohne diese sozialen Gruppen auch nicht vorstellbar, denn sie sind die Orte, in denen die Segmentierung aggregiert.

Siegfried Bernfeld (2000) wies sehr früh auf die Wichtigkeit sozialer Orte für die Entwicklung von Jugendlichen hin. Für ihn umfasst der soziale Ort alle ökonomischen und sozialen Verhältnisse, die das Leben eines Milieus prägen: Beruf, Einkommen, Bildung, Wohnverhältnisse, Freizeitaktivitäten, und er ist maßgeblich für die Entwicklungschancen des Individuums (vgl. Schröder/Leonhard 1998, S. 39). Das, was Bernfeld empirisch schon in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts festgestellt hat, behält nach wie vor seine Gültigkeit, dass nämlich „ein Jugendlicher in der sozialen Situation seiner Herkunftsfamilie nicht nur durch die materiellen und sozialen Verhältnisse geprägt [wird], sondern auch dadurch, wie mit diesen umgegangen wird“ (ebd., S. 40). Eine Folge neben anderen ist dabei,

dass Jugendliche sich nicht beliebig für bestimmte Milieus, Szenen oder Orientierungen entscheiden. Ihre primäre Sozialisation und die sozioökonomischen und kulturellen Bedingungen, unter denen sie aufgewachsen sind, sind die entscheidenden Faktoren, welche spätere Entscheidungsgrundlagen liefern.

Diese Aussage ist so oft von der Sozialisations- und Jugendforschung bestätigt worden (vgl. Milhoffer 1973; Cloer 1979; Abels 1993; Silbereisen u.a. 1996), dass sie beinahe trivial wirkt. Trotzdem wurde sie in Bezug auf die moderne Zeit von den Vertretern der Theorie der reflexiven Modernisierung als nicht mehr gültig erklärt. So verkündet Ulrich Beck neue Gesellschaftsformen, „in denen die einzelnen ihre Biographie selbst herstellen, inszenieren, zusammenflickschustern müssen“ (1993, S. 150). Genau dies ist nicht ohne weiteres möglich, wenn die „Dynamiken sozialer Spaltung und Ausgrenzung“ (Bieling 2000) ernst genommen und die Trägheit der habituellen Schemata sowie die Macht der Segmentierungstendenzen berücksichtigt werden. Diese drei Faktoren zusammen genommen erlauben eine individuelle Gestaltung der eigenen Lebensführung höchstens innerhalb der eigenen Klasse, des eigenen Feldes oder Milieus, nicht aber außerhalb dieser sozialen Räume, und die gesamtgesellschaftliche Bühne steht dafür nur selten zur Verfügung.

Die Jugendlichen stehen also der Gesellschaft nicht alle in gleicher Weise und nicht unmittelbar gegenüber, sondern ihr jeweiliger sozialer Ort bestimmt über den für sie relevanten gesellschaftlichen Ausschnitt. Da jedoch – gerade heute – gesamtgesellschaftliche Prozesse wie Globalisierung, Internationalisierung und Mediatisierung in alle sozialen Felder diffundieren, bleibt niemand von ihnen unberührt. Die sozialen Felder sind nicht gegenüber den gesellschaftlichen Prozessen isoliert und auch nicht von ihnen abschirmbar aber die gesellschaftlichen Bedeutungen werden in den sozialen Feldern jeweils in spezifischer Weise transformiert.

5.4.2. Soziale Repräsentationen

Mit der Art und Weise, wie gesellschaftliche Bedeutungen über die sozialen Felder transformiert und von den Individuen rezipiert werden, befasst sich das Konzept der sozialen Repräsentationen. Diese sind in dem Analyseschema sowohl zwischen Gesellschaft und sozialen Feldern als auch zwischen sozialen Feldern und Individuum angesiedelt. Ich betrachte sie als die Vermittlungsinstanzen, die als Deutungsmuster dienen, um komplizierte Zusammenhänge in überschaubare und alltagstaugliche Erkenntnisse für die Einzelnen umzuwandeln. Die Transformation geschieht für alle Mitglieder der Felder auf gleiche Weise. Dies wiederum ist die Voraussetzung für Verständigung: nur so können alle Mitglieder der Gruppen in den sozialen Feldern dank gleicher Codes miteinander kommunizieren.

Vorläufer des Konzeptes der sozialen Repräsentationen, wie es von Serge Moscovici (1995) begründet und von anderen weiterentwickelt wurde (vgl. ausführlich dazu Harré 1995), sind die Theorien mehrerer Autoren, welche sich früh mit den Zusammenhängen von individuellen und kollektiven Phänomenen auseinandergesetzt haben. Entscheidend für die Entstehung der Theorie der sozialen Repräsentationen waren die Arbeiten Emile Durkheims (1988, 1996) zur „Gegenüberstellung von individuellen Repräsentationen als Gegenstand der Psychologie und kollektiven Repräsentationen als Gegenstand der Soziologie“ (Flick 1995, S. 64); ebenso die von Levy-Bruhl zum Vergleich von kollektiven Repräsentationen in unterschiedlichen Gesellschaften (vgl. Moscovici 1995, S. 282ff.), und schließlich die Arbeiten von Maurice Halbwachs (Vgl. Niethammer 2000, S. 314ff.; Echabe/Castro 1995, S.

124ff.) und Lew Vygotskij (Vgl. 1986; Echabe/Castro 1995, S. 128ff.) zum Thema kollektives Gedächtnis.

Aus dem theoretischen Fundus dieser Autoren entstand die moderne Theorie der sozialen Repräsentationen, welche sich ursprünglich mit der Frage beschäftigte: „wie entstehen Alltagsvorstellungen über verschiedene Wissenschaften?“ (Flick 1995, S. 68). Heute zielt das Konzept der sozialen Repräsentationen „auf den Inhalt und die Bedeutung von Informationen und verweist damit auf eine gesellschaftliche Bedeutungsebene“ (Leiprecht 1997, S. 48). Es geht also nicht mehr, wie bei Durkheim, um eine konzeptuelle Gegenüberstellung von Individuum und Gesellschaft bzw. ihrer jeweiligen Repräsentationen, sondern wie Moscovici betont: „Was zählt, ist eher die Veränderung, die jedes Individuum für die Vorstellungen in Gruppen bewirkt und umgekehrt“ (zit. nach Flick 1995, S. 66). Aus diesem Grund gehen die Pfeile in meinem graphischen Modell in beide Richtungen, denn die Individuen bekommen die Informationen aus der Gesellschaft via soziale Felder, aber auch sie verändern diese Informationen durch Kommunikation und Interpretation und speisen sie in einer neuen Form in die allgemeine Diskussion wieder ein. Informationen fließen also nicht nur in eine Richtung, sie fließen verändert auch zurück. Soziale Repräsentationen entstehen also durch Kommunikation, „aber die Kommunikation geht stets mit Transformationen einher, die entweder den Sinn oder die Begriffe, die Bilder, die Intensität oder die Assoziation von Glaubensinhalten verändern“ (Moscovici 1995, S. 304). In dem Analyseschema folge ich nicht nur Moscovicis Konzept der sozialen Repräsentationen, sondern greife auch einen Gedanken der Jugendforscher aus dem frühen Centre for Contemporary Cultural Studies in Birmingham auf. Sie gingen davon aus, dass „bestehende kulturelle Muster eine Art historisches Reservoir [bilden] – ein vorab konstituiertes 'Feld der Möglichkeiten' –, das die jeweiligen gesellschaftlichen Gruppen aufgreifen, transformieren und weiterentwickeln. Jede Gruppe macht irgend etwas aus ihren Ausgangsbedingungen, und durch dieses 'Machen', durch diese Praxis wird Kultur reproduziert und vermittelt“ (Clarke u.a. 1979, S. 41f.). Diesen Gedanken halte ich im Zusammenhang mit Orientierungen und Engagement junger Arbeitnehmer/innen für außerordentlich bedeutsam, weil er die aktive Partizipation des Individuums an gesellschaftlichen Prozessen als möglich erscheinen lässt, und so als Gegenteil zur allgemeinen Distanzierung von Politik, wie wir sie in der Untersuchung festgestellt haben, wirken könnte.

Soziale Repräsentationen erfüllen hauptsächlich die Funktion, „etwas Unvertrautes oder Unvertrautheit selbst vertraut zu machen“ (Moscovici zit. nach Flick 1995, S. 14). Sie „bieten somit ein Mittel zur Verarbeitung und Einordnung von neuartigen Phänomenen und von Veränderungen bekannter Phänomene. Dabei spielen zwei Prozesse eine zentrale Rolle...: Verankerung und Objektivierung“ (Flick 1995, S.14). Bei der Verankerung geht es darum, ungewohnte Ideen, Gedanken, Erkenntnisse etc. auf bekannte Muster, Bilder und Kategorien zu reduzieren. Das geschieht z.B. immer, wenn neue Techniken oder neue Geräte auftauchen. „Im Gegensatz zur kognitionspsychologischen Kategorisierung läuft dieser Klassifikations- und Konstruktionsprozess nicht begrenzt auf das Individuum und in ihm ab, sondern ist eingebettet in soziale Klassifikationen und Konstruktionen“ (S. 15). Bei der Objektivierung werden „abstrakte Ideen und Konzepte in ein konkretes Bild übersetzt oder an konkreten Gegenständen festgemacht“ (ebd.). Dies geschieht immer dann, wenn neue Theorien oder Erscheinungen einen breiten Einfluss auf das öffentliche Leben oder die öffentliche Diskussion erleben, wie z.B. bei der Psychoanalyse, bei AIDS, der Chaostheorie etc. Objektivierungen finden in der Regel durch Komplexitätsreduktion statt. Einige prägnante

Aspekte und die dazu gehörenden Metaphern werden in den Vordergrund gestellt, andere weggelassen. Aus der Chaostheorie sind beispielweise Schmetterlingseffekt und schöne fraktale Bilder allgemein bekannt, allerdings hat in der Regel niemand etwas mit den dazugehörenden hochkomplizierten nichtlinearen Differentialrechnungen zu tun. Die Chaostheorie ist ein interessantes Beispiel für soziale Repräsentationen, welche dank der modernen Medien eine sehr breite Diffusion in unterschiedlichsten Gruppierungen erleben, die aber wiederum mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen selbst wenig zu tun haben. Sie sind nach Carlo M. Sommer vielmehr „auf eine für unsere aktuelle Gesellschaft bezeichnende Orientierungsproblematik zurückzuführen: auf die schwierige Aufgabe der Orientierung angesichts eines schillernden Überflusses an Optionen bei einem gleichzeitigen Mangel an verbindlichen Maßstäben“ (1995, S. 248). Damit spricht Sommer eine sehr wichtige Funktion der sozialen Repräsentationen, die Orientierungshilfe im 'Feld der Möglichkeiten' an, denn „soziale Repräsentationen legen nicht nur die Richtung von Handlungen, also Appetenz oder Aversion, nahe sondern meist auch die konkrete Art der Handlung“ (Wagner zit. nach Leiprecht 1997, S. 58), mit ihrer Hilfe werden gar überhaupt die Individuen „in der Lage versetzt, sich in ihrer materiellen und sozialen Welt zu orientieren“, so Moscovici (ebd.).

5.5. Subjektive Orientierungen und Engagement

5.5.1. Orientierung und Handlung

Jugend wird als eine Zeit der Orientierung verstanden, und Orientierungslosigkeit wird für viele Probleme im Jugendalter verantwortlich gemacht²⁹. Es ist deswegen erstaunlich, wie wenig theoretische Anstrengungen es zu einem Orientierungskonzept gibt, obwohl von „Orientierung“ vor allem in der Jugendforschung viel gesprochen wird. Ein wichtiger Ansatzpunkt lässt sich bei Wilhelm Heitmeyer finden. Er bestimmt Orientierung/Orientierungsmuster als „ein komplexes Gebilde, in das zum einen Sedimente von Erfahrungen des einzigartigen Lebenslaufs eingehen; zum anderen gehören dazu die unmittelbaren Eindrücke aus aktuellen Interaktionssituationen, die sich z.B. in situationsbezogenen Meinungsäußerungen niederschlagen können. Drittens rechnen wir projektive Momente dazu, in denen sich Zukunftsbilder und Wünsche ausdrücken. Aus vergangenen Erfahrungen und aktuellen Eindrücken müssen Orientierungen entwickelt werden, die die aktuelle Handlungsfähigkeit ermöglichen und vor allem zukünftig sichern helfen. Orientierungsmuster enthalten daher immer auch Hinweise auf Antizipationen zukünftiger Lebensweise, im Bestreben, einen in sich konsistenten Lebenslauf zu etablieren und zu verbinden mit den Orientierungen des 'wie man leben möchte'. Insofern ist anzunehmen, dass Orientierungsmuster auch das Handeln anleiten. Diese Orientierungsmuster enthalten dabei Selbstbild und Gesellschaftsbild gleichermaßen“ (Heitmeyer 1992, S.27f.).

Heitmeyer unterscheidet hier drei zeitliche Aspekte der Orientierung, einen auf die Vergangenheit bezogenen Aspekt, einen auf die Gegenwart und einen auf die Zukunft gerichteten Aspekt. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind Bezugspunkte für die Orientierung in der Welt. Interessant ist, dass Heitmeyer einen unmittelbaren Bezug zwischen Orientierung und Handeln herstellt, ohne allerdings verschiedene Komponenten

²⁹ In einer postmodernen Schreibart wird sie auch zur Tugend (Goebel/Clermont 1999) stilisiert, weil sie höchste Anpassungsfähigkeit bedeute. Dabei scheint es sich allerdings nur um eine aus Verlegenheit entwickelte, eher zynische Interpretation einer Welt zu handeln, in der die Ritter der Orientierungslosigkeit das „*Moral-Surfen* als Basis einer neuen Ethik“ preisen (S.93, Hvh. S.B.).

auszudifferenzieren. Wichtig ist, dass er Orientierung als eine Einheit sieht und sie in Zusammenhang mit dem Selbstkonzept bzw. der Identität bringt. Das Selbstkonzept ist die personale Integration von Handeln und Orientierung in ihrer je individuellen Besonderheit.

In der Tübinger Forschungsgruppe unterscheiden wir zusätzlich zur zeitlichen Dimension noch eine soziale – sie kann sich auf andere Menschen beziehen, oder die Nähe und Distanz zu sozialen Gruppen beinhalten –, eine räumliche Dimension der Orientierung – diese bezieht sich auf Orte – und darüber hinaus Wertorientierungen (vgl. Held 1994; Held u.a. 1996; Marvakis 1996).

Bei den Raumorientierungen unterscheiden wir internationale und regionale Orientierungen. Die internationale Orientierung entspricht der Entwicklung zunehmender Globalisierung und Europäisierung, auf die sich offenbar ein Teil der Jugendlichen einstellt. Dabei sind, wie wir im 2. Kapitel gesehen haben, europäische und internationale Orientierungen nicht identisch, sie können sogar bei einzelnen Personen im Widerspruch stehen. Regionale Orientierungen sind dadurch charakterisiert, dass regionale Verhältnisse eine emotionale Bedeutung für die Identität gewinnen. So kann z.B. ein Bundesland der zentrale Bezugspunkt dieser Orientierung sein, Sprachfärbung und Kulturtraditionen spielen hier eine wichtige Rolle. Es gibt aber auch noch kleinräumigere Bezugspunkte, die regionale Identitäten hervorbringen können. So kann zum Beispiel ein Stadtteil als Heimatort empfunden werden, mit dem sich starke Identifikationen verbinden (vgl. Schiffauer 1999; Bibouche 2002). Auch die identitätsstiftende und emotionale Bedeutung von Organisationen (wie den Gewerkschaften) und ihrer Jugendarbeit gehören in diesen Kontext. Gerade die im weitesten Sinne 'regionalen' Orientierungen könnten für das konkrete engagierte Handeln von besonderer Wichtigkeit sein, da bei Jugendlichen die wesentlichen Beteiligungsmöglichkeiten im lebensweltlichen Raum liegen.

Die Zeitorientierungen beinhalten den Vergangenheits-, Gegenwarts- und Zukunftsbezug. Diese können sich entweder auf die eigene Person oder auf die Gesellschaft als Ganzes beziehen. Bei bestimmten Gruppen von Jugendlichen scheint es einen neuen Rückbezug auf Traditionen und auf die Geschichte zu geben, bei anderen bildet die Zukunftsperspektive einen wesentlichen Handlungsgrund. Steht die eigene Person im Mittelpunkt, spielt die eigene biografische Erfahrung eine wichtige Rolle oder die eigene Entwicklungsperspektive. Ein starkes Konkurrenzmotiv kann sich zum Beispiel aus einer ichbezogenen Perspektive ableiten, es kann sich aber auch aus der Übernahme vorherrschender gesellschaftlicher Verhaltensmuster herleiten.

Auch die Wertorientierungen scheinen eine wichtige Handlungsgrundlage zu sein. In den Sozialwissenschaften wird schon lange diskutiert, ob nicht bei Jugendlichen ein Wechsel in den Wertorientierungen stattfindet, z.B. von materiellen hin zu postmateriellen Orientierungen (eine postmaterielle Orientierung wäre z.B. die Toleranz).

Die sozialen Orientierungen beinhalten die Beziehung zu den verschiedenen gesellschaftlich definierten Gruppen. Bildungsdifferenzen, Geschlechtsdifferenzen und ethnische Unterschiede bilden wichtige Ansatzpunkte für soziale Urteile und Vorurteile. Diese regeln die soziale Distanz und Nähe. Vor allem für Verbände wie die Gewerkschaften sind das wichtige Fragen, da sie darüber entscheiden, ob Jugendliche angemessen angesprochen werden.

Orientierung lässt sich analytisch in drei Aspekte aufteilen. Sie ist zum einen eine explorative Tätigkeit (sich orientieren), zum anderen eine innere Ausrichtung bzw. Haltung (sich in eine Richtung orientieren) und zum dritten eine innere Wissensstruktur (orientiert sein). Diese drei Komponenten berücksichtigen die Möglichkeit der Orientierung als Handlung (1. Komponente) und den unterschiedlichen Bewusstseitsgrad von Orientierung. Während die spontane Ausrichtung im Handlungsprozess meist nicht bewusst wird, aber über „Objektivierung“ bewusst gemacht werden kann (2. Komponente), sind andere Anteile (3. Komponente) sehr wohl bewusst (vgl. ausführlich bei Held 1994, S.49-60, 168-185). Dieses Orientierungskonzept versucht der Komplexität von Orientierung auf menschlichem Niveau gerecht zu werden. Orientierungsprobleme wie sie heute auftreten, sollen damit – auch in ihrer Widersprüchlichkeit – angemessen analysierbar werden.

Als Ergebnis kann festgehalten werden, dass Orientierung einen wichtigen Bestandteil jeder Handlung darstellt, dass sie ein Teil im „Handlungsgesamt“ ist (vgl. Marvakis 1996, S.23). Ohne Orientierung wären die Individuen zum Handeln nicht wirklich fähig. Der Orientierungsbegriff wird so zu einem Bestandteil des Handlungsbegriffs.

„Handeln im Vollsinn des Begriffs ist demnach die Lebenstätigkeit des Menschen, soweit er sich bewusst, 'intentional' geplant o.ä., d.h. subjekthaft-aktiv auf ein Ziel bezieht, dabei 'frei' und 'begründet' sich für sein Tun und Lassen entscheidet, also auch für dessen Resultate und Konsequenzen verantwortlich ist“ (Holzkamp 1986, S.381). Charakteristisch für das Handeln ist seine Intentionalität, d.h. dass es gewollt, bewusst initiiert und als solches subjektiv erlebt wird. Emotionen, Motivationen und Kognitionen unterstützen als psychische Funktionen das Handeln. Die Menschen handeln begründet, die Begründungen erklären das Handeln.

Die gesellschaftlichen Bedingungen und Bedeutungsstrukturen, also die gesellschaftlichen Vorgaben, 'wirken' nicht unmittelbar auf das Handeln, sondern sie gehen über die sozialen Repräsentationen in die subjektiven Begründungen ein, werden also vom Subjekt jeweils spezifisch wahrgenommen, überdacht, gewertet und interpretiert, sie erhalten eine subjektive Bedeutung. In diesem Sinn wird aus der Handlungstheorie und dem darin enthaltenen Orientierungskonzept ein subjektwissenschaftliches Grundkonzept. Das hat nicht nur für die Theoriebildung Konsequenzen, sondern auch für die Forschungspraxis und Methodik. Uns interessiert, wie Jugendliche sich in der Welt orientieren, wie sie also ihr Handeln ausrichten und was dabei für sie bestimmend ist.

Handeln findet zwar in der ersten Person statt, d.h. das Individuum handelt und hat dafür Gründe, aber sein Handeln ist immer schon Teil eines sozialen Kontextes, in dem es viele Akteure gibt, und in diesem Sinn ist es Interaktion bzw. intersubjektives Handeln. Bei jedem Handlungsansatz handelt es sich also nicht notwendigerweise um ein individualistisches Konzept. Dies gilt natürlich ebenso für Engagement, das wir ebenfalls als Handlung definieren.

5.5.1. Engagement

Der Begriff Engagement hat in Deutschland eine sehr kurze Geschichte. Erst in den 60er-Jahren ging das Wort Engagement in die Alltagssprache ein. Es ist der französische Philosoph Jean Paul Sartre, der im Rahmen seiner Existenzphilosophie den Begriff entscheidend prägte. Für ihn sind die Menschen zur Freiheit verurteilt, denn Freiheit ist eine verborgene Eigenschaft des Bewusstseins. Als stets Freie müssen sie ihre Freiheit wahrnehmen, um sie dann bewusst zu leben. Dies geht nur, in dem das Individuum sich für alle Menschen verantwortlich fühlt und sich aus 'Situationen' löst in die es verwickelt

(engagé) ist, um sich bewusst zu engagieren. Nur so kann der Mensch authentisch leben, in dem er sich bewusst engagiert. Arthur C. Danto interpretiert gar bei Sartre „engagiert sein“, „Dasein“ und „Mensch“ als Synonym (1997, S. 97).

Hauptsächlich im Literaturfeld wurde um den Begriff Engagement gerungen. Sartre selber vertrat die Ansicht, dass eine Literatur stets engagiert sein sollte, im Gegensatz zur Position der reinen Ästhetik orientierten Stellung von „l'art pour l'art“. Eine engagierte Literatur sollte politisch sein, als Literatur der Praxis an die Freiheit des Lesers appellieren und in schöpferischen Akten das Sein als veränderlich und veränderbar enthüllen (vgl. Sartre 1948). Eine engagierte Literatur beantwortet die Frage „Über was schreiben wir?“ mit „Über heute“; die Frage „Wofür schreiben wir?“ mit „Für heute“ und schließlich die Frage „Für wen schreiben wir?“ mit „Für so viele Menschen wie möglich“ (vgl. Lévy 2000, S. 101ff.). Hier wird von sozialkritischen Werken ein radikaler Gegenwartsbezug erwartet und eine möglichst breite Diffusion. Die Vorstellungen Sartres einer engagierten Literatur wurden rasch auf andere Bereiche übertragen und lösten immer wieder Kontroversen und Polemiken in kritischen Kreisen los, vor allem in Bezug auf die Unabhängigkeit der Kunst, welche durch politisches Engagement gefährdet erscheine (vgl. Peitsch 2001). Unabhängig von den in dieser Diskussion jeweils vertretenen Positionen zeugt die damalige Auseinandersetzung von der herausragenden Stellung des Politischen im gesellschaftlichen Diskurs, der hier über Kunst politisch und öffentlich abgehalten wurde. „Alles ist politisch“ ist die dahinter stehende Haltung, im übrigen die Voraussetzung für mehrere emanzipatorische Bewegungen. Ich habe diese Logik bereits im dritten Kapitel beschrieben.

Der im ursprünglichen Sinne angewandte Begriff des Engagements steht im starken Kontrast zu dem heute beinahe komplett entpolitisierten Engagement-Begriff. Er wird immer weniger in einem sozialkritischen Sinne verwendet, so entnehmen wir dem Brockhaus (20. Aufl.), dass es sich bei Engagement vielmehr um „das Interesse und die innere Verpflichtung, in einer Situation Stellung zu beziehen“ (Bd. 6, S.377) handelt. In der Tat wird heute das Wort im Zusammenhang mit der Bürgergesellschaft eher als synonym für Ehrenamt verwendet. Allerdings wird selten der Versuch unternommen, den Begriff Engagement präzise zu definieren, so auch im ganzen Bericht der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestags zur „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“ (2002). Hier werden stattdessen schlicht alle Tätigkeiten aufgelistet, in denen sich Engagement ausdrückt (S. 16).

Josef Held weist darauf hin, dass 'Engagement' als spezieller Handlungsbegriff in der Jugendforschung zwar häufig als Bezeichnung gebraucht, aber nicht als eigenes Konzept entwickelt [wird]“ (1996, S. 190). Er selber definiert Engagement als ein Handeln, „das nicht den Restriktionen des Bewältigungshandelns unterliegt und – statt Fremdbestimmung – die Selbstbestimmung betont... Engagement ist eine Handlungsform, bei der Orientierung und Emotion besonders deutlich hervortreten; gemeint ist ein motiviertes Handeln, das sich auf einen speziellen Gegenstandsbereich richtet, der subjektiv für wichtig gehalten wird. Engagement beinhaltet zielbezogene Planung auf der Basis der eigenen Bedürfnisse und Interessen, verbunden mit sozialer Verantwortung“ (1996, S. 190f.).

Das Fehlen eines wissenschaftlichen Konzeptes zur Erforschung von Engagement ist um so erstaunlicher, als dass das Thema seit einigen Jahren in Zusammenhang mit dem gesamten Thema bürgerschaftliches Engagement sehr viel Beachtung findet, vor allem auch sehr viele Hoffnungen weckt, da hier ein sehr großes Potential zur Bewältigung diverser Krisen der

Modernisierung vermutet wird (vgl. Klages/Gensicke 1999; Beck 2000; Keupp 2000). Dies bezeugt auch die zunehmende Flut von Publikationen, die sich mit dem Thema bürgerschaftliches Engagement an das breite Publikum richten³⁰. Auch in Veröffentlichungen für Jugendliche wird Engagement als Ausweg für gesellschaftliche und persönliche Probleme gepriesen (Seyfahrt 2001). Dieser allgemeinen positiven Haltung gegenüber dem bürgerschaftlichen Engagement stehen einige empirische Daten, welche die hohen Erwartungen eher dämpfen dürften. So zeigen Untersuchungen „dass freiwilliges Engagement vorrangig von Menschen geleistet wird, die erwerbstätig sind und ein hohes Bildungsniveau haben“ (Zukunftskommission 2000, S. 145). Darüber hinaus entsteht Engagement meist nicht wegen einer politischen Orientierung bzw. eines politischen Bewusstseins, sondern in der Regel aus „direkter Betroffenheit“ (ebd., S. 162). Ist das richtig, wird bei Jugendlichen ein Engagement durch die „Flexibilitätserwartungen in Ausbildung und Beruf erschwert“ (ebd., S. 197). Dies scheint bestärkt zu werden durch die Selbstbezogenheit von Jugendlichen. Klaus Hurrelmann interpretiert die Ergebnisse der letzten Shell-Jugendstudie (2002) folgendermaßen: „Es ist eine sehr selbstbezogene Generation. Sie fragt die Welt um sich herum permanent nach taktischen Überlegungen ab: Was bringt mir das? Wenn es mir nichts bringt, lass ich es eben“ (zit. im Stern Nr. 34/2002, S. 127).

³⁰ Im Internet sind unter dem Stichworte Ehrenamt, bürgerschaftliches Engagement, Bürgerarbeit etc. Tausende von Links zu finden. In der Homepage „www.ehrenamt.de“ des Fördervereins für Jugend und Sozialarbeit e.V. findet man eine überschaubare Auflistung der Veröffentlichungen zum Thema.

6. Jugendarbeit und Jugendforschung

Den Forschungsansatz der Tübinger Forschungsgruppe nennen wir praxisorientierte Jugendforschung, weil wir zum einen praxisrelevante Forschungsergebnisse liefern wollen und wir anderen Praxisansätze gemeinsam mit den Praktikern entwickeln möchten, statt für sie die Konsequenzen aus den Erkenntnissen zu formulieren. Deshalb diskutieren wir – auf der Grundlage unserer Befunde – praxisrelevante Schlussfolgerungen mit den Multiplikatoren vor Ort.

Sowohl aus der Gesamtinterpretation der Ergebnisse der vorliegenden Studie als auch aus vielen Einzelergebnissen selbst lassen sich mannigfaltige Folgerungen für die Jugendarbeit ziehen. Ich werde in diesem Bericht jedoch nur kurz auf mögliche Folgerungen für die Praxis eingehen, da auf der Grundlage unserer Ergebnisse ein Handbuch der IG Metall für die Jugendarbeit erschienen ist (IG Metall 2002).

Bevor ich im folgenden auf die Bedeutung einzelner Befunde für die Jugendarbeit eingehen, werde ich mich mit der grundsätzlichen Problematik beschäftigen, vor der Jugendarbeit heute steht. Nicht nur die Jugendlichen haben Schwierigkeiten ihren Weg in den gesellschaftlichen Widersprüchen zu finden, sondern auch die Jugendarbeit kennt diese Probleme.

6.1. Probleme der Jugendarbeit heute

Die Jugendarbeit befindet sich heute generell in einer Krise. Dies gilt nicht nur für die verbandliche Jugendarbeit, sondern auch für die offene Jugendarbeit. Deutlich wird diese Krise vor allem an der sinkenden Attraktivität der verschiedenen Formen von Jugendarbeit. Jugendliche sind heute schwer für Aktivitäten der Jugendarbeit, geschweige denn für aktive Partizipation zu gewinnen. Den Gründen dafür ist die Tübinger Forschungsgruppe in ihren Untersuchungen nachgegangen. Der Hauptgrund scheint mir darin zu liegen, dass sich die Gesellschaft immer mehr funktional aufteilt, d.h. fragmentiert, und dass sich daraus verschiedene Felder oder auch Welten gebildet haben, die voneinander getrennt sind und nur wenig Überschneidungsbereiche aufweisen. Das Feld der Arbeit ist von der Lebenswelt getrennt und auch die Welt der Organisationen hat sich verselbständigt. Wenn man sich an den Anfang der Arbeiterbewegung erinnert, wird diese Problematik deutlich. Das Feld der Arbeit, die Lebenswelt und die Organisation waren damals kaum getrennt. Das Arbeitsmilieu korrespondierte mit dem Arbeitsbereich, und die Organisation der Gewerkschaft war in beiden Bereichen präsent. Arbeit, Leben und Organisation gehörten zusammen. Inzwischen haben sich Arbeits- und Lebenswelt weitgehend voneinander entfernt und lassen sich nur noch schwer aufeinander beziehen. Diejenigen, die zusammen arbeiten, kommen aus verschiedenen Regionen und verschiedenen Kleinmilieus, sie haben unterschiedliche Sozialisationen, Biographien und Erfahrungen hinter sich und leben in ganz unterschiedlichen Gruppenbezügen und familiären Beziehungen. Durch die erhöhte Flexibilität entsteht auch in der Arbeit kaum mehr eine solidarische Gemeinschaft. Die Gewerkschaften haben sich weitgehend aus den Lebenswelten außerhalb der Arbeitswelt zurückgezogen, und es ist auch im Arbeitsbereich für sie schwer, die verschiedenen und heterogenen Interessen zu bündeln. In der Jugendarbeit hat eine Arbeitsteilung stattgefunden die darin besteht, dass die einen für die Welt der Arbeit zuständig sind, die anderen für die Lebenswelt bzw. Freizeitwelt. Während sich die offene Jugendarbeit in der Lebenswelt angesiedelt hat, beziehen sich die Gewerkschaften und die politisch orientierten Jugendverbände stark auf den ökonomischen Bereich. Die verschiedenen Formen der Jugendarbeit sehen jeweils nur einen Aspekt der

Jugendlichen, und es fällt ihnen deshalb generell schwer, ihnen gerecht zu werden. Die Interessen und Probleme der Jugendlichen werden nur noch aspekthaft sichtbar.

Dies ist wohl auch der tiefere Grund, weshalb in der Jugendarbeit ein großes Interesse an der Jugendforschung besteht. Jugendforschung soll die Aufgabe übernehmen, die Subjektivität, d.h. die Interessen und Probleme der Jugendlichen aufzuschlüsseln, um ihnen in der Jugendarbeit besser gerecht werden zu können. Für eine effektive Praxis ist es von großer Bedeutung, die wichtigen gesellschaftlichen Bereiche, in denen die Jugendlichen agieren, zu berücksichtigen und in Beziehung zu einander zu setzen. Dabei müssen vor allem die Überschneidungsbereiche zwischen den drei beschriebenen Welten besonders beachtet werden.

Die Graphik auf der nächsten Seite (Abbildung 23) zeigt die verschiedenen Überschneidungsbereiche und verweist die gewerkschaftliche Jugendarbeit auf die Notwendigkeit, alle drei Bereiche zu integrieren.

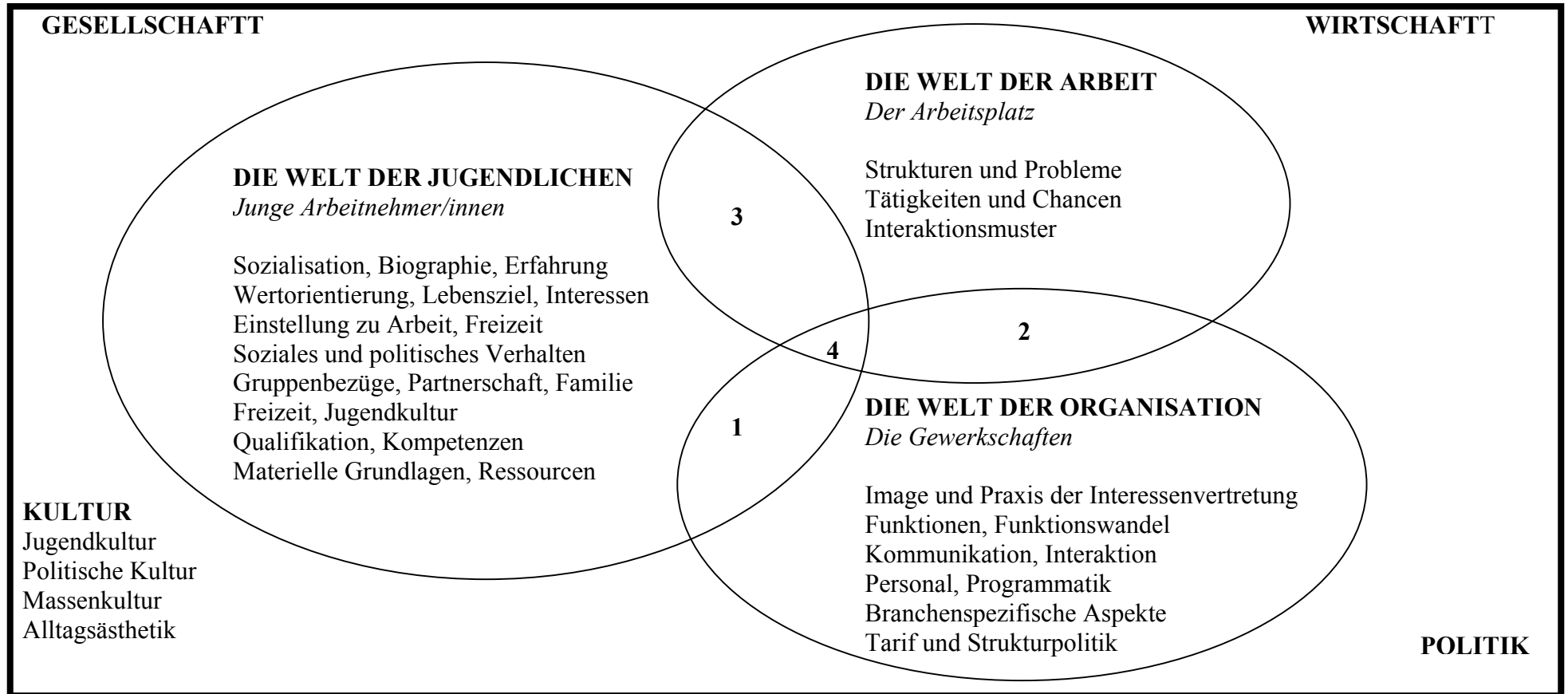
Da es sich um drei heterogene Welten mit ihren je eigenen Einflüssen handelt, wird bei dem Bemühen, allen Bereichen im jeweiligen Handeln gerecht zu werden, ein Spannungsfeld entstehen, dass die Notwendigkeit der Vermittlung zwischen den jeweiligen Bereichen offensichtlich macht. Es kann also nicht darum gehen, dass sich z.B. die Gewerkschaften als Welt der Organisation an die Lebenswelt der Jugendlichen anzupassen versuchen und dieses als Teilnehmerorientierung missverstehen. Die Gewerkschaften müssen es schaffen, einerseits als eine eigene Welt mit eigenen Funktionen und Aufgaben wahrgenommen zu werden, und sie dürfen gleichzeitig die in ihrer Lebenswelt begründeten Besonderheiten der Jugendlichen nicht ignorieren, wenn sie diese für sich gewinnen wollen.

Auch wenn die Gewerkschaften als originären Bezugspunkt das Feld der Arbeit haben, so heißt das nicht automatisch, dass sie die Probleme wahrnehmen, die Jugendliche mit der Arbeit haben. Der Kampf um bessere Arbeitsbedingungen ist heute so stark verallgemeinert, dass die Subjekte mit ihren speziellen Problemen leicht unberücksichtigt bleiben können.

Das folgende Schema ³¹ zeigt die Überschneidungsbereiche zwischen den drei Welten und liefert damit auch eine Perspektive für die gewerkschaftliche Jugendarbeit.

³¹ Das Schema ist entstanden nach einer Vorlage von Prof. Dr. Gerd Meyer für ein Seminar über Jugend und Gewerkschaft an der Universität Tübingen.

Abbildung 23: Jugend und Gewerkschaften – Analytische Aspekte



- 1) Beziehungen zwischen Jugend und Gewerkschaft
- 2) Inner- und Überbetriebliche Arbeit der Gewerkschaften

- 3) Nichtorganisierte Beziehungen zwischen Jugendlichen und Arbeitswelt
- 4) Spannungsverhältnis zwischen den drei Welten

Der Überschneidungsbereich von allen drei Bereichen ist der Ort, an dem Jugendliche als ganze Personen mit ihren Schwierigkeiten und Möglichkeiten sichtbar werden. Dieses Spannungsfeld ist notwendig, wenn man ein Weltverständnis bei den Jugendlichen fördern will, wenn man ihre Integration in die Gesellschaft unterstützen will, und wenn man will, dass sie ihre eigenen Interessen originär vertreten lernen. Jede Konzentration der Jugendarbeit auf einen einzigen dieser Bereiche birgt nicht nur die Gefahr, dass man Jugendliche nicht erreicht, sondern auch die, dass man ihre gesellschaftliche Integration, also ihren eigenen Weg in die Gesellschaft, behindert. Die Jugendlichen selbst werden die wenigsten Probleme haben, mit unterschiedlichen Bereichen gleichzeitig zurecht zu kommen, denn wie wir festgestellt haben, sind sie sehr wohl in der Lage, Orientierungen, die früher als widersprüchlich galten, heute ohne Probleme zu vereinbaren, weshalb Klaus Hurrelmann sie als eine „Generation von Wertfusionisten“ (a.a.O.) bezeichnet.

6.2. Bedeutung einzelner Befunde aus der Jugendstudie

6.2.1. Der Wille zur Integration

In unserer Studie wurde deutlich, dass der bedingungslose und unreflektierte Wille zur Integration Gefahren birgt: aus ihm entsteht der Machiavellismus (Heitmeyer). Er ist der Motor im rücksichtslosen Umgang mit allen Menschen, die den Weg zur Gesellschaft, zur Karriere, zum Erfolg usw. vermeintlich versperren. Er macht rechte Ideologien attraktiv. Gleichzeitig liegt aber in dem Willen zur Integration auch eine Chance für die Jugendarbeit, vorausgesetzt die Beschränkung auf die individuelle Durchsetzung der eigenen Interessen kann aufgebrochen werden. Das von uns festgestellte starke Interesse an Partizipation kann als ein Aspekt des Willens zur Integration verstanden werden. Niemand unter den Jugendlichen will ausgegrenzt werden, ganz im Gegenteil: Jugendliche wollen integriert sein und mit anderen gemeinsam ihre Lebensmöglichkeiten erweitern. Einige unserer Befunde zeigen, dass Aspekte der Integrationsbereitschaft von der gewerkschaftlichen Jugendarbeit aufgegriffen werden können. Das gilt für den hohen Wert der Professionalität, für den Pragmatismus bei der Identifikationsbereitschaft, für den hohen Stellenwert von sozialen Beziehungen und für das Engagement, das Spaß machen muss. Defätistische Haltungen passen offenbar nicht mehr zum Bild der Jugendlichen, die keine Generation von Aussteigern sind, sondern eher eine von Ein- und Aufsteigern. Sie sind in Bezug auf ihre eigene Zukunft und ihre individuellen Chancen in der Gesellschaft eher optimistisch. Dies ermöglicht eine konstruktive, lebenswelt-orientierte Arbeit mit ihnen. Diese integrationsbereiten Jugendlichen sind eher mit Kompetenzförderung zu erreichen als mit einem Defizitansatz, der sich hauptsächlich auf ihre Probleme konzentriert.

6.2.2. Partizipation und politische Bildung.

Partizipation ist seit Jahren einer der wichtigsten Begriffe in der offenen Jugendarbeit. Erklärtes Ziel des Partizipationsansatzes war, Jugendliche soweit wie möglich an Planungen, Angeboten, Entscheidungen und an der praktischen Arbeit teilhaben zu lassen. Dadurch wird ihnen eine bessere Identifikation mit den Einrichtungen ermöglicht und sie lernen demokratische Regeln und Umgangsweisen, die im Gemeinwesen wichtig sind. Letzten Endes geht es darum, Jugendlichen Politik nahe zu bringen. Dabei kann von ihrem engen Politikverständnis ausgegangen werden, um es sukzessive zu erweitern. Diesen Ansatz halte ich für wichtig, weil dadurch Jugendliche in der Tat eine echte Chance bekommen, gewisse Mechanismen des gesellschaftlichen Lebens besser verstehen und somit ihre demokratischen Rechte besser wahrnehmen zu lernen. Dazu müssen allerdings ihre Erfahrungen aus den verschiedenen Welten und Feldern miteinander vermittelt werden, ansonsten verfehlt der Partizipationsansatz sein Ziel. Dies kann nur gewährleistet werden,

wenn die Jugendlichen in der Jugendarbeit den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Welten kennen.

An diesem Punkt wird die Problematik der mangelnden politischen Bildung Jugendlicher sichtbar. Sie verfügen nicht bzw. noch nicht über ein Instrumentarium, das ihnen eine Übersetzung der heterogenen Erfahrungen ermöglicht.

Eine klare Konsequenz ist also die Rückkehr zu mehr politischer Bildung in den Aktivitäten der Jugendarbeit. Die Orientierung der Jugendlichen an Professionalität, und Effektivität sowie der ausgeprägte Pragmatismus verbietet es, politische Bildung ganz allgemein zu behandeln und sogenannte Laberstunden zu inszenieren. Es geht vielmehr um die Organisation lebendiger Prozesse, die sich an klaren Zielen orientieren. Die Jugendlichen sollten dabei auf jeden Fall für sich einen eindeutigen Gewinn in irgendeiner Form erkennen, was Voraussetzung für ihr Engagement ist, wie wir gesehen haben.

6.2.3. Erhöhte Unmittelbarkeitsfixierung

Die Fixierung auf das unmittelbar Gegebene ist eine normale Haltung in der Jugendzeit und besagt nichts anderes, als dass die Jugendlichen sich hauptsächlich für Dinge interessieren, die sie unmittelbar angehen und die sie auch unmittelbar erfahren oder erfahren haben. Unsere Untersuchungsergebnisse verweisen darauf, dass sich der starke Bezug auf das Nächstliegende bei den jungen Arbeitnehmern und Arbeitnehmerinnen stark erhöht hat. Die von uns diagnostizierten Befunde der Gegenwartsorientierung, des ich-bezogenen Engagements, des Lokalpatriotismus und des Interesses an Selbstentfaltungswerten sind Ausdruck davon.

Die Jugendlichen scheinen auf die zunehmende Komplexität der Welt im Zuge der Globalisierung und der von den Medien erzeugten diffusen und virtuellen Wirklichkeit mit Gegenstrategien zu reagieren, die dazu dienen, in ihrer subjektiven Wahrnehmung die Welt einfacher, verständlicher und lebbarer zu strukturieren.

Für die Jugendarbeit bedeutet dies, dass sie sich in Raum und Zeit begrenzt, auf Transparenz Wert legt und nachvollziehbare und erreichbare Ziele anstrebt. Dies ist ein erster Ansatzpunkt für eine schrittweise Überwindung der Unmittelbarkeitsfixierung – welches Ziel jede verbandliche Jugendarbeit sein sollte. Über partizipative Elemente, Kompetenzgewinn oder auch nur Spaß sind Jugendlichen gut erreichbar.

6.2.4. Segmentierung

Wir haben gesehen, dass Jugendliche auf Ausgrenzung und Individualisierung mit sozialer Segmentierung reagieren, d.h. Bezugsgruppen und eigene Milieus bilden. Diese Prozesse verlaufen sowohl bewusst als auch unbewusst. Die Jugendlichen versuchen damit ein Gegengewicht zur Atomisierung zu schaffen, in dem sie sich durch soziale Zugehörigkeit eine erhöhte Solidarität versprechen und als Gruppe auch mehr Gewicht zur Durchsetzung ihrer Interessen in der Gesellschaft erhoffen. Der Unterschied zu anderen Korporationen wie berufliche Verbände und sonstige Organisationen ist, dass die Segmentierung entlang zugeschriebener aber auch objektiver Merkmale geschieht, welche z.B. Herkunft, Religion, Kultur, Geschlecht, Bildung oder auch das Alter sein können. Ethnisch homogene Jugendcliquen entstehen z.B. aus dieser Logik. Es scheint uns wichtig, in der Praxis diese Phänomene wahrzunehmen, auch wenn man sie im Sinne der Integration nicht explizit in den Vordergrund schieben sollte. Werden solche sozialen Bezugssysteme ignoriert, dann werden sie damit nicht abgeschafft, sondern höchstens invisibilisiert (Luhmann). Aus diesem Grund ist eine Sensibilität für die Segmentierungsprozesse in der Jugendarbeit höchst angebracht, nur so können die Anforderungen der Integrationspraxis erfüllt werden. Der explizite Hinweis auf sogenannte askriptive (von außen zugeschriebene) Merkmale kann stigmatisierend und ausgrenzend wirken, sie jedoch zu ignorieren hat ebenso viele

negative Folgen, wenn nicht sogar mehr, da man sich dann in die Lage versetzt sieht, mit einem unbekanntem Parameter und letztlich mit einer ignorierten Subjektivität arbeiten zu müssen.

6.2.5. Verhältnis zur Organisation

Das veränderte Verhältnis der Jugendlichen zur Organisation könnte man auch produktiv für die Praxis berücksichtigen. Es hat sich gezeigt, dass für viele Jugendliche feste Strukturen sinnvoll sind um sich überhaupt engagieren zu können. Die Strukturen sollten dabei überschaubar sein, die unmittelbaren Interessen der Jugendlichen berücksichtigen und schließlich gewinnbringende aktive Mitarbeit ermöglichen.

Der hohen Flexibilität der Jugendlichen und der bewussten Diskontinuität in ihrer Lebenswelt sollte mit Flexibilität in der Organisation und in ihren Angeboten begegnet werden. Die Organisation muss aktuelle Anforderungen, Bedürfnisse und Entwicklungen schnell und problemlos aufgreifen können. Dies ist umso einfacher, wenn Jugendliche selbst mitwirken. Natürlich muss die flexible lokale Anpassung mit den übergeordneten Zielen und Aktionen der Organisation vermittelt werden, was eine echte Herausforderung für die gewerkschaftliche Jugendarbeit darstellt.

Es wäre wichtig, auf der regionalen Ebene Strukturen zu schaffen, die Jugendlichen eine vertraute Atmosphäre bieten. Das scheint insbesondere wichtig, wenn man bedenkt, dass manche Jugendliche in der Organisation einen potentiellen Familienersatz suchen. Gleichzeitig muss allerdings sichergestellt werden, dass der Verband von den Jugendlichen nicht als eine geschlossene Einheit gesehen wird, die wiederum auf Exklusivität beruht und Abgrenzung bzw. Ausgrenzung von anderen fördert.

Literatur

- Abels H. 1993. Jugend vor der Moderne. Opladen: Leske + Budrich
- Adorno T.W. 1973. Studien zum Autoritären Charakter. Frankfurt/M: Suhrkamp
- Aron R. 1967. Les étapes de la pensée sociologique. Paris: Editions Gallimard
- Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament„: B 52-53/96, 38/98, 19-20/2000, 39/2000, 11/2001, 5/2002
- Baacke D. 1999. Jugend und Jugendkulturen. Darstellung und Deutung. 3. Aufl. Weinheim, München: Juventa
- Bahrtdt H.P. 1961. Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt
- Bahrtdt H.P. 1996. Grundformen sozialer Situationen. Eine kleine Grammatik des Alltagslebens. München: C.H.Beck
- Bauman Z. 1995 a. Vom Pilger zum Touristen – Postmoderne Identitätsprojekte. In Keupp H. (Hg.) Der Mensch als Soziales Wesen, Sozialpsychologisches Denken im 20. Jahrhundert, ein Lesebuch. München Zürich: Pieper, S. 295-300
- Bauman Z. 1995 b. Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Frankfurt/M: Suhrkamp
- Bauman Z. 1997 a. Glokalisierung oder was für die einen Globalisierung, ist für die anderen Lokalisierung. In das Argument 213-217. Hamburg: Argument, S. 653-665
- Bauman Z. 1997 b. Flaneure, Spieler und Touristen. Hamburg, HIS
- Bausinger H. 2000. Typisch Deutsch. München: Beck
- Beck U. 1986. Risikogesellschaft. Frankfurt/M: Suhrkamp
- Beck U. 1993. Die Erfindung des Politischen. Frankfurt/M: Suhrkamp
- Beck U. (Hg.) 1997 a. Kinder der Freiheit. Frankfurt/M: Suhrkamp
- Beck U. 1997 b. Die uneindeutige Sozialstruktur. Was heißt Armut, was heißt Reichtum in der Selbst-Kultur? In Beck U. / Sopp P. (Hg.). Individualisierung und Integration. Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus? Opladen: Leske + Budrich, S. 183-198
- Beck U. 1997 c. Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung. Frankfurt/M: Suhrkamp
- Beck U. (Hg.) 1998. Perspektiven der Weltgesellschaft. Frankfurt/M: Suhrkamp
- Beck U. / Sopp P. (Hg.) 1997. Individualisierung und Integration. Neue konfliktlinien und neuer Integrationsmodus? Opladen: Leske + Budrich
- Beck-Gernsheim E. 1999. Juden, Deutsche und andere Erinnerungslandschaften. Frankfurt/M: Suhrkamp
- Berger A. / Hradil S. (Hg.) 1990. Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile. Soziale Welt Sonderband 7. Göttingen: Schwartz
- Bernfeld S. 2000. Sisyphos oder die Grenzen der Erziehung. Frankfurt/M, Suhrkamp
- Berking H. 2001. Kulturelle Identität und kulturelle Differenz im Kontext von Globalisierung und Fragmentierung, in Loch D./Heitmeyer W. (Hg.) Schattenseiten der Globalisierung. Frankfurt/M: Suhrkamp, S. 91-110
- Betz H.-G. 2001. Radikaler Rechtspopulismus im Spannungsfeld zwischen neoliberalistischen Wirtschaftskonzepten und antiliberaler autoritärer Ideologie. In Loch D. / Heitmeyer W. (Hg.). Schattenseiten der Globalisierung. Frankfurt/M: Suhrkamp, S. 167-186

- Bibouche S. 1990. Wer war Inländer, wer war Ausländer? In Bibouche S. / Hartmann-Kauer B. / Hörl W. / Kunrath W. / Müller H. / Mugler W. / Würth H. Fremde in Ludwigsburg, das Buch zur Ausstellung. Ludwigsburg: DAZ, S.91-93
- Bibouche S. 2001 a. Ganz normal rechts, Rechte Orientierungen bei jugendlichen Arbeitnehmer/innen. In Fliege/Möller Rechtsextremismus in Baden-Württemberg. Freiburg: Belchen, S.130-148
- Bibouche S. 2001 b. Gewalt in der offenen Jugendarbeit. In Gropper E. / Jenter A. (Hg.) Halt! Für Kinder und Jugendliche. Stuttgart: AJS, S.82-89
- Bibouche S. 2002. Fast so alt wie die Menschheit: Interkulturelle Anforderungen. In Projekt Arbeit (Hg. Jugendstiftung Baden-Württemberg). Heft Nr.1/2002. S. 27-32
- Bieling H.-J. 2000. Dynamiken sozialer Spaltung und Ausgrenzung, Gesellschaftstheorien und Zeitdiagnosen. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Biorcio R. 2001. Separatistischer Regionalismus in einer reichen Region: Die Lega Nord. In Loch D. / Heitmeyer W. (Hg.) Schattenseiten der Globalisierung. Frankfurt/M: Suhrkamp, S.246-274
- Bohle H.H. / Heitmeyer W. / Kühnel W. / Sander U. 1997. Anomie in der modernen Gesellschaft: Bestandsaufnahme und Kritik eines klassischen Ansatzes soziologischer Analyse. In Heitmeyer W. (Hg.). Was treibt die Gesellschaft auseinander? Frankfurt/M: Suhrkamp, S. 29-68
- Bohn C. 1991. Habitus und Kontext. Ein kritischer Beitrag zur Sozialtheorie Bourdieus. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Bohnsack R. 2000. Gruppendiskussion. In Flick U. / Kardorff E. / Steinke I. (Hg.) 2000. Qualitative Forschung, ein Handbuch. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt, S.
- Bourdieu P. 1979. Entwurf einer Theorie der Praxis. Frankfurt /M, Suhrkamp
- Bourdieu P. 1983. Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In Kreckel R. (Hg.) Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Schwartz, S.183-198
- Bourdieu P. 1984. Die feinen Unterschiede, Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M: Suhrkamp
- Bourdieu P. 1987. Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt/M: Suhrkamp
- Bourdieu P. 1989. Satz und Gegensatz. Über die Verantwortung des Intellektuellen. Berlin: Wagenbach
- Bourdieu P. 1998. Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handels. Frankfurt/M: Suhrkamp
- Bourdieu P. et al. 1997. Das Elend der Welt. Konstanz: UVK
- Brunkholz H. 2002. Solidarität. Von der Bürgergesellschaft zur globalen Rechtsgenossenschaft. Frankfurt/M: Suhrkamp
- Bukow W.-D. / Nikodem C. / Schulze E. / Yildiz E. 2001. Die multikulturelle Stadt, von der Selbstverständlichkeit im städtischen Alltag. Opladen: Leske + Budrich
- Bukow W.-D. / Ottersbach M. (Hrsg.) 1999. Der Fundamentalismusverdacht. Opladen: Leske + Budrich
- Butterwegge C. 1996. Rechtsextremismus, Rassismus und Gewalt. Erklärungsmodelle in der Diskussion. Darmstadt: Leske + Budrich
- Butterwegge C. / Hentges G. 2000. Zuwanderung im Zeichen der Globalisierung, Migrations-, Integrations- und Minderheitenpolitik. Opladen: Leske + Budrich
- Clarke J. u.a. 1979. Jugendkultur als Widerstand. Milieus, Rituale, Provokationen. Frankfurt/M: Syndikat
- Cloer E. (Hg.) 1979. Familienerziehung. Bad Heilbrunn, Klinkhardt
- Dahrendorf R. 1998. Anmerkungen zur Globalisierung. In Beck U. (Hg.). Perspektiven der Weltgesellschaft. Frankfurt/M: Suhrkamp, S. 41-54

- Dannenbeck C. / Esser F. / Lösch H. 1999. Herkunft (er)zählt, Befunde über Zugehörigkeiten Jugendlicher. Münster/New York/München/Berlin: Waxmann
- Danto A. C. 1997. Sartre. Göttingen: Steidl
- Denzin N.K. 1994 (ed.). Handbook of Qualitative Research. Thousand Oaks
- Deutsche Shell (Hg.) 1997. Jugend 97. Zukunftsperspektiven, gesellschaftliches Engagement, politische Orientierungen. Opladen: Leske + Budrich
- Deutsche Shell (Hg.) 2000. Jugend 2000 (Bd.1-2). Opladen: Leske + Budrich
- DGB Bildungswerk 1998. Globalisierung - zwischen Mythos und veränderter Wirklichkeit. DGB-Bildungswerk e.V.
- Die Zeit 04.10.01. Wochenzeitung für Politik, Wirtschaft, Wissen und Kultur.
- Diekmann A. 1998. Empirische Sozialforschung, Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Reinbeck bei Hamburg bei Hamburg: Rowohlt
- Dölling I. 2001. Habitus. In Haug W.H. (Hg.) Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 5. Hamburg: Argument, S. 1105-1114
- Dörre K. 1995. Junge GewerkschafterInnen. Vom Klassenindividuum zum Aktivbürger? Münster: Westfälisches Dampfboot
- Dörre K. 2001. Globalisierung – ein Ende des rheinischen Kapitalismus? In Loch D. / Heitmeyer W. (Hg.). Schattenseiten der Globalisierung. Frankfurt/M: Suhrkamp
- Durkheim E. 1996. Soziologie und Philosophie. Frankfurt/M: Suhrkamp
- Durkheim E. 1988. Über soziale Arbeitsteilung, Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. Frankfurt/M: Suhrkamp
- Echabe A. E. / Castro J. L. G. 1995. Soziales Gedächtnis – Makropsychologische Aspekte. In Flick (Hg.) 1995. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt, S. 119-139
- Enquete-Kommission „Zukunft des Bürgerschaftliches Engagements“, Deutscher Bundestag 2002. Bericht Bürgerschaftliches Engagement: auf dem Weg in eine zukunftsfähige Bürgergesellschaft. Opladen: Leske + Budrich
- Erziehung und Wissenschaft. Zeitschrift der Bildungsgewerkschaft GEW. 1/2002
- Etzioni A. 1995. Die Entdeckung des Gemeinwesens. Ansprüche, Verantwortlichkeiten und das Programm des Kommunitarismus. Frankfurt/M: Fischer
- Farin K. 2001. generation kick.de. München: Beck
- Ferchhoff W. 1999: Jugend an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert. Opladen: Leske + Budrich
- Flick U. 1995. Soziale Repräsentationen in Wissen und Sprache als Zugänge zur Psychologie des Sozialen. In Flick U. (Hg.) Psychologie des Sozialen, Repräsentationen in Wissen und Sprache. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt
- Flick U. 1995. Qualitative Sozialforschung: Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt
- Flick U. (Hg.) 1995. Psychologie des Sozialen, Repräsentationen in Wissen und Sprache. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt
- Flick U. / Kardorff E. / Steinke I. (Hg.) 2000. Qualitative Forschung, ein Handbuch. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt
- Friebertshäuser B. / Jakob G. 2001. Forschungsmethoden: Qualitative in Otto H.U. / Tiersch H. (Hg.) 2001. Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik. Neuwied: Luchterhand, S. 576-591
- Friedrichs J. 1998. Einleitung: „Im Flugsand der Individualisierung,„?. In Friedrichs J. (Hg.). Die Individualisierungsthese. Opladen: Leske + Budrich, S.7-13
- Friedrichs J. (Hg.) 1998. Die Individualisierungsthese. Opladen: Leske + Budrich
- Galtung J. 1998. Die andere Globalisierung. Münster

- Giddens A. 1994. Jenseits von Links und Rechts. Frankfurt/M: Suhrkamp
- Giddens A. 1998. Der dritte Weg. Die Erneuerung der sozialen Demokratie. Frankfurt/M: Suhrkamp
- Glaser B.G. / Strauss A:L: 1998. Grounded Theory, Strategien qualitativer Forschung. Bern: Huber
- Goebel J. / Clermont C. 1999. Die Tugend der Orientierungslosigkeit. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt
- Griese H. 2001. Gefangen im ideologischen Netz der Terminologie, auf dem Weg zur begrifflichen Rekonstruktion der Jugend-Migrations-Forschung. In Mansel J. / Schweins W. / Ulbrich-Herrmann M. „Zukunftsperspektiven Jugendlicher, wirtschaftliche und soziale Entwicklungen als Herausforderung und Bedrohung für die Lebensplanung,„. Weinheim: Juventa. S. 277-288
- Gross P. 1994. Die Multioptionsgesellschaft. Frankfurt/M: Suhrkamp
- Habermas J. 1981. Theorie des kommunikativen Handelns (2 Bände). Frankfurt/M: Suhrkamp
- Hall S. 1994. Rassismus und kulturelle Identität, Ausgewählte Schriften 2. Hamburg: Argument Verlag
- Hall S. 1999. Kulturelle Identität und Globalisierung. In Hörning K.H. / Winter R. Widerspenstige Kulturen. Frankfurt: Suhrkamp, S. 393-441
- Haug W. F. 1996. Aussichten der Zivilgesellschaft unter Bedingungen neoliberaler Globalisierungspolitik. . In das Argument 213-217. Hamburg: Argument, S. 665-679
- Haug W. F. 2002. Weltkrieg gegen den Terror. In das Argument 244. Hamburg: Argument, S. 13-33
- Hein W. 1982. Globale Vergesellschaftung im kapitalistischen Weltsystem und die Grenzen eigenständiger nationaler Entwicklung. In Peripherie, Zeitschrift für Politik und Ökonomie in der Dritten Welt, 10/11. Münster, S. 6-23
- Heitmeyer, W. 1987. Rechtsextremistische Orientierungen bei Jugendlichen. Weinheim, München: Juventa
- Heitmeyer W. 1992. Rechtsextremistische Orientierungen bei Jugendlichen. Empirische Ergebnisse und Erklärungsmuster einer Untersuchung zur politischen Sozialisation. Weinheim, München: Juventa.
- Heitmeyer W. 1997 a. Auf dem Weg in eine desintegrierte Gesellschaft. In Heitmeyer W. (Hg.). Was treibt die Gesellschaft auseinander? Frankfurt/m: Suhrkamp, S. 9-28
- Heitmeyer W. (Hg.) 1997 b. Was treibt die Gesellschaft auseinander? Frankfurt/m: Suhrkamp
- Heitmeyer W. / Olk, T. (Hg.) 1990: Individualisierung von Jugend. Gesellschaftliche Prozesse, subjektive Verarbeitungsformen, jugendpolitische Konsequenzen. Weinheim/München: Juventa
- Held J. 1994. Praxisorientierte Jugendforschung. Theoretische Grundlagen, methodische Ansätze, exemplarische Projekte. Hamburg: Argumentverlag
- Held J. 1997. Politische Orientierungen jugendlicher Arbeitnehmer/innen und ihre subjektive Begründungen im Kontext gesellschaftlicher Veränderungen. In DGB Abteilung Jugend, Rassismus und gewerkschaftliche Jugendarbeit. Welche Wege muss die Jugendarbeit der Gewerkschaften bestreiten? Fachtagung am 12-13/10/1995 in Hennef, S. 13-18

- Held J. 1998. Politische Orientierungen und Gewaltbereitschaft junger Menschen – Folgerungen für die Jugendarbeit. In Deiters F.-W. / Pilz G.A. *Aufsuchende, akzeptierende, bewegungsorientierte, subjektbezogene Soziala mit rechten, gewaltbreiten jungen Menschen – Aufbruch aus einer Kontroverse*. Münster: LIT
- Held J. 1999. Gewerkschaftliche Orientierungen jugendlicher Arbeitnehmer in Ost- und Westdeutschland. In *Gewerkschaftliche Monatshefte*, 50.Jg. H.6, S. 366-376
- Held J. 2001. Einzelfallmethode. In Keupp H./Weber K. (Hg) 2001. *Psychologie, ein Grundkurs*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt, S. 256-265
- Held J. / Horn H.-W. / Leiprecht R. / Marvakis A. 1991. „Du musst so handeln, dass du Gewinn machst...“, Duisburg: DISS
- Held J. / Horn H.-W. / Marvakis A. 1996. *Gespaltene Jugend. Politische Orientierungen jugendlicher ArbeitnehmerInnen*. Opladen: Leske + Budrich
- Held J. / Spona A. 1999. *Jugend zwischen Ausgrenzung und Integration. Ergebnisse eines internationalen Projekts*. Hamburg: Argument
- Held J. / Švob M. 1997/1998. *Jugend zwischen Ausgrenzung und Integration. Theorien und Methoden eines internationalen Projekts*. Hamburg: Argument
- Hirsch J. / Roth R. 1980. „Modell Deutschland“ und neue soziale Bewegungen. In *PROKLA* 10, Heft 3, S. 14-39
- Höfer R. 2000. *Jugend, Gesundheit und Identität, Studien zum Kohärenzgefühl*. Opladen: Leske + Budrich
- Hohl J. 2001. Interview. In Keupp H. / Weber K. (Hg), *Psychologie, ein Grundkurs*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt, S. 248-255
- Holzkamp, K. 1986. *Handeln*. In Rexilius G. / Grubitzsch S., *Psychologie. Theorien - Methoden - Arbeitsfelder*. Ein Grundkurs. Reinbek b. Hamurg: Rowohlt
- Holzkamp K. 1987. Die Verkennung von Handlungsbegründungen als empirische Zusammenhangsannahmen in sozialpsychologischen Theorien: Methodologische Fehlorientierung in Folge von Begriffsverwirrung. In: *Forum Kritische Psychologie* H.19. S.23-59.
- Holzkamp K. 1996. *Psychologie: Selbstverständigung über Handlungsbegründungen alltäglicher Lebensführung*. In: *Forum Kritische Psychologie* H.36. S.7-112.
- Hopf C. 2000. *Qualitative Interviews, ein Überblick*. In Flick U. / Kardorff E. / Steinke I. (Hg.) 2000. *Qualitative Forschung, ein Handbuch*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt, S. 349-359
- Horn H.-W. 1992. *Benachteiligung Jugendliche in der überbetrieblichen Berufsausbildung*. Tübingen
- Hörning K. H / Winter R. (Hg.) 1999: *Widerspenstige Kulturen*. Frankfurt/M: Suhrkamp
- Janas S./Preiser S. 1999. Politikverdrossenheit bei jungen Erwachsenen. In *Zeitschrift für Politische Psychologie*, Jg.7, SH „Sozialisation und Identitäten,, S.93-120.
- Hradil S. 1992. *Zwischen Bewusstsein und Sein*. Opladen: Leske + Budrich
- Hupka S. / Karatas M. / Reinders H. 2001. *Soziale Identität und personenbezogene Zukunftsperspektiven bei türkischen Jugendlichen*. In Mansel J. et al. Weinheim: Juventa, S. 256-264
- IG Metall (Hg.) 2002. *Gewerkschaftliche Jugendarbeit als Handlungs- und Möglichkeitsraum*. Marburg: Schüren
- Karakasoglu Y. 1994. *Türkische Jugendcliquen in Deutschland Jugend auf zwei Stühlen*. In *Medien Konkret, Magazin für die pädagogische Praxis*. Schwerpunktthema: *Jugendkulturen und ihre Medien*. Heft 11. Köln, S. 52-57

- Katunarić V. 1997/1998. Social Structures and Ideologies of Fragmentation and Segmentation. In Held J. / Švob M. 1997/1998. Jugend zwischen Ausgrenzung und Integration. Theorien und Methoden eines internationalen Projekts. Hamburg: Argument, S.15-22
- Kazin M. 2001. Die radikale rechte in den Vereinigten Staaten: Neue Themen, alter Diskurs, ungewisse Zukunft. In Loch D. / Heitmeyer W. (Hg.). Schattenseiten der Globalisierung. Frankfurt/M: Suhrkamp, S. 227-247
- Kebir S. 1980. Die Kulturkonzeption Antonio Gramscis. München: Damnitz Verlag
- Kelle U. / Erzberger C. 2000. Qualitative und quantitative Methoden: kein Gegensatz. In Flick U. / Kardorff E. / Steinke I. (Hg.) 2000. Qualitative Forschung, ein Handbuch. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt, S. 299-309
- Keupp H. (Hg.) 1995. Der Mensch als Soziales Wesen, Sozialpsychologisches Denken im 20. Jahrhundert, ein Lesebuch. München Zürich: Pieper
- Keupp H. 2000. Eine Gesellschaft von Ichlinge? München: Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e.V.
- Keupp H. / Höfer R. 1997. Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt/M: Suhrkamp
- Keupp H. u. a. 1999. Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek b.Hamburg: Rowohlt
- Keupp H. / Weber K. (Hg.) 2001. Psychologie, ein Grundkurs. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt
- Klages H / Gensicke T. 1999. Wertewandel und Bürgerschaftliches Engagement an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. Speyerer Forschungsberichte 193
- Klages H. 1988. Wertedynamik, über die Wandelbarkeit des Selbstverständlichen. Zürich
- Klages H. / Franz G. / Herbert W. 1987. Sozialpsychologie der Wohlfahrtsgesellschaft. Zur Dynamik von Wertorientierungen, Einstellungen und Ansprüchen. Frankfurt/M: Campus
- Klages K. 1993. Traditionsbruch als Herausforderung, Perspektiven der Wertewandelgesellschaft. Frankfurt/M: Campus
- Kleves J. 1983. Retroaktiver Sozialisation, Einflüsse jugendlicher auf ihre Eltern. Weinheim: Juventa
- Klönne A. 1984. Zurück zur Nation, Kontroversen zu deutschen Fragen. Köln: Dieterichs
- Kneer G. / Kraemer K. / Nassehi A. Soziologie, Zugänge zur Gesellschaft. Hamburg: Lit
- Konrad K. 1999. Mündliche und schriftliche Befragung. Landau: Verlag empirische Pädagogik
- Kreckel R. (Hg.) 1983. Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Schwartz
- Kreckel R. 1992. Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit. Frankfurt/M: Campus
- Krettenauer T. Gerechtigkeit als Solidarität. Entwicklungsbedingungen sozialen Engagements im Jugendalter. Weinheim: Beltz
- Kühnl R. 1986. Nation, Nationalismus, nationale Frage, was ist das und was soll das? Köln: Pahl-Rugenscheid.
- Lamnek S. 1989. Qualitative Sozialforschung. Bd.2, Methoden und Techniken. München
- Leiprecht R. 1990. „...da baut sich ja in uns ein Hass auf...“. Zur subjektiven Funktionalität von Rassismus und Ethnozentrismus bei abhängig beschäftigten Jugendlichen. Hamburg: Argument

- Leiprecht R. 1992. Zum Rassismus (nicht nur) bei Jugendlichen. Hinweise auf Einseitige Problemzuschreibungen und verschiedene Ebene, etwas gegen Rassismus zu tun. In Peters F. / Trede W. . Strategien gegen Ausgrenzung. Politik, Pädagogik und Praxis der Erziehungshilfen in den 90er Jahren. Beiträge zur IGHF-Jahrestagung 1991 in Hamburg. Frankfurt/M, S. 272-305
- Leiprecht R. 1994. Es ist doch näher dran... In Jäger S. Aus der Werkstatt: Anti-rassistische Praxen, Konzepte-Erfahrungen-Forschung. Duisburg: Diss
- Leiprecht R. (Hg.) 1995. In Grenzen verstrickt, jugendliche und Rassismus in Europa. Duisburg: DISS
- Leiprecht R. 1997. Von sozialer Repräsentation bis subjektiver Möglichkeitsraum. Eine Theorieskizze zur Einordnung von Grundbegriffen unserer Forschung. In Held J. / Švob M. 1997/1998. Jugend zwischen Ausgrenzung und Integration. Hamburg: Argument, S. 41-66
- Leiprecht R. 2001. Alltagsrassismus, eine Untersuchung bei Jugendlichen in Deutschland und den Niederlanden. Münster/New York/München/Berlin: Waxmann
- Leiprecht R. / Riegel C. / Held J. / Wiemeyer G. (Hg.) 2001. International lernen - Lokal handeln. Frankfurt/M: IKO
- Lévy B.-H. 2000. Le siècle de Sartre. Paris : Le livre de Poche
- Lewin K. 1983. Wissenschaftslehre. In Graumann (Hg.), Kurt-Lewin-Werkausgabe, Bd. 2, S 319-473
- Loch D. / Heitmeyer W. (Hg.) 2001. Schattenseiten der Globalisierung. Frankfurt/M: Suhrkamp
- Luhmann N. 1998. Der Staat des politischen Systems. In Beck U. (Hg.). Perspektiven der Weltgesellschaft. Frankfurt/M: Suhrkamp , S. 345-380
- Lutz H. 1991. Welten verbinden. Türkische Sozialarbeiterinnen in den Niederlanden und der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt/M, IKO
- Lyotard J.-F. 1994. Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. Wien: Passagenverlag
- Maffesoli M. 2000. Le Temps des Tribus. Paris: La Table Ronde
- Mansel J. / Schweins W. / Ulbrich-Herrmann M. 2001. Zukunftsperspektiven Jugendlicher, wirtschaftliche und soziale Entwicklungen als Herausforderung und Bedrohung für die Lebensplanung. Weinheim: Juventa
- Marvakis A. 1996. Orientierung und Gesellschaft. Frankfurt/M: Peter Lang EVW
- Mayer K. U. / Blossfeld H.-P. 1990. Die gesellschaftliche Konstruktion sozialer Ungleichheit im Lebenslauf. In Berger A. / Hradil S. (Hg.). Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile. Soziale Welt Sonderband 7. Göttingen: Schwartz, S. 297-318
- Mead M. 1971. Der Konflikt der Generationen, Jugend ohne Vorbild. Freiburg
- Milhoffer P. 1973. Familie und Klasse. Ein Beitrag zu den politischen Konsequenzen familialer Sozialisation. Frankfurt/M: Fischer
- Morley, D. 1999. Wo das Lokale auf das Lokale trifft. Zur Politik des Alltags. In Hörning K.H. / Winter R. Widerspenstige Kulturen. Frankfurt/M: Suhrkamp, S. 442-475
- Moscovici S. 1995. Geschichte und Aktualität sozialer Repräsentationen. In Flick U. (Hg.). Psychologie des Sozialen, Repräsentationen in Wissen und Sprache. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt, S. 266-314
- Müller H.P. / Schmid M. 1988. Arbeitsteilung, Solidarität und Moral. Eine werkgeschichtliche und Systematische Einführung in die „Arbeitsteilung,, von Emile Durkheim. In Durkheim E.. Über soziale Arbeitsteilung, Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. Frankfurt/M: Suhrkamp, S. 481-521

- Nassehi A. 1994. Systemtheoretische Soziologie, Erkundung eines Paradigmas. In Kneer G. / Kraemer K. / Nassehi A. Soziologie, Zugänge zur Gesellschaft. Hamburg: Lit, S. 145-168
- Negt O. 1984. Lebendige Arbeit, enteignete Zeit. Politische und kulturelle Dimensionen des Kampfes um die Arbeitszeit. Frankfurt/M: Campus
- Negt, O. 1968. Soziologische Phantasie und exemplarisches Lernen. Frankfurt./M.: EVA
- Niethammer L. 2000. Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt
- Nuscheler F. 2000. Globalisierung und ihre Folgen, gerät die Welt in Bewegung? In Butterwegge C. / Hentges G.. Zuwanderung im Zeichen der Globalisierung, Migrations-, Integrations- und Minderheitenpolitik. Opladen: Leske + Budrich
- Otte G. 1998. Auf der Suche nach neuen sozialen Formationen und Identitäten. In Friedrichs J. (Hg.) Die Individualisierungsthese. Opladen: Leske + Budrich, S. 181-220
- Otto H.U./Tiersch H. (Hg.) 2001. Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik. Neuwied: Luchterhand
- Paris R. 2000. Schwacher Dissens. Kultureller und politischer Protest. In Roth R. / Rucht D. Jugendkulturen, Politik und Protest. Opladen: Leske + Budrich, S. 49-62
- Parkin F. 1983. Strategien sozialer Schließung und Klassenbildung. In Kreckel R. (Hg.) 1983. Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Schwartz, S.121-135
- Peitsch H. 1998. Engagement. In Haug W.H. (Hg.) Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 3. Hamburg: Argument, S. 372-384
- Perrineau P. 2001. Die Faktoren der Wahldynamik des Front national. In Loch D./Heitmeyer W. (Hg.). Schattenseiten der Globalisierung. Frankfurt/M: Suhrkamp, S. 186-205
- Petzold M. 2000. Die Multimedia-Familie, Mediennutzung, Computerspiele, Telearbeit, Persönlichkeitsprobleme und Kindermitwirkung in Medien. Opladen: Leske + Budrich
- Prondczynsky A. von 1989. Das Konzept der gesamten Lebensweise als Einheit von kultureller und materieller Reproduktion. Reflexionen zur sozialwissenschaftlichen Grundlegung der Jugendforschung. In Breyvogel W.. Pädagogische Jugendforschung, Erkenntnisse und Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich, S. 49-64
- Reese-Schäfer W. 1992. Luhman zur Einführung. Hamburg: Junius
- Reuband K.H. 2001. Forschungsmethode: Quantitative. In Otto H.U. / Tiersch H. (Hg.) Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik. Neuwied: Luchterhand, S. 592-599
- Rink D. 2002. Beunruhigende Normalisierung: Zum Wandel von Jugendkulturen in der Bundesrepublik Deutschland. In Aus Politik und Zeitgeschichte B 5/2002
- Robertson R. 1998. Glokalisierung: Homogenität und Heterogenität in Raum und Zeit. In Beck U. Perspektiven der Weltgesellschaft. Frankfurt/M: Suhrkamp, S. 192-220
- Rogge K.-H. (Hg.) 1995. Methodenatlas. Berlin/Heidelberg: Springer
- Rommelspacher B. 1995. Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und macht. Berlin: Orlanda
- Rommelspacher B. 1997. Identität und Macht. Zur Internalisierung von Diskriminierung und Dominanz. In Keupp H. / Höfer R.. Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt/M: Suhrkamp, S. 251-269
- Roth R. 2002. Globalisierungsprozesse und Jugendkulturen. In Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament,,: B 5/2002, S. 20-27
- Roth R. / Rucht D. (Hg.) 2000. Jugendkulturen, Politik und Protest. Opladen: Leske + Budrich

- Sachße C. 1999. Grenzen der Solidarität. In Treptow R. / Höuster R.. Sozialpädagogische Integration, Entwicklungsperspektiven und Konfliktlinien. Weinheim München: Juventa, S. 25-37
- Sartre J.P. 1948. Qu'est ce que la littérature ? Editions Gallimard
- Sartre J.P. 1972. Vorwort in SPK: Aus der Krankheit eine Waffe machen. München: Trikont
- Schröder A. / Leonhard U. 1998. Jugendkulturen und Adoleszenz. Neuwied: Luchterhand
- Schulze G. 1992. Situationsmodi und Handlungsmodi. Konzepte zur Analyse des Wandels sozialer Ungleichheit. In Hradil S. Zwischen Bewusstsein und Sein. Opladen: Leske + Budrich, S. 67-81
- Schwagerl H.J. 1993. Rechtsextrems Denken, Merkmale und Methoden. Frankfurt/M: Fischer
- Schwingel M. 1998. Pierre Bourdieu zur Einführung. Hamburg: Junius
- Schiffauer W. 1997. Fremde in der Stadt. Frankfurt/M: Suhrkamp
- Schiffauer W. Der Mensch und sein Platz auf der Welt. In „TAZ“, vom 25.10.1999. Berlin
- Schmidt V.H. 2000. Ungleichheit, Exklusion und Gerechtigkeit. In Soziale Welt 1/2000, S. 381-400
- Seyfahrt K. 2001. Mitmischen statt rumhängen. Warum soziales Engagement Spaß macht und sich lohnt. München: Kösel
- Sennett R. 1986. Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt/M: Fischer
- Sennett R. 1998. Der flexible Mensch. Berlin: Siedler
- Silbereisen R. K. / Vaskovics L. A. / Zinnecker J. 1996. Jungsein in Deutschland. Opladen: Leske + Budrich
- Sommer C. M. 1995. Soziale Repräsentationen und Medienkommunikation. In Flick (Hg.) 1995. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt, S. 240-250
- Stöss R. 1999. Rechtsextremismus im vereinten Deutschland. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung
- Strauss A. / Corbin 1996. Grounded Theorie: Grundlagen qualitativer Forschung. Weinheim: Beltz
- Strauss A.L. 1991. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. München: Fink
- Tonn M. 1998. „Individualisierung als Ursache rechtsradikaler Jugendgewalt? In Friedrichs J. (Hg.) . Die Individualisierungsthese. Opladen: Leske + Budrich, S.263-298
- Touraine A. 2001. Globalisierung – eine neue kapitalistische Revolution. In Loch D. / Heitmeyer W. (Hg.) Schattenseiten der Globalisierung. Frankfurt/M: Suhrkamp, S.41-62
- Treptow R. 2001. Kultur und Soziale Arbeit. Aufsätze. Münster: Votum
- Treptow R. / Höuster R. 1999. Sozialpädagogische Integration, Entwicklungsperspektiven und Konfliktlinien. Weinheim München: Juventa
- Ullrich P. A. 2001. Sozialprofil und Wahlmotive der FPÖ-Wähler: Zur Modernität des Rechtspopulismus am Beispiel des Phänomens Haider. In Loch D. / Heitmeyer W. (Hg.) Schattenseiten der Globalisierung. Frankfurt/M: Suhrkamp, S. 206-226
- Vygotskij, L. 1987. Ausgewählte Schriften. Bd.2. Arbeiten zur psychischen Entwicklung der Persönlichkeit. Köln: Pahl - Rugenscheid
- Vygotskij, L. S. (1986). Denken und Sprechen. Frankfurt/M: Fischer
- Weber M. 1980 (5. Aufl.). Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen: Mohr Siebeck
- Whyte W.F. 1996. Die Street Corner Society. Die Sozialstruktur eines Italienviertels. Berlin/New York

- Zick, A. 1997. Vorurteile und Rassismus. Eine sozialpsychologische Analyse. Münster/New York/München/Berlin: Waxmann
- Zukunftskommission Gesellschaft 2000 der Landesregierung Baden-Württemberg. Solidarität und Selbstverantwortung, von der Risikogesellschaft zur Chancengesellschaft. Stuttgart: Staatsministerium
- Zürn M. 2001. Politische Fragmentierung als Folge der gesellschaftlichen Denationalisierung? In Loch D. / Heitmeyer W. (Hg.) Schattenseiten der Globalisierung. Frankfurt/M: Suhrkamp, S. 111-139

Anhang

Fragebogen

In unserem Projekt »Neue Orientierungen und Engagementformen« möchten wir vor allem von Auszubildenden wissen, was sie wollen und was sie tun. Unsere Befragung soll auch zum Nachdenken über die eigene Situation und gesellschaftliche Probleme anregen.

I. ARBEIT UND FREIZEIT

1. Entspricht Deine Ausbildung Deinem Berufswunsch?
(1) Ja (69 %) (2) Nein (31%)
2. Nach meiner Ausbildung möchte ich (Zutreffendes bitte ankreuzen)
(1) ... in meinem jetzigen Betrieb weiterarbeiten (46%)
(2) ... in einen anderen Betrieb wechseln (35%)
(3) ... eine andere Ausbildung anstreben (19%)
3. Welchen Stellenwert haben Arbeit und Freizeit für Dich derzeit?
(1) Arbeit steht im Vordergrund (55%)
(2) Freizeit steht im Vordergrund (45%)
4. Beschäftigst Du Dich in deiner Freizeit mit Themen, die deine Arbeit betreffen?
(1) ja, weil es mich interessiert (36%)
(2) ja, weil das in meinem Beruf notwendig ist (16%)
(3) nein (48%)
5. Wie siehst du Dein Verhältnis zu Deinen Kolleginnen und Kollegen?
Eher solidarisch (1) (2) (3) (4) (5) (6) eher konkurrierend
(Miteinander) (33%) (41%) (18%) (5%) (3%) (1%) (Gegenein.) M=2,06
6. Wie siehst du das Verhältnis zwischen Ausbildern und Auszubildenden?
Sehr gut (1) (2) (3) (4) (5) (6) sehr schlecht
i. (18%) (38%) (26%) (9%) (5%) (4%) M=2,57
7. Fühlst Du Dich in Deinem Betrieb respektiert?
Respektiert (1) (2) (3) (4) (5) (6) mißachtet
(21%) (38%) (25%) (8%) (5%) (3%) M=2,45
8. Gibt es bei Dir im Betrieb eine Jugend- und Auszubildendenvertretung?
(1) ja (55%) (2) nein (23%) (3) weiß nicht (22%)
9. Hast Du eine bezahlte Nebentätigkeit?
(1) ja, eine (17%) (2) ja, mehrere (6%) (3) nein (77%)
10. Bist Du mit Deiner derzeitigen Arbeits-/Ausbildungssituation zufrieden?
Sehr zufrieden (1) (2) (3) (4) (5) (6) sehr unzufrieden
(16%) (39%) (27%) (9%) (5%) (4%) M=2,58

11. Durch die gegenwärtige Situation und die damit verbundenen Anforderungen fühle ich mich:
(Bitte nur eine Ziffer ankreuzen!)

- | | |
|--------------------------|-------|
| (1) Eher herausgefordert | (73%) |
| (2) Eher überfordert | (10%) |
| (3) Eher unterfordert | (17%) |

II. ORIENTIERUNGEN

12. Trotz aller Zeitungs- und Fernsehberichte scheinen nationale und internationale Ereignisse selten so interessant wie Ereignisse, die in der Region stattfinden, in der man lebt.

- | | | | | | | | | |
|--------------|------|-------|-------|-------|------|------|------------------|--------|
| stimmt genau | (1) | (2) | (3) | (4) | (5) | (6) | stimmt gar nicht | |
| | (9%) | (22%) | (42%) | (14%) | (7%) | (7%) | | M=3,10 |

13. Ich habe größeren Respekt vor jemandem, der in seiner Region aktiv ist, als vor jemandem, der zwar weithin bekannt ist, der aber in der eigenen Region nichts macht.

- | | | | | | | | | |
|--------------|-------|-------|-------|-------|------|------|------------------|--------|
| stimmt genau | (1) | (2) | (3) | (4) | (5) | (6) | stimmt gar nicht | |
| | (15%) | (24%) | (33%) | (14%) | (6%) | (8%) | | M=2,96 |

14. Die Zugehörigkeit zu Europa ist mir wichtiger als die zu einem Land.

- | | | | | | | | | |
|--------------|-------|-------|-------|-------|-------|-------|------------------|--------|
| stimmt genau | (1) | (2) | (3) | (4) | (5) | (6) | stimmt gar nicht | |
| | (10%) | (13%) | (24%) | (16%) | (15%) | (21%) | | M=3,76 |

15. Das vereinte Europa bietet mir Vorteile.

- | | | | | | | | | |
|--------------|-------|-------|-------|-------|------|------|------------------|--------|
| stimmt genau | (1) | (2) | (3) | (4) | (5) | (6) | stimmt gar nicht | |
| | (13%) | (19%) | (32%) | (17%) | (9%) | (9%) | | M=3,18 |

16. Die ganzen Probleme mit dem Euro oder der EU-Bürokratie zeigen, dass es besser ist, sich um das eigene Land zu kümmern.

- | | | | | | | | | |
|--------------|-------|-------|-------|-------|------|------|------------------|--------|
| stimmt genau | (1) | (2) | (3) | (4) | (5) | (6) | stimmt gar nicht | |
| | (23%) | (20%) | (26%) | (13%) | (9%) | (9%) | | M=2,92 |

17. Ich fühle mich mit der Region, in der ich lebe, stark verbunden.

- | | | | | | | | | |
|--------------|-------|-------|-------|-------|------|------|------------------|--------|
| stimmt genau | (1) | (2) | (3) | (4) | (5) | (6) | stimmt gar nicht | |
| | (23%) | (26%) | (24%) | (12%) | (7%) | (8%) | | M=2,78 |

18. Ich könnte mir vorstellen, später in einem anderen Land zu leben.

- | | | | | | | | | |
|--------------|-------|-------|-------|------|-------|-------|------------------|--------|
| stimmt genau | (1) | (2) | (3) | (4) | (5) | (6) | stimmt gar nicht | |
| | (30%) | (18%) | (15%) | (9%) | (10%) | (18%) | | M=3,06 |

19. Scheint es Dir notwendig, Fremdsprachen zu lernen? (Bitte nur eine Antwort ankreuzen)

- | | |
|---|-------|
| (1) ja, um mich auch in einem anderen Land verständigen zu können | (53%) |
| (2) ja, weil es für das berufliche Fortkommen sehr wichtig ist | (27%) |
| (3) ja, aber erst dann, w. ich einmal für längere Zeit ins Ausland gehe | (13%) |
| (4) nein, weil ich fast überall mit Deutsch durchkomme | (7%) |
-

20. Der Rüstungsexport sollte nicht beschränkt werden, um unseren Wohlstand nicht zu gefährden!

- | | | | | | | | | |
|--------------|-------|-------|-------|-------|------|-------|------------------|--------|
| stimmt genau | (1) | (2) | (3) | (4) | (5) | (6) | stimmt gar nicht | |
| | (12%) | (15%) | (37%) | (13%) | (9%) | (14%) | | M=3,33 |

21. Eine Ausweitung des deutschen Einflusses wäre für andere Länder nur von Vorteil!

- | | | | | | | | | |
|--------------|-------|-------|-------|-------|-------|-------|------------------|--------|
| stimmt genau | (1) | (2) | (3) | (4) | (5) | (6) | stimmt gar nicht | |
| | (10%) | (16%) | (33%) | (19%) | (12%) | (10%) | | M=3,36 |

22. Das Leben in Deutschland wird durch das Zusammentreffen von Kulturen verschiedener Nationen vielfältiger und interessanter!
stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
(19%) (22%) (21%) (15%) (9%) (13%) M=3,15
23. Aus dem deutschen Reichtum ergibt sich eine Verantwortung für ärmere Länder!
stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
(16%) (22%) (24%) (14%) (12%) (12%) M=3,22
24. Wir sollten uns wieder mehr an den deutschen Tugenden wie Fleiß, Ordnung und Sauberkeit orientieren!
stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
(24%) (27%) (27%) (9%) (7%) (7%) M=2,66
25. Ausländer nehmen den Deutschen Arbeitsplätze weg!
stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
(19%) (12%) (17%) (12%) (12%) (29%) M=3,70
26. Ausländer, die in Deutschland leben, müssen gleichberechtigt wie Deutsche behandelt werden!
stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
(32%) (18%) (18%) (12%) (9%) (12%) M=2,84
27. Wer in Deutschland lebt, sollte sich auch an die deutsche Kultur anpassen!
stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
(36%) (18%) (19%) (8%) (7%) (11%) M=2,65
28. Im Ausland gebe ich nicht gerne zu erkennen, dass ich aus Deutschland komme!
stimmt g. (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
(10%) (11%) (18%) (10%) (16%) (35%) M=4,18
29. Deutschland könnte im politischen, sozialen oder wirtschaftlichen Bereich von anderen Ländern lernen!
stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
(21%) (27%) (27%) (12%) (7%) (6%) M=2,73
30. Die Deutschen haben immer noch eine besondere Verpflichtung gegenüber den Opfern des Nationalsozialismus (z.B. Juden und Roma)!
stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
(14%) (12%) (22%) (13%) (14%) (26%) M=3,78
-
31. Die Menschen aus Afrika oder Asien sind von Natur aus auch nicht anders als wir und sollten deshalb genau so geachtet werden!
stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
(55%) (18%) (14%) (7%) (2%) (5%) M=1,98
32. Jede ethnische Gruppe sollte an ihrem eigenen Platz bleiben!
stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
(14%) (13%) (25%) (16%) (12%) (19%) M=3,58
33. Ich halte es für richtig, daß die Ausländer eine niedrigere soziale Position einnehmen!
stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
(10%) (9%) (14%) (15%) (16%) (36%) M=4,26
34. Das Recht des Stärkeren gilt in der Natur, es muß auch unter Menschen gelten, denn es ist ein klares Prinzip!
stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
(9%) (6%) (16%) (12%) (17%) (41%) M=4,46
-

35. Ein gewisses Maß an Kritik und Widerspruch ist für mich selbstverständlich!
 stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
 (34%) (35%) (23%) (6%) (2%) (1%) M=2,12
36. Befehle von Vorgesetzten führe ich aus, auch wenn sie mich nicht völlig überzeugen!
 stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
 (19%) (30%) (28%) (11%) (7%) (6%) M=2,75
37. Man sollte sich wieder mehr nach den bei uns anerkannten Regeln und Normen richten!
 stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
 (14%) (29%) (35%) (11%) (6%) (5%) M=2,82
38. Gehorsam und Achtung gegenüber Autoritäten sind die wichtigsten Tugenden, die Kinder lernen sollten!
 stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
 (24%) (29%) (26%) (11%) (5%) (5%) M=2,59
39. Kriminalität, sexuelle Unmoral und Störungen der öffentlichen Ordnung zeigen, daß wir härter mit abweichenden Gruppen und Störern umgehen müssen!
 stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
 (41%) (25%) (17%) (7%) (4%) (6%) M=2,25
-
40. Es ist gut, dass Demonstrationen erlaubt sind, um gegen die Regierung zu protestieren.
 stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
 (50%) (26%) (17%) (4%) (2%) (2%) M=1,90
41. Eine lebensfähige Demokratie ist nicht denkbar ohne politische Opposition.
 stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
 (29%) (25%) (33%) (8%) (3%) (3%) M=2,39
42. Demokratie ist eine gute Staatsform, aber in Krisenzeiten ist sie nicht sehr effektiv.
 stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
 (14%) (25%) (33%) (14%) (8%) (6%) M=2,95
43. Ob eine Gesellschaft wirklich demokratisch ist, zeigt sich an ihrem Umgang mit Minderheiten.
 stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
 (28%) (33%) (27%) (7%) (3%) (3%) M=2,32
-
44. Über Jahrzehnte hat sich eingebürgert, bei politischen Standortbestimmungen zwischen ‚rechts‘ und ‚links‘ zu unterscheiden. Wie würdest Dich zur Zeit einordnen? (Bitte nur eine Ziffer ankreuzen)
 (1) links (6%)
 (2) eher links als rechts (8%)
 (3) weder links noch rechts (42%)
 (4) eher rechts als links (22%)
 (5) rechts (9%)
 (6) das weiß ich (noch) nicht (14%) M=3,59

III. ENGAGEMENT

45. Welche Probleme hast Du zur Zeit? (Zutreffendes bitte ankreuzen)

	Habe ich	Habe ich nicht
Probleme in der Familie	(1) (18%)	(2) (82%)
Probleme in der Schule	(1) (21%)	(2) (79%)
	Habe ich	Habe ich nicht
Probleme in der Freizeit	(1) (15%)	(2) (85%)
Probleme in der Arbeit	(1) (18%)	(2) (82%)

46. Jede/r hat eine andere Art mit Problemen umzugehen. Wie ist das bei Dir am ehesten? (Bitte nur eine Ziffer ankreuzen)

(1) Ich warte gern ab	(10%)
(2) Ich versuche nicht daran zu denken	(6%)
(3) Ich versuche alleine für mich eine Lösung zu finden	(46%)
(4) Ich versuche zusammen mit anderen etwas zu erreichen	(37%)

47. Es gibt unterschiedliche Gründe, warum Jugendliche sich engagieren, warum sie bei etwas mitmachen. Uns interessiert, ob diese Gründe auch für Dich von Bedeutung sind.

(Bitte schreibe in jede Klammer eine Ziffer zwischen eins und vier. Dabei bedeutet: 1 = sehr wichtig, 2= wichtig, 3= weniger wichtig, 4= unwichtig)

() Einsatz für Andere	(20%)	(45%)	(27%)	(8%)	M=2,23
() wichtig für die Gesellschaft	(11%)	(34%)	(37%)	(18%)	M=2,63
() persönlicher Vorteil	(31%)	(40%)	(19%)	(10%)	M=2,07
() persönliche Interessen	(41%)	(33%)	(19%)	(7%)	M=1,93
() etwas bewegen	(27%)	(40%)	(24%)	(9%)	M=2,15
() eigene Fähigkeiten	(35%)	(44%)	(16%)	(5%)	M=1,91
() wegen Freunden	(17%)	(29%)	(31%)	(23%)	M=2,60
() neue Leute kennenlernen	(27%)	(40%)	(23%)	(11%)	M=2,17
() Weil es mir Spaß macht	(48%)	(33%)	(13%)	(7%)	M=1,78
() selbst betroffen	(18%)	(36%)	(29%)	(17%)	M=2,45
() Wegen aktueller Situation	(16%)	(31%)	(33%)	(20%)	M=2,58
() Mitverantwortung jedes Menschen	(30%)	(34%)	(23%)	(13%)	M=2,19

48. Wo engagierst Du Dich oder hast Du Dich schon engagiert?

(Bitte alle zutreffenden Ziffern ankreuzen!)	(Ja)	(Nein)
(1) Politische Partei	(5%)	(95%)
(2) Schulische Arbeitsgemeinschaften	(26%)	(74%)
(3) SMV (Schülermitverwaltung)	(16%)	(84%)
(4) Gewerkschaft	(11%)	(89%)
(5) Verein	(59%)	(41%)
(6) Jugendeinrichtung (z.B. Jugendhaus)	(26%)	(74%)
(7) Verbandliche Jugendgruppen (z.B. CVJM)	(10%)	(90%)
(8) Bürgerinitiativen und Aktionen	(5%)	(95%)
(9) Sonstige	(17%)	(83%)
(10) Habe mich bisher (noch) nicht engagiert	(16%)	(84%)

49. Wenn Du Dich schon engagiert hast, wie waren Deine Erfahrungen?
 (1) Eher motivierend (78%) (2) eher frustrierend (22%)
50. Es bringt nichts, sich über aktuelle Ereignisse oder öffentliche Angelegenheiten Sorgen zu machen; ich kann ohnehin nichts tun.
 stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
 (9%) (13%) (31%) (15%) (17%) (15%) M=3,61
51. Jede/r sollte etwas von seiner Zeit opfern für das Wohl seiner Region oder seines Landes.
 stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
 (14%) (24%) (33%) (15%) (8%) (6%) M=2,97
52. Ich fühle mich für Menschen, die in Not geraten sind, verantwortlich.
 stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
 (10%) (20%) (30%) (16%) (11%) (13%) M=3,37
53. Wenn man sich engagiert und hartnäckig ist, kann man in unserer Gesellschaft wirklich etwas erreichen.
 stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
 (25%) (32%) (26%) (10%) (5%) (3%) M=2,47
-
54. Hast Du schon einmal an einer gewerkschaftlichen Veranstaltung teilgenommen?
 (1) ja, zu beruflichen/gesellschaftlichen Themen (29%)
 (2) ja, als Freizeitgestaltung (13%)
 (3) nein, noch nie (58%)
55. Die Gewerkschaften haben viele Aufgaben übernommen. Wie wichtig findest Du diese?
 (Bitte schreibe in jede Klammer eine Ziffer zwischen 1 und 4. Dabei bedeutet: 1= sehr wichtig, 2=wichtig, 3=weniger wichtig, 4=unwichtig)
- | | | |
|---|-------------------------|--------|
| () Aushandeln von Arbeitsbedingungen | (76%) (19%) (3%) (2%) | M=1,31 |
| () Einwirken auf die Politik | (28%) (41%) (22%) (9%) | M=2,12 |
| () Organisation von Streiks | (23%) (36%) (28%) (13%) | M=2,31 |
| () Schutz vor Willkür im Betrieb | (56%) (32%) (8%) (4%) | M=1,59 |
| () Beitrag zu einer demokr. Kultur | (26%) (29%) (29%) (17%) | M=2,37 |
| () Politische Bildung | (13%) (33%) (37%) (18%) | M=2,59 |
| () Einsatz für Frieden und Gerechtigkeit | (32%)(30%)(24%)(15%) | M=2,21 |
| () Förderung von Umweltschutz
und ökologischem Wirtschaften | (30%) (40%) (21%) (9%) | M=2,09 |
| () Verbesserung der Qualität der Ausb. | (65%) (28%) (4%) (3%) | M=1,44 |
| () Gegenmacht zu Wirtschaftsinteressen | (24%)(40%)(27%) (9%) | M=2,21 |
| () Jugendarbeit | (41%) (40%) (13%) (7%) | M=1,85 |
56. Wenn Du innerhalb von Organisationen (z.B. der Gewerkschaft) etwas verändern könntest, was wäre Dir wichtig?
 (Bitte schreibe in jede Klammer eine Ziffer zwischen 1 und 4. Dabei bedeutet: 1 = sehr wichtig, 2= wichtig, 3= weniger wichtig, 4= unwichtig)
- | | | |
|---|-------------------------|--------|
| () Jeder/Jede sollte gleichberechtigt mitentscheiden können, unabhängig von der Herkunft | (48%) (28%) (16%) (7%) | M=1,82 |
| () Interessen von Frauen | (23%) (42%) (23%) (11%) | M=2,23 |
| () mehr Geld für Kulturarbeit | (15%) (31%) (37%) (17%) | M=2,57 |

- () Es sollten mehr Treffen mit Jugendlichen aus anderen Ländern stattfinden!
(23%) (33%) (30%) (14%) M=2,36
- () mehr aktuelle politische Themen (11%) (36%) (39%) (15%) M=2,57
- () Man sollten auch kurze Zeit und ohne weitere Verpflichtung mitarbeiten können!
(23%) (46%) (25%) (6%) M=2,14
- () Sonstiges, nämlich (40%) (15%) (14%) (31%) M=2,35

57. Welche Art von Angebot würdest Du Dir für die gewerkschaftliche Jugendarbeit vor allem wünschen?

(Bitte schreibe in jede Klammer eine Ziffer zwischen 1 und 4. Dabei bedeutet: 1= sehr wichtig, 2= wichtig, 3= weniger wichtig, 4= unwichtig)

- () Veranstaltungen zu Problemen in der Arbeitswelt (z.B. Neue Ausbildungsordnung)
(39%) (41%) (15%) (4%) M=1,85
- () Veranstaltungen zu gesellschaftlichen Themen (z.B. Umwelt, Frieden, Rechtsextremismus)
(21%) (37%) (31%) (11%) M=2,32
- () Kulturveranstaltungen (20%) (28%) (33%) (19%) M=2,52
- () offene Treffs (28%) (38%) (22%) (12%) M=2,18

58. Falls Du nicht in der Gewerkschaft aktiv bist, was hält Dich davon ab?

- | | Ja | Nein |
|---|-----------|-----------|
| (1) habe ich noch nicht überlegt | (1) (64%) | (2) (36%) |
| (2) es gibt zu wenig Angebote | (1) (44%) | (2) (56%) |
| (3) ich weiß zu wenig über die Gewerkschaften | (1) (65%) | (2) (35%) |
| (4) ich halte nicht viel von den Gewerkschaften | (1) (31%) | (2) (69%) |
| (5) Sonstiges und zwar | (1) (60%) | (2) (40%) |

IV. SOZIALE EINBINDUNG UND BEZIEHUNGEN ZWISCHEN GRUPPEN

59. Bist Du Mitglied in einer der folgenden Organisationen?

- In einer Gewerkschaft (1) ja (34%) (2) nein (66%)
- In einer Partei (1) ja (3%) (2) nein (97%)
- In einem Verband (1) ja (9%) (2) nein (91%)
- In einem Verein (1) ja (58%) (2) nein (42%)

60. Bist Du fest in eine soziale Gemeinschaft eingebunden?

- in eine Organisation (1) ja (16%) (2) nein (84%)
- in eine Clique (1) ja (71%) (2) nein (29%)
- in die Familie (1) ja (87%) (2) nein (13%)

61. Fühlst Du Dich mit einer Jugendszene (z.B. HipHop, Skins) verbunden?

- (1) ja und zwar (35%) (2) nein (65%)

62. Hast Du bei der Arbeit mit Kollegen/-innen anderer Nationalität zu tun?

- (1) ja, ich arbeite mit ihnen zusammen (62%)
- (2) ja, ich habe manchmal mit ihnen zu tun (16%)
- (3) nein, ich habe bei der Arbeit wenig Kontakt zu ihnen (9%)
- (4) nein, ich habe bei der Arbeit keinen Kontakt zu ihnen (13%)

63. Hast Du in Deiner Freizeit mit Jugendlichen anderer Nationalität zu tun?

- (1) ja, sie gehören zu meinem Freundeskreis (53%)
- (2) ja, sie besuchen die gleichen Freizeitorte wie ich (10%)
- (3) nein, ich habe wenig Kontakt zu ihnen (20%)
- (4) nein, ich habe keinen Kontakt zu ihnen (17%)

64. Wenn Du jetzt einmal überlegst, wo Du positivere Erfahrungen mit anderen Nationalitäten gemacht hast, wo war das?

(Bitte nur eine Ziffer ankreuzen!)

- (1) bei der Arbeit (32%)
- (2) in der Freizeit (62%)

65. Wie schätzt Du Deine sozialen Beziehungen zu Gruppen anderer nationaler Herkunft bei der Arbeit und in der Freizeit ein?

(Bitte in jeder Spalte nur eine Ziffer ankreuzen!)

	<u>Bei der Arbeit</u>	<u>In der Freizeit</u>
Ich komme gut mit ihnen aus	(1) (36%)	(1) (26%)
mit vielen kann ich auskommen	(2) (30%)	(2) (26%)
ich habe wenig Beziehung zu ihnen	(3) (22%)	(3) (23%)
mit einigen habe ich Probleme	(4) (9%)	(4) (19%)
das Zusammensein ist schwer erträglich	(5) (3%)	(5) (5%)

66. Welcher Gruppe ordnest Du Dich selbst zu?

(Bitte nur eine Ziffer ankreuzen!)

- (1) Einheimische (76%)
- (2) Zugezogene aus Deutschland (6%)
- (3) Aussiedler (8%)
- (4) Zuwanderer/Migranten (4%)
- (5) Asylbewerber/Kriegsflüchtlinge (2%)
- (6) Sonstige (6%)

67. Welches Verhältnis hast Du zu der Gruppe, zu der Du Dich zuordnest?

- Ich habe eine tiefe Bindung zu meiner Gruppe.

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
 (30%) (33%) (25%) (6%) (3%) (3%) M=2,27

- Wir sind einander ähnlich und unterscheiden uns von den anderen Gruppen.

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
 (16%) (23%) (33%) (13%) (8%) (8%) M=2,98

- Oft wünsche ich, ich würde zu einer anderen Gruppe gehören.

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
 (3%) (4%) (11%) (8%) (19%) (56%) M=5,02

V. ZUKUNFT, LEBENSPRINZIPIEN UND PERSPEKTIVEN

68. Es beunruhigt mich, dass die Zukunft so unsicher ist.

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
(30%) (29%) (19%) (7%) (7%) (8%) M=2,57

69. Ich sehe für mich wenig Chancen auf dem Arbeitsmarkt

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
(10%) (14%) (21%) (13%) (22%) (20%) M=3,86

70. Ich sehe für mich keine Perspektive in Deutschland.

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
(5%) (9%) (18%) (14%) (20%) (33%) M=4,35

71. Was wünschst Du Dir für die zukünftige Entwicklung der Gesellschaft?

- Europa ohne Grenzen

stimmt g. (20%) (18%) (29%) (13%) (8%) (12%) stimmt gar nicht M=3,05

- Multikulturelles Deutschland

stimmt g. (14%) (15%) (29%) (17%) (11%) (15%) stimmt g. nicht M=3,42

- Nationale Gesellschaft

stimmt g. (15%) (17%) (32%) (15%) (9%) (12%) stimmt gar nicht M=3,25

72. Es gibt verschiedene Lebenseinstellungen, welche trifft für Dich am ehesten zu? (Bitte nur eine Ziffer ankreuzen)

- Mein Denken und Handeln ist auf die Zukunft gerichtet,

man muß langfristig planen (1) (31%)

- Für mich zählt vor allem das Heute, die Probleme müssen heute gelöst werden

(2) (49%)

- Ich beziehe mich stark auf frühere Erfahrungen, aus der Vergangenheit kann man viel lernen

(3) (18%)

Kombinationen aus 1, 2 und/oder 3: die restlichen (2%)

73. Welcher Aussage stimmst Du am ehesten zu?

(Bitte nur eine Ziffer ankreuzen)

Die Politik sollte:

(1) ... sich zuerst um die gegenwärtigen Probleme kümmern (57%)

(2) ... an die Erfahrungen und Werte aus der Geschichte erinnern (11%)

(3) ... sich an den Erfordernissen der Zukunft ausrichten (30%)

Kombinationen aus 1, 2 und/oder 3: die restlichen (2%)

74. Vor der Wahl stellen drei Parteien ihr Wahlprogramm vor. Welche von den folgenden würdest Du am ehesten wählen?

(Bitte nur eine Ziffer ankreuzen)

(1) Partei A: Leistungsprinzip: Nur wer viel leistet, sollte viel bekommen!(21%)

(2) Partei B: Gerechtigkeitsprinzip: Jeder soll bekommen, was ihm gerechterweise zusteht (54%)

(3) Partei C: Soziales Prinzip: Soziale Unterschiede sollen ausgeglichen werden. (24%)

Kombinationen aus 1, 2 und/oder 3: die restlichen (1%)

75. Meine Zukunft sieht gut aus
stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
(13%) (35%) (35%) (9%) (5%) (3%) M=2,67
76. Was auch immer passiert, ich kann die gute Seite daran sehen
stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
(16%) (30%) (34%) (11%) (4%) (4%) M=2,72
77. Mein Leben scheint mir sinnvoll
stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
(32%) (35%) (18%) (6%) (4%) (6%) M=2,32
78. Für meine Zukunft ist mir vor allem wichtig:
(Bitte eine REIHENFOLGE festlegen: An 1. Stelle / 2. Stelle...5. Stelle...)
- | | | | | | | |
|---------------------|-------|-------|-------|-------|-------|--------|
| Spaß haben | (29%) | (25%) | (21%) | (16%) | (8%) | M=2,48 |
| Erfolg im Beruf | (23%) | (27%) | (22%) | (23%) | (5%) | M=2,59 |
| Viel Geld verdienen | (13%) | (19%) | (26%) | (28%) | (14%) | M=3,10 |
| Bildung/Kultur | (2%) | (5%) | (12%) | (16%) | (65%) | M=4,37 |
| Freundschaft | (39%) | (27%) | (16%) | (14%) | (5%) | M=2,19 |

FRAGEN ZU DEINER PERSON

79. Wie alt bist Du? Jahre M=19,04
- 15-25 Jahre = 99%
- 26-30 Jahre = 1%
80. Dein Geschlecht (1) weiblich (23%) (2) männlich (77%)
81. Wie groß ist Dein Betrieb?
- (1) Kleinbetrieb (1-50 Beschäftigte) (25%)
- (2) Mittelbetrieb (50-1000 Beschäftigte) (32%)
- (3) Großbetrieb (mehr als 1000 Beschäftigte) (44%)
82. Welcher Sparte gehört Dein Betrieb an?
- (1) Handwerk (33%)
- (2) Industrie (54%)
- (3) Dienstleistung (13%)
83. Machst Du eine Ausbildung?
- (1) Ja, im gewerblichen Bereich (33%)
- (2) Ja, im kaufmännischen Bereich (14%)
- (3) Ja, im technischen Bereich (51%)
- (4) Nein (2%)
84. Welche Staatsangehörigkeit hast Du? deutsch (86%)
nicht-deutsch (14%)

85. Kommen Deine Eltern aus einem anderen Land?

- Ja, ein Elternteil (1) (8%)
- ja, beide Eltern (2) (21%)
- nein (3) (71%)

86. Welche Schule hast Du besucht? (Zutreffende ankreuzen!)

- (1) Sonderschule (2%)
- (2) Hauptschule (32%)
- (3) Realschule (48%)
- (4) Gymnasium (17%)
- (5) Sonstiges (2%)

V153: Süd (47%) NRW (25%) Nord (7%) Ost (20%)

Skalen:

Nationale Orientierung	M=3,3
Internationale Orientierung	M=3,4
Rassistische Orientierung	M=4,3
Autoritäre Orientierung	M=2,6
Demokratische Orientierung	M=2,2
Lokale Orientierung	M=3,2
Europäische Orientierung	M=3,3
Integration in die Arbeit	M=2,4
Zukunftsorientierung	M=3,6
Engagement	M=3,0
Bindung	M=2,4

Itemauswahl für die nationale Orientierung:

Der Rüstungsexport sollte nicht beschränkt werden, um unseren Wohlstand nicht zu gefährden!

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Eine Ausweitung des deutschen Einflusses wäre für andere Länder nur von Vorteil!

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Wir sollten uns wieder mehr an den deutschen Tugenden wie Fleiß, Ordnung und Sauberkeit orientieren!

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Ausländer nehmen den Deutschen Arbeitsplätze weg!

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Ausländer, die in Deutschland leben, müssen gleichberechtigt wie Deutsche behandelt werden!

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
(Umgepolt)

Wer in Deutschland lebt, sollte sich auch an die deutsche Kultur anpassen!

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Itemauswahl für die Internationale Orientierung

Das Leben in Deutschland wird durch das Zusammentreffen von Kulturen verschiedener Nationen vielfältiger und interessanter!

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Aus dem deutschen Reichtum ergibt sich eine Verantwortung für ärmere Länder!

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Im Ausland gebe ich nicht gerne zu erkennen, dass ich aus Deutschland komme!

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Deutschland könnte im politischen, sozialen oder wirtschaftlichen Bereich von anderen Ländern lernen!

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Die Deutschen haben immer noch eine besondere Verpflichtung gegenüber den Opfern des Nationalsozialismus (z.B. Juden und Roma)!

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Itemauswahl für die rassistische Orientierung

Die Menschen aus Afrika oder Asien sind von Natur aus auch nicht anders als wir und sollten deshalb genau so geachtet werden!

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
(Umgepolt)

Jede ethnische Gruppe sollte an ihrem eigenen Platz bleiben!

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Ich halte es für richtig, daß die Ausländer eine niedrigere soziale Position einnehmen!

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Das Recht des Stärkeren gilt in der Natur, es muß auch unter Menschen gelten, denn es ist ein klares Prinzip!

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Itemauswahl für die autoritäre Orientierung

Befehle von Vorgesetzten führe ich aus, auch wenn sie mich nicht völlig überzeugen!

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Man sollte sich wieder mehr nach den bei uns anerkannten Regeln und Normen richten!

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Gehorsam und Achtung gegenüber Autoritäten sind die wichtigsten Tugenden, die Kinder lernen sollten!

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Kriminalität, sexuelle Unmoral und Störungen der öffentlichen Ordnung zeigen, daß wir härter mit abweichenden Gruppen und Störern umgehen müssen!

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Itemauswahl für die demokratische Orientierung

Es ist gut, dass Demonstrationen erlaubt sind, um gegen die Regierung zu protestieren.

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Eine lebensfähige Demokratie ist nicht denkbar ohne politische Opposition.

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Ob eine Gesellschaft wirklich demokratisch ist, zeigt sich an ihrem Umgang mit Minderheiten.

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Itemauswahl für die lokale Orientierung

Trotz aller Zeitungs- und Fernsehberichte scheinen nationale und internationale Ereignisse selten so interessant wie Ereignisse, die in der Region stattfinden, in der man lebt.

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Ich habe größeren Respekt vor jemandem, der in seiner Region aktiv ist, als vor jemandem, der zwar weithin bekannt ist, der aber in der eigenen Region nichts macht.

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Ich fühle mich mit der Region, in der ich lebe, stark verbunden.

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Ich könnte mir vorstellen, später in einem anderen Land zu leben.

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
(Umgepolt)

Itemauswahl für die europäische Orientierung

Die Zugehörigkeit zu Europa ist mir wichtiger als die zu einem Land.

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Das vereinte Europa bietet mir Vorteile.

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Die ganzen Probleme mit dem Euro oder der EU-Bürokratie zeigen, dass es besser ist, sich um das eigene Land zu kümmern.

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
(Umgepolt)

Itemauswahl für Engagement

Es bringt nichts, sich über aktuelle Ereignisse oder öffentliche Angelegenheiten Sorgen zu machen; ich kann ohnehin nichts tun.

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
(Umgepolt)

Jede/r sollte etwas von seiner Zeit opfern für das Wohl seiner Region oder seines Landes.

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Ich fühle mich für Menschen, die in Not geraten sind, verantwortlich.

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Wenn man sich engagiert und hartnäckig ist, kann man in unserer Gesellschaft wirklich etwas erreichen.

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Itemauswahl für Bindung

Welches Verhältnis hast Du zu der Gruppe, zu der Du Dich zuordnest?

- Ich habe eine tiefe Bindung zu meiner Gruppe.

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

- Wir sind einander ähnlich und unterscheiden uns von den anderen Gruppen.

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

- Oft wünsche ich, ich würde zu einer anderen Gruppe gehören.

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht
(Umgepolt)

Itemauswahl für Zukunfts-Angst

Es beunruhigt mich, dass die Zukunft so unsicher ist.

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Ich sehe für mich wenig Chancen auf dem Arbeitsmarkt

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht

Ich sehe für mich keine Perspektive in Deutschland.

stimmt genau (1) (2) (3) (4) (5) (6) stimmt gar nicht